The
HAROLD B. LEE LIBRARY

Gift of

Henry
Von Witzleben

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

Dr. Annie Bender / Thomas Abbt

Thomas Abbt

Ein Beitrag zur Darstellung des erwachenden Lebensgefühls im 18. Jahrhundert

von Dr. Annie Bender

*

1 · 9 · 2 · 2

Verlag von Friedrich Cohen
in Bonn

Copyright 1922 by Friedrich Cohen Verlag, Bonn

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Einleitung 13

Erstes Kapitel: Die Entdeckung der Wirklichkeit

1. Im engen Kreis (Ulm) 19
2. Auf preußischem Boden (Halle) 28
3. Das Erlebnis des Krieges (Frankfurt a. O.) 53
4. Welt und Freundschaft (Berlin) 68

Zweites Kapitel: Entsagen und Schaffen

1. Der Verbannte (Rinteln) 81
2. Der Philosoph 94
3. Der politische Denker 118
4. Der Literat und seine Wirkung auf Herder 129

Drittes Kapitel: Die Erfüllung

1. Neue Menschen (Die Reise) 158
2. Das Werk (Vom Verdienst) 168
3. Die Tat (Hofstellung in Bückeburg) 187

Schlußwort: Der Torso von einem Denkmal . . . 207

Vorwort

Die Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich den Seminarübungen meines hochverehrten Lehrers, des Herrn Geheimrat Litzmann, in denen ich zum erstenmal den Namen Thomas Abbt hörte. Er wurde uns von vornherein in Verbindung mit einer größeren Persönlichkeit genannt, nämlich Herder, dessen kritisch-ästhetische Schriften in dem damals aufgestellten Arbeitsplan über „Die Entwicklung der literarischen Kritik in Deutschland von ihren Anfängen bis auf Goethe und Schiller" als einer der wesentlichsten Ansatz- und Wendepunkte im kritischen Schaffen deutscher Männer eine bedeutende Stelle einnahmen. Die Beurteilungsweise Herders, namentlich nach der psychologischen Seite hin, erkannte ich besonders durch das Studium jenes kleinen fragmentarischen Meisterwerkes, des „Torso von einem Denkmal auf Thomas Abbt", in dem das aus tiefster persönlicher Wesensbeziehung hervorquillende Verständnis Herders für einen frühverstorbenen Schriftsteller seiner Zeit einen lebendigen, wenn auch nicht abschließenden Niederschlag findet. Da aber das Bild Abbts in der von Herder gegebenen Zeichnung durch Aufprägung seiner eigenen Züge nicht deutlich gemacht wird, ergab sich mir die Notwendigkeit, Abbts Schriften selbst zu lesen. In ihnen entdeckte ich eine ganz andere als die von Herder nur flüchtig, wenn auch schwungvoll skizzierte Persönlichkeit, die ernst, verschlossen, unnahbar schien. Und doch war in der starr aufgerichteten Gestalt des Mannes eine mir heimlich glühendes Leben verratende Bewegung, ein Ausdruck, der mich unwillkürlich in den Bann des noch ungeklärten Antlitzes zog, und der mich reizte, die seltsamen, bald kühl-verstandesmäßig, bald träumerisch-sinnenden Blicke zu erforschen. So kam es, daß aus einer unscheinbaren Seminararbeit über Herders „Torso" die winzige Keimzelle zu der nun fertig vorliegenden Monographie über Thomas Abbt wurde.

Die Schwierigkeit des Unternehmens lag zunächst darin, daß eine vollständige, kritisch-durchgesehene Ausgabe der Schriften Abbts überhaupt nicht vorhanden ist. Die notdürftig zusammengefügte Auswahl stammt noch von einem seiner Zeitgenossen, Nicolai, her, der sie von 1772–1780 bewerkstelligte. Auf dieser Sammlung beruht die bisher über Abbts Leben und Persönlichkeit erschienene Literatur, die man in drei Gruppen einordnen kann. Einmal handelt es sich um eine meist flüchtige Beleuchtung des Schriftstellers im Zusammenhang mit den führenden Geistern der Zeit, wie sie neben größeren, das achtzehnte Jahrhundert umfassenden Uebersichten – es sei nur an Gervinus, Koberstein, Hettner erinnert – namentlich in den monumentalen, Lessing und Herder erschöpfend würdigenden Einzeldarstellungen Erich Schmidts und Georg Heyms zum Ausdruck kommt, dann aber auch um Werke geringeren Umfangs, die sich entweder mit irgendeinem der mannigfaltigen Teilgebiete des Abbtschen Schaffens auseinandersetzen oder schon in den Rahmen eines biographischen Versuches seine Gesamtleistung unterzubringen suchen.

Eine Mischung der beiden zuletzt genannten Arten kritischer Stellungnahme findet sich in dem 1846 erschienenen Literarhistorischen Taschenbuch von R. E. Prutz, der, obwohl er sich in der Hauptsache die Aufgabe stellt, Abbts Anteil an den Literaturbriefen zu ermitteln und ein auch heutiger Forschung noch nützliches, ausführliches Register der aus Abbts Feder stammenden Aufsätze anfertigt[1]), von einer wenigstens bis zu seiner Berliner Zeit reichenden Uebersicht über sein Leben nicht absieht, die ich vor allem deswegen erwähnen möchte, weil sie ein warmes Verständnis nicht nur für Abbt selbst, sondern auch für die ihn umgebenden Persönlichkeiten verrät, und Zeit und Menschen, zwar skizzenhaft, mit willkürlich gelassenen bedeutenden Lücken, so doch lebendig und in reicher Bewegung vor uns hinstellt. Aus-

1) S. 403–405.

schließlich mit einzelnen Seiten der Abbtschen Produktion beschäftigen sich: Geisler[1]), der im gedrängten Raum einer Gymnasialprogrammschrift die wesentlichsten, wie in Eile zusammengerafften, aus Naturell, Lektüre und Umgang sich erklärenden stilistischen Eigentümlichkeiten Abbts kennzeichnet; Thiele, der in trocken-sachlicher, den Philologen verratender Gründlichkeit eine genaue Einteilung und mehr Inhaltsangabe als Würdigung der teils schon von Prutz behandelten Literaturbriefe Abbts gibt; Schuller, der nur auf die pädagogischen Ansichten Abbts eingeht und das in der Hauptsache dafür in Frage kommende Werk[2]) einer ausführlichen Analyse unterzieht, Claus, der die historisch-politischen Ideen Abbts zusammenstellt und endlich Becker, der, die Untersuchung Geislers vervollständigend, in seiner vom Jahre 1914 stammenden Promotionsarbeit eine auf tüchtigem Sprachstudium beruhende, abschließende Beurteilung von Stil und Ausdrucksweise der Abbtschen Schriften hinterläßt. Es ist auffallend, daß sich unter all diesen Teilforschungen keine einzige findet, die Abbt als Philosophen, namentlich als Psychologen und Aestheten behandelt, erwähnt doch schon Dessoir in seiner 1894 geschriebenen „Geschichte der neueren deutschen Psychologie" diese Wissenschaft als den „Herzpunkt des Abbtschen Schaffens"[3]).

Als erster Versuch, das Leben und die Werke Abbts zusammenhängend darzustellen, ist — abgesehen von dem kurz die wichtigsten Lebensumstände zusammenfassenden „Ehrengedächtnis Nicolais" — die vor nunmehr siebenunddreißig Jahren erschienene Dissertation von Edmund Pentzhorn anzusehen, der seltsamerweise bis zu der hier vorliegenden Biographie keine weitere gefolgt ist. Pentzhorn hat das unbestreitbare Verdienst, der schwierigen Aufgabe eines auf nur unvollständig gesammelte Schriften und zerstreute Lebensangaben sich stützenden biographischen

1) Vgl. zu diesen und den folgenden Abhandlungen das am Schluß der Arbeit angefügte Literaturverzeichnis. 2) Vgl. S. 40. 3) Dessoir I, S. 102.

Sammlers gerecht geworden zu sein. Dafür ist er aber auch über den „Sammler" nicht hinausgekommen. Man kann seine Arbeit als eine erste, wissenschaftlich einwandfreie Orientierung über die Folge der Schriften und Lebenswendungen Abbts ansehen, doch fehlt ihr wie einem harten, aus mancherlei Gebein zusammengefügten, knöchernen Gerippe der Teil mit Teil verbindende, leben- und wärmegebende Fleisch- und Muskelstoff. Zur inneren Erfassung der Persönlichkeit Abbts und seiner Umwelt, zur Entwicklung seines Schaffens von innen heraus ist er nicht vorgedrungen. Das war es, was noch geleistet werden mußte, was ich mir, enttäuscht die Arbeit Pentzhorns aus der Hand legend, zum Ziel setzte.

Die mir zur Verfügung stehende Vorarbeit zu meinen eigenen Studien habe ich kurz zu charakterisieren versucht. Um weiter sie ausbauen zu können, war es einerseits mein Bemühen, die bisher schon gedruckten, aber noch nicht von meinen Vorgängern eingesehenen und erläuterten Werke Abbts mir zu verschaffen und auch an noch vorhandenes ungedrucktes Material heranzukommen; andererseits – und das blieb das Hauptbestreben – die Gestalt des Schriftstellers bewegt und kraftvoll wiedererstehen zu lassen, sein Werk uns zum lebendigen Eigentum zu machen und auch die Fäden aufzuweisen, die seine und unsere Zeit verbinden. Daß Abbt uns gerade in den Kriegsjahren etwas zu sagen hatte, beweist der 1915 erschienene Neudruck seines Buches „Vom Tod fürs Vaterland", der sich würdig in die Reihe der damals fast treibhausartig auftauchenden Veröffentlichungen aus Zeiten nationalen Hochbewußtseins stellen kann. Der statt vieler Worte durch diese schlichte Tat auf Abbts Bedeutung hinweisende Herausgeber der Schrift[1]) gab mir von neuem Mut, meine eigene Arbeit als nicht vergeblich anzusehen und ließ mich die damals noch zu erledigende, mühevolle Materialsammlung mit Freuden in Angriff nehmen: Es galt vor al-

1) P. Friedrich, Leipzig 1915.

lem, einige von Weyermann[1]) erwähnte Jugendwerke Abbts zu prüfen, von denen die nur handschriftlich existierende „Rede auf Drusus"[2]) über die historische Begabung Abbts, wie sie von vornherein sich zeigt, nicht uninteressante Aufschlüsse gibt.

Weiterhin waren drei, dem philosophischen Gebiet entnommene lateinische Abhandlungen Abbts den früheren Forschern nicht zugänglich gewesen[3]). Sie halfen mir, die Linien im Bild des Philosophen Abbt zu intensivieren. Den werdenden Volksschriftsteller und seine Beziehung zu G. F. Meier konnte ich durch Einsicht in die von Pentzhorn nicht benutzte Wochenschrift „Das Reich der Natur und der Sitten" in helleres Licht rücken. Die theologische Denkweise Abbts war durch vollständige Lesung der ebenfalls von Pentzhorn nicht persönlich durchgesehenen „Untersuchung, ob Gott Moses begraben habe"[4]), in Einzelfragen noch deutlicher zu machen.

Ueber einige, im handschriftlichen Nachlaß Abbts zu Bückeburg (Fürstliches Hofarchiv) enthaltene, teils von ihm selbst, teils von Schreiberhand verfaßte Auszüge und Abschriften erhielt ich Kenntnis durch Herrn Geheimrat Bercken, der in bereitwilligster Weise meine verschiedentlich an ihn gerichteten Anfragen zwecks Abbtliteratur beantwortete. Gleichfalls möchte ich an dieser Stelle Herrn Geheimrat Muncker, München, meinen Dank für seine Bemühungen in dieser Hinsicht aussprechen und ebenso Herrn Stadtpfarrer Rieber, Ulm, der mir Mitteilungen über Abbts Vorfahren und ihre Herkunft machte. Der tiefst empfundene Dank für stets bereite Hilfe und Förderung der oft mich entmutigenden und ins Stocken geratenden

1) Albr. Weyermann: Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm. 1798. 2) Vgl. S. 25. 3) a. Dissertatio de via ad veritatem propius etsi non penitus accedendi ... Vgl. S. 49. b. Dissertatio de recto Philosophiae studio ... Vgl. S. 50. c. De difficillimo progressu in dimetiendis animae virtutibus ... Vgl. S. 86. 4) S. 36 ff.

Arbeit gebührt indessen meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Geheimrat Litzmann, der, das langsame Reifen des Werkes mit nie ermüdender Geduld beobachtend, zu seiner Vollendung stets beratend mitgewirkt hat.

Einleitung

Uns Menschen von heute, die jedem Flügelschlag des hunderttönig sie umschwirrenden Lebens mit zahllos schwingenden Organen entgegentasten, die in sich einsaugen den unsichtbaren Atem der Natur und feinsten Vibrationen eigenen wie fremden Seelenlebens nachspüren, die jahrelang durch alle Rätsel des Geschehens, durch Haß und Mißverständnisse gerissen wurden, muß uns gerade jetzt es nicht erneut beschäftigen, wie jener erste zu letztem Leid und Jubel uns befähigende kosmische Sinn, nachdem ihn schon die Renaissance Italiens geboren hatte, in Deutschland aus der Starrheit rationalistischen Denkens vor nicht ganz zweihundert Jahren sich herauswand? Muß uns nicht in Augenblicken, da wir Weltgeist und Geschichte förmlich sehen, da tausend Erscheinungen in unheimlich uns umzuckenden Lichtern bald werdend aufflackern, bald vergehend in nichts zerfließen, muß uns da nicht der Gegensatz des fast schon übersteigerten Lebensempfindens der Gegenwart und der rein vernunftmäßigen Weltkomposition der deutschen Aufklärer doppelt deutlich werden? Lohnt es sich nicht, gerade jetzt, im Bewußtsein stärksten Spannungsverhältnisses zur Wirklichkeit in eine Zeit zurückzugehen, die den zwischen Ich und Umwelt sich wölbenden Bogen wie in erstem Ahnen schlug?

Schon längst ist in vollendeter Form das Bild des deutschen Rationalismus mit allen es durchkreuzenden sensualistischen und empiristischen Schattierungen gezeichnet worden[1]). Wir wissen: Aufklärung, so wie sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland auftritt, ist Neugeburt des stolzesten Selbstgefühls; endgültige Durchdringung aller Weltgeheimnisse; Einpressung aller Lebensvorgänge in unabänderliche Formeln. Zur absoluten Richterin in allen Denk- und Seinsfragen wirft die Vernunft sich auf, die siegesstolz das Dunkel der Vergangenheit

1) Unger: Hamann und die Aufklärung.

zerreißt, auf letzte Klarheit dringt, das Eigentümliche und Sonderartige, das einmal nur Existierende, Individuelle und geschichtlich Ueberkommene in nivellierender Systematik zerdrückt, die den Glauben an ihre Unfehlbarkeit zum Dogma erhebt, das erst der Kritizismus Kants erschüttert hat. Ueberall scheint blendende Helligkeit den vom Irrtum früherer Zeitalter befreiten Geist zu umstrahlen, vor dem das Weltganze durchsichtig und mathematisch faßbar sich ausbreitet. In dieser wunderbar gefeilten, spiegelglatten Konstruktion ist aber nicht der kleinste Raum für alles Ursprüngliche, Naive, Unbewußte, für dumpfe Leidenschaftlichkeit im Menschen, für Niederungen des Seelenlebens, in denen unmeßbare, lyrische Gewalten schlafend noch in Fesseln liegen.

Im bürgerlichen Leben stellt die Aufklärung sich dar als Herrschaft platter Nützlichkeitstendenzen, Verflachung des geselligen Verkehrs zu leerer Korrektheit, strengem Formenzwang, der sauber scheidet zwischen dem, was wohlanständig und verboten, der eine mehr verstandes- als gefühlsmäßige, abstrakte Menschenliebe und strengste Kontrollierung aller Affekte und emotionalen Strömungen zur Folge hat, wenn auch ein unverkennbar sentimentaler, doch viel zu sehr nach außen hin sichtbarer und allzu geschäftig betriebener Tugendeifer der Gleichgültigkeit gegen das elementare Empfindungsleben zu widersprechen scheint. Es fehlt den Menschen dieser Zeit die Befähigung, das um sie vielgestaltig sich auswirkende Dasein aus nächster Nähe, in unmittelbarer Berührung zu erfassen, die oft sinnverwirrende und doch kräftigende, erfrischende Fülle neuer Eindrücke in sich aufzunehmen, die Flut stets wechselnder Stimmungen aus grundlosen Tiefen der Seele geheimnisvoll aufrauschen zu lassen. Der Entwicklungsgedanke, die Tatsache beständigen Werdens, Bildens, Wachstums in Natur und Menschheit kann nicht begriffen werden. Selbst Gott ist ein untätiges, unlebendiges Wesen, das auf die Welt und ihr Weiterschreiten in hochmütiger Isoliertheit herabblickt. Die religiöse Empfindung geht auf in vernunftge-

mäßem Denken und Handeln; die fromme Zartheit gläubigen Vertrauens erstickt unter der Wucht kahler Vernunftsätze, die alle geschichtlich gewordene, konkrete Tatsächlichkeit des Christentums und jede sinnliche Darstellung seines reich mit Lebensweisheit gewürzten Gehaltes ausschließen. Der Mensch will nur noch wissen, nicht ahnen, hoffen, mutmaßen.

Aus der Verbindung vieler Einzelner der gleichen Art entwickelt sich ein enges, verkümmertes Kleinbürgertum, ein Volk ohne Selbständigkeit, Impulse, ohne eigene Initiative, ein Volk vor allem ohne nationales Leben, das, von tyrannischen Kleinfürsten geknechtet, den Herzschlag des Gesamtdeutschtums nicht spürt. Die führenden Persönlichkeiten sehen hinweg über die Menge. König und Volk, Prediger und Gemeinde, Dichter und Publikum haben keine Verbindung miteinander. Das Schrifttum, die Gelehrsamkeit blüht einsam auf Berggipfeln, die nur wenig Auserwählte in zäher Aneignung trockenen Wissensstoffes erklimmen. Die Poesie, befreit zwar von barocker Gespreiztheit und marinistischem Zierat, wird durch Gottscheds wohlgemeinten und doch sich bald als schädlich herausstellenden Uebereifer in Wolffs Vernunftmaschine reinlich eingebettet, die, jede Regelwidrigkeit und persönliche Eigenart zermalmend, eine stumpfe Dienerin des Nutzens, der Belehrung aus ihr macht. Nichts weiß man mehr von all dem triebhaft Dunkeln, rätselhaft im Menschenherzen Gärenden, das sie allein zum vollen Ausdruck hätte bringen können.

Das alles, hier mit knappen Strichen nur in flüchtiges Bild gebannt, ist wiederholt gesagt worden. Auch ward versucht zu zeigen, wie nun in dieser Welt vernunftmäßig nüchternen Handelns und Strebens das Gefühl von anderer Seite zum Durchbruch gelangt, wie es, wenn auch nicht als Grundkraft der Seele anerkannt, doch als Grundstrom des Lebens und letzter Impuls alles Wirkens zum Vorschein kommt, um schließlich auch als selbständige, innerlich aufkeimende Macht, einerseits in der reli-

giösen Bewegung des Pietismus, andererseits in der philosophischen des Empirismus und Sensualismus voll erfaßt zu werden. Wiederholt ist dargestellt, wie allmählich sich in England, Frankreich und zuletzt in Deutschland der Uebergang von der mathematischen Induktion zur beschreibenden Deduktion vollzieht, wie das Interesse am Einzelding auftaucht, an abgesonderten Erscheinungen, am Sinnfälligen und Triebmäßigen, wie man beginnt, Beobachtungen zu machen, statt Schlüsse zu ziehen, wie sich die ganze geistige Konstellation in langsamer Entwicklung verschiebt: man sieht, statt zu denken, man tastet, statt zu konstruieren, man greift in die volle, lebendige, buntblühende, warme, licht- und farbengesättigte Wirklichkeit, statt in tote, starre, verknöcherte Abstraktionsgebilde.

Nicht neu ist diese Schilderung des Ringens zweier Zeitalter. Doch müßte dieser Kampf, die Eroberung der glühenden Atem aushauchenden, weitgespaltenen Tore des Lebens, der Streit um Ratio und Sensus, Schema und Ding, Ordnung und Zufälligkeit, pedantisches Gelehrtentum und naiv empfindende Menschheit, diese noch bis an die Grenzen des neunzehnten Jahrhunderts sich hinziehende und erst in der Romantik völlig ausgeglichene seelische Divergenz müßte, wie sie sich in einzelnen Persönlichkeiten, in ihrem Leben, nicht nur in den Werken geoffenbart hat, zusammenhängend zur Darstellung gebracht werden.

Das Aufeinanderwirken dieser Menschen, die gegenseitige Entdeckung ihres Selbst, ihrer Bestimmung, ihres Schicksals, müßte zu lebendiger Anschauung gelangen. An großen Führern dieser Zeit, wie Lessing, Herder, Goethe, die alle diesen Abschälungsprozeß, bald von philosophischen, bald literarischen oder nur rein menschlich-sozialen Vorurteilen durchgemacht haben, ist es, jeder von ihnen einzeln genommen, in verschiedensten Versuchen gezeigt worden. Doch fanden ihre Vorgänger, Mitläufer und Epigonen dabei zu wenig Berücksichtigung. Die scheue, sich selbst verschließende, zu geistiger Keuschheit streng sich verpflichtende Gelehr-

tenwelt des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts erschwert es uns, ihr letztes Ich aus ihren sorgfältig geglätteten Werken herauszufinden. Gerade die kleineren Geister könnten uns ein treueres Spiegelbild des vielgestaltigen Wollens und Sehnens dieser Zeit vermitteln als die großen, über sie hinauswachsenden Heroen. Immer wieder geht man über die unbedeutenderen, nachkommenden, unselbständigeren Männer hinweg zu den großen Ausgangs- und Mittelpunkten der Entwicklung. Man würdigt sie noch, wenn irgendeine auffallende Besonderheit an ihnen hervortritt, wenn eine einzige Tat, eine einmalige, seltene Leistung ihnen gelang. Sind aber nur Ansätze vorhanden, Versuche ohne feste Zielsetzung, Strebungen, die scheinbar sich im Wirrwarr ihrer Linien kreuzen, so wendet man sich von ihnen als von etwas Unfertigem und Unwirksamem ab, weil man die letzte, zusammenfassende Einheit ihres Wesens nicht zu finden glaubt. Eine solche Persönlichkeit ist Thomas Abbt, ein Zeitgenosse der Aufklärungsphilosophen und derjenigen deutschen Denker, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dem deutschen Leben und Schaffen eine mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft erstrebte, entscheidende Wendung geben wollten. Abbt ist's, der im wahren Feuereifer einer fast leidenschaftlich bewegten, von Wünschen und Sehnsüchten aller Art durchwogten Seele an diesem Werke mitgearbeitet hat, weniger an der Erfassung neuer Kunst als an der Gestaltung der sie bedingenden Daseinsweise und Wirkungsart. Dieser eine Zug seines Wesens, der ihn in deutlich zu erkennenden, bewußt von ihm bearbeiteten Stufen vom zopfigen Pedantismus einer vermodernden Schulweisheit zur freien Anschauung der Dinge ins Leben hinaustrieb, ist in der bisherigen Forschung nicht unbeachtet gelassen worden. Doch hat man ihn aus dem Gestrüpp der übrigen, zum Popularphilosophen hergebrachten Stils ihn stempelnden Merkmale seiner Schriftstellerei nicht einheitlich herausgeschält; das umgebende Rankenwerk ist nicht scharf genug gesichtet, sein Zusammenhang mit der

näheren und ferneren Umgebung nicht deutlich gemacht worden. Namentlich fehlt noch die besondere Heraushebung seines Einflusses auf Herder, der, obwohl er nie in persönlichem Verkehr mit ihm gestanden, zu den die Zukunft deutschen Denkens kraftvoll heraufführenden Schriften Abbts wie zu Wegweisern aufblickt, die in ein heimlich schon von ihm gefühltes und doch nicht immer klar geschautes Land hineinführen. Und was vor allem nicht in heller Schärfe gesehen wurde, die durch den einen all sein Handeln schürenden, sein Schrifttum charakterisierenden Trieb nach Daseinsfülle, Menschen, Wirklichkeit, bestimmte, fast schicksalhafte Notwendigkeit seiner Entwicklung: die soll im folgenden, wenn auch die Quellgründe seines Wesens oft ahnend mehr als wissend nur zu finden sind, gezeigt werden.

Erstes Kapitel

Die Entdeckung der Wirklichkeit

1. Im engen Kreis

Abbts Vorfahren sind Süddeutsche, Schwaben; die Heimatstadt: Ulm. Nur äußere Erinnerungen knüpfen ihn an diesen Ort, binden ihn an ein Land, das im Dunkel vergangenen Lebens noch wie im Schlaf befangen lag, während jenseits seiner Grenzen, nördlich, die Frühlichter einer neuen Geistigkeit verheißend aufblitzten. In Schwaben empfand man damals noch nicht den Drang nach der Helle des Denkens, nach schonungslosem Aufräumen mit angeerbten Vorstellungen und Vorurteilen, wie er spontan und fast sturmartig in jenen Männern Preußens und Sachsens lebendig ward, die den Feldzeichen Friedrichs des Großen sich zu folgen anschickten. Unberührt von dem mannigfaltigen Tasten und Suchen nach neuen Gesichtspunkten und Ausdrucksformen engt der alte Suebengau sich in seine eigene Welt ein; das gesellschaftliche Leben bewegt sich träge in erstarrten Konventionen, Kunst und Wissenschaft sickern wie müdes Quellwasser durch das hemmende Steingeröll der in fernen Jahrhunderten verankerten Anschauungen, Gewohnheiten, Gesinnungen, die nicht Schwungkraft und Jugend, Wagemut und keckes Zugreifen aufkommen lassen. Die Gelehrten bleiben im Lande, schreiben langatmige Werke für den einheimischen Kreis der Gebildeten, zu dem kein Fremder sich drängt. Die dürftigen Bibliotheken sind außerstande, das Blickfeld der Studierenden zu erweitern; die Armut des Landes verbietet die notwendigsten Neuanschaffungen. So ist man eingestumpft in sich selbst, unfähig, aus Wille und Verstand eine Welt der Zukunft zu gestalten, wie es den Führern des Rationalismus, so begrenzt und einseitig ihr Können auch war, in stolzer Werkfreudigkeit gelang. Den Schwaben war es nicht möglich, das Neue, das da draußen vor sich ging, auch nur zu ahnen, geschweige denn beherzt und

kühn in Augenschein zu nehmen und das eigene Leben damit zu bereichern[1]).

Wie es in Ulm selbst aussah, berichtet Abbt uns nirgends. Weder die altertümliche Bauart der Stadt noch die hohe Gotik ihres Domes scheinen ihm irgendeinen merklichen Eindruck gemacht zu haben. Kirchengewölbe und zerfallenes Mauerwerk entzünden nicht die Phantasie des Kindes, dessen Erziehung auf starre Abstraktion von vornherein eingestellt ist. Die geistigen Wurzeln seines Wesens aber ziehen aus der engen, schwäbischen Kultur nur spärliche Nahrung. So wird der junge Abbt erst bodenständig, als er nach Preußen kommt; da findet er, nach seinem eigenen Bekenntnis, die zum innerlichen Wachstum erforderlichen Säfte[2]).

Von seinen Jugendjahren erzählt er nichts. Er führt uns nicht auf Plätze und Straßen seiner Heimat, die Kindheitserinnerungen bergen. Die Donaubrücke und das Flußufer mit seinem vielfach gefärbten Verkehr sind staunenden Knabenaugen nicht zum Erlebnis geworden. Das Halbdunkel des Dominnern, die bunten, von den schlanken Fenstern herstrahlenden Lichter vermochten nicht in seiner Seele die kindlichen Schauer einer mystisch erfaßten Gottesnähe auszulösen, wie sie zu ungefähr gleicher Zeit im Quedlinburger Münster den Dichter des Messias durchbebten, der die hohen Gesichte seines Christusepos in zartester Frühvision in seinem Herzen trug.

Abbt weiß von diesen Dingen nichts.

So bleibt von seinen ersten Anfängen kaum mehr zu berichten, als daß er am 25. November 1738 in Ulm, der freien Reichsstadt, geboren und einziges Kind seiner Eltern gewesen ist.

Tüchtige Vorfahren[3]) hatte unser Schriftsteller, angesehene Leute, die einen schönen Besitz ihr eigen nannten. Der Vater,

---

1) Abbt ist auf seine schwäbische Herkunft nie stolz gewesen. Vgl. L. B., XIV. Teil, S. 215 ff. 2) V. W. II, S. 17. 3) Die Mitteilungen über Abbts Vorfahren verdanke ich Herrn Stadtpfarrer Rieber, Ulm.

ein einfacher, fleißiger Mann, war Perückier und Zunftvorgesetzter, die Mutter, Anna Elisabeth Binder[1]), eine Pfarrerstochter. Nur ungern hatte Thomas Abbt, der Aeltere, das Geschäft eines Perückenmachers gelernt. Sein Sinnen und Streben war auf Höheres gerichtet, doch zwang ihn zu dem schlichten Beruf sein Vater, der Hauptmann in Ulm war, nachdem er eine Zeitlang als Wachtmeister und Geleitsreiter in Frankfurt gelebt und sich mit Ursula Herrmann, der Tochter eines Wirtes, vermählt hatte. In Ulm gab es mehrere Familien Abbt, die aus Memmingen stammten und Ahnherren von wackeren und geweckten Leutchen waren. Daß sich aber in ihren Reihen auch Gelehrte befunden haben, ist kaum anzunehmen.

Anders ist es in Abbts Familie mütterlicherseits; da spielt der Predigerberuf eine ausschlaggebende Rolle. Daß der Großvater Pfarrer war, ist schon gesagt; auch er hatte sich in einem Pfarrhaus, in Süßen, die Gattin geholt und in dem Schwiegervater, Johann Martin Müller (auch Miller) einen vorzüglichen Geistlichen kennengelernt. Die Millers werden uns weiterhin noch als begabte, geachtete Persönlichkeiten entgegentreten. Es mag daher seltsam scheinen, daß Abbt, der sein geistiges Erbe doch unverkennbar aus der mütterlichen Linie herleitet, sich rückhaltlos dem Einfluß des Vaters hingibt. Ihn fragt er um Rat in entscheidenden Stunden seines Lebens. Ihm setzt er in seinem Werke „Vom Verdienst" ein Denkmal kindlicher Verehrung. Beiden Eltern zuliebe aber geschah es, daß er später die Absicht wieder aufgab, sich freiwillig dem Heere Friedrichs des Großen einzuordnen[2]).

Abbt hat in seinen Schriften und Briefen keine einzige Spur hinterlassen, die uns das erste Erwachen seines später so vielseitig tätigen, beweglichen Geistes nachtasten ließe. Wir wissen nicht, was Elternhaus, was nächste Umgebung ihm erzieherisch

---

1) Es findet sich auch die Schreibung Bender. 2) Vgl. Nicolai, Ehrengedächtnis, S. 12.

gewesen sind. Die Häuslichkeit, in der er aufwuchs, war jedenfalls, dem Zug der Zeit entsprechend, auf ein einfaches, bürgerliches Dasein angelegt; der Vater selbst eine nüchterne Natur, die fest auf dem Boden der Wirklichkeit fußte und in sicheres Erdreich auch seinen Sohn zu pflanzen wünschte. In religiöser Hinsicht stand er im klaren Bereich des orthodox-lutherischen Bekenntnisses. Nie trübte sich sein sicheres Urteil, nie wagte er den leisesten Angriff auf die geheiligte Lehre seines Glaubens. In späteren Jahren erschütterte ihn die freigeistige Gesinnung seines Thomas bis ins Innerste.

Es war ihm unerträglich, daß sein eigen Kind als Indifferentist angesehen wurde, als Naturalist und Zweifler; und sicher hat die Wegrichtung des Sohnes dazu beigetragen, sein „mit vielen Beschwerlich- und Traurigkeiten geführtes Leben", wie er an Nicolai schreibt, noch drückender zu gestalten[1]).

Wie muß eine solche Persönlichkeit auf den Knaben gewirkt haben, der Triebe und Kräfte in sich aufbrechen fühlte, von denen niemand eine Ahnung hatte[2])! Es liegt nahe, die fast unnatürliche Reife des Jünglings Thomas Abbt, die von Schwermut und Würde getragene Ruhe des Mannes aus der dumpfen Atmosphäre des elterlichen Hauses, aus dem schroffen väterlichen Gestus, den herben Einwirkungen des streng rationalistisch gerichteten Hauptmanns zu erklären, dem nie vielleicht ein Kinderherz sich voll und weit zu offenbaren wagte. Anders scheint das Gemüt und die Haltung der Mutter gewesen zu sein.

Wenn es auch auffallend ist, daß Abbt bei späteren Aeußerungen über Wert und Tätigkeit der Frau nicht einen Augenblick bei ihr verweilt, so hat er doch einmal eine so lebendige, an unmittelbare Wirklichkeit erinnernde Darstellung des weiblich mütter-

---

1) Vgl. Ungedruckter Briefwechsel Nicolais. Brief von Abbts Vater an Nicolai vom 4. April 1767. 2) Es mutet uns daher seltsam an, wenn Pentzhorn, S. 3, so selbstverständlich von den „schönen Tagen seiner Jugend" spricht, die Abbt im Hause seiner Eltern erlebt habe.

lichen Wesens, des fraulichen Schaffens gegeben, daß die Vermutung in uns aufsteigt, seine eigene Mutter habe ihm zu jenem herrlichen Bild der „Matrone" die Züge geliehen, das er mit ein paar kurzen, meisterlich hingeworfenen Strichen in einer seiner späteren Schriften skizziert. Da zeigt er eine Frau, die ganz Bewegung, ganz Tat, ganz Liebe ist; die schweigend dient und gehorchend befiehlt; die wortlos all die kleinen, unberechenbaren Anforderungen und auch die schweren, nur mit klugem Sinn und starker Hand zu zwingenden Pflichten eines Hausstands erfüllt; die großmütig den Verdruß des Gatten trägt, sein Zagen niederkämpft, seine Unentschlossenheit zur Tat wandelt, sein Ringen und Streben mit Verständnis begleitet, die ihre Kinder zu tüchtigen, fürs Leben brauchbaren Menschen heranbildet und edle Seelen in ihnen formt.

Wenn wir berechtigt sind, aus dieser Schilderung auf Abbts Mutter zu schließen, so können wir sie uns als schlichte, unermüdlich regsame, gütige und aufopferungsfähige Frau vorstellen, die zu den Härten des Mannes das lindernde Gegengewicht bildet. Trotzdem bleibt befremdend, daß Abbt von einer wirklich tiefen und nachdrücklichen mütterlichen Einwirkung nichts zu empfinden scheint, wobei zwar zu berücksichtigen ist, daß der Gelehrtentyp der damaligen Zeit das eigene Selbst nicht gern zur Schau stellt.

Einem Verwandten mütterlicherseits verdankt Abbt seine erste geistige Ausbildung. Ein Oheim der Elisabeth Bender, deren Mutter eine geborene Miller (Müller) war, Joh. Peter Miller, ein tüchtiger Prediger, ließ seine beiden Söhne, Johann Martin und Johann Peter Theologie studieren. Der jüngere, Johann Peter[1]), wurde Rektor am Ulmer Gymnasium, der ältere[2]), zunächst Pfarrer in Leipheim, dann Münsterprediger, schickte seinen Sohn Johann Peter[3]) gleichfalls zum Studium auf die Ulmer Anstalt. Später wurde er in Göttingen Theolo-

1) 1705—1781. 2) 1693—1747. 3) 1725—1789.

gieprofessor. Auch betätigte er sich als pädagogischer und moralischer Schriftsteller. Als einer der ersten hat er an einer deutschen Universität pädagogische Vorlesungen gehalten. In religiösen Fragen sehr tolerant, will er zwar in Ethik und Dogmatik den orthodoxen Standpunkt wahren, doch glaubt er, daß auch ein freigeistiger Theologe ein guter Christ sein könne. Er weist auf den sanftmütigen Ton des Evangeliums hin und bildet in sich selbst eine duldsame, vorurteilslose Denkungsart aus. Diesem zum Raten, Helfen, Wohltun stets bereiten Manne war Abbt als Privatschüler zugewiesen; und wenn auch des Lehrers eigene Persönlichkeit noch nicht in allen Einzelzügen scharf ausgeprägt ist — müssen wir ihn selbst doch noch als einen Werdenden ansehen — so hat seine sich stark entwickelnde Eigenart dennoch auf Abbts empfänglichen jungen Geist befruchtend eingewirkt[1]).

Dank der Bemühungen Millers konnte Abbt bei seiner Aufnahme in das Gymnasium die unterste Klasse überspringen und begann mit sieben Jahren ein Studium, das heute von Elf- und Zwölfjährigen gefordert wird. Fleiß und Arbeitskraft steckten vom ersten Schultage ab in ungewöhnlichem Maße in ihm, brachten ihm bei den alljährlichen, österlichen Preisverteilungen manch schönen Erfolg ein[2]). Von allen ihm dargebotenen Wissensstoffen fesselte ihn namentlich die Geschichte, in der er das menschliche Leben in breiten Wellen fluten sah, die ihm Ereignisse bot, Handlungen und jede Art von Wirksamkeit. So wenig ihn die äußere Welt, Münster und Stadtmauer, zu romantischem Schauen hinauslockte, so unbezwinglich zog ihn der handelnde, vollbringende Menschengeist in sein ewig bewegtes, wechselndes Reich. „Manch zusammenhängende Geschichte"[3]) hat er in dieser

1) Miller studierte noch in Ulm, als er seinen Vetter Thomas unterrichtete. Das Ulmer Gymnasium bestand nämlich aus einer höheren und niederen Abteilung. Er selbst besuchte die höhere als Vorbereitung auf das Universitätsstudium. Vgl. Pentzhorn, S. 4. 2) Pentzhorn, S. 5. 3) Vgl. Brief an Mendelssohn, V. W. III, S. 95. Vermutlich hat Abbt die Biblio-

Zeit gelesen, und gelernt: die Vergangenheit auf die Gegenwart, die Ferne auf seine eigene Umwelt, die Taten anderer auf sein persönliches Leben zu beziehen. So entstand seine erste lateinische Abhandlung: De historia vitae magistra[1]), eine Rede, die höchstwahrscheinlich im Druck erschienen ist. Sie ermöglichte ihm im Jahre 1752 den Zutritt zu der höheren Abteilung des Gymnasiums, wo er neben dem Studium des Lateinischen, Griechischen, Hebräischen sich namentlich mit Mathematik, Philosophie und Geschichte befaßte. Damals schon wurden Tacitus und Sallust seine Lieblingsschriftsteller; aus ihnen erforscht er die Geheimnisse des schon Gewordenen; der Hauch des Gewesenen, Verwehten umzaubert ihn mit einem magischen Dunstkreis, führt ihn „in das Reich der Geister", in die alt-germanische Riesen- und Nebelwelt, die ihm, dem kaum Sechzehnjährigen im Jahre 1754 „Von der dem Drusus geschehenen Erscheinung"[2]) gar wunderliche Dinge kün-

thek seines Paten Adolf Schad von Mittelbibrach benutzt, der namentlich historische Werke besaß. Vgl. Haid, S. 213. 1) V. W. V, S. IV. 2) Das Werk wird zuerst erwähnt bei Weyermann: Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798, S. 10. Es sind zwei Exemplare dieser Schrift in der Stadtbibliothek zu Ulm erhalten, die mir von dort bereitwilligst zugestellt wurden. Es handelt sich zunächst um das Manuskript Abbts (Quart, 72 Seiten); es führt den Titel: Rede von der dem Drusus geschehenen Erscheinung, ausgearbeitet von Thomas Abbt, der Weltweisheit Beflissener. Besitzer Albrecht Weyermann, Ulm, Stadtbibliothek Nr. 7472. Ich nenne das Exemplar Drusus Rede I. Außerdem ist eine Abschrift der Rede aus späterer Zeit vorhanden, die durch Anregung Weyermanns entstanden und von ihm mit einem längeren Vorwort versehen ist, in dem es unter anderem heißt: Es ist gewiß nicht unintereſſant, von einem Gelehrten, wie der um die deutsche Literatur verdiente Abbt war, eine bisher ungedruckte Schrift aus seinem Jünglingsalter zu lesen. Abbts Talente, sein philosophischer Geist, seine Schreibweise zeigte sich schon frühe; er verfertigte diese Schrift in seinem sechzehnten Lebensjahre, 1754. Dies zweite Exemplar trägt den Titel: Rede von der dem Drusus geschehenen Erscheinung, verfaßt von Th. Abbt, weiland gräfl. Schaumb.-Lipp. Hof-

det. Das Werkchen, eine den Oberen in Ulm vorzulegende Prüfungsarbeit, überrascht durch metaphysische Weite und psychologische Beobachtungsgabe, durch Sicherheit in Stil und Ausdruck. Als wohlgeschulter Philosophus beginnt Abbt seine in ferne Vergangenheit führende Studie. „Unabsteigliche Abgründe, verwirrteste Irrgänge, dunkle Begriffe"[1]) suchen den mühsam tastenden Wanderer zunächst vom rechten Wege abzulenken. Nicht ohne Führung will er diese düsteren Gegenden betreten, doch auch nicht wie ein durch vorgefaßte Meinungen Beengter, weder als Materialist noch als orthodoxer Denker. Als unbefangener, vorurteilsfreier Forscher prüft er zunächst die geschichtliche Tradition über den geheimnisvollen Tod des Drusus, d. h. den historischen Bericht des Cassius und Suetonius. Auf dieser Grundlage wagt er den Versuch, von innen heraus den Zusammenhang der Dinge zu ergründen, indem er einmal als Historiker die Persönlichkeit des Drusus in den geschichtlichen Zeitrahmen einstellt und dann als Psycholog in die Seele des Drusus hineinleuchtet, um aus ihr das ihn ereilende Verhängnis abzuleiten[2]). Ehe er den verschiedenen Auffassungen über die Begebenheit selbst auf den Grund geht, fragt er sich, methodisch besonnen, wie überhaupt die Verschiedenheit der Meinungen zu erklären ist. „Die Grenzen unseres Verstandes, die kürzere Einsicht der andern, eine reifere Beurteilungskraft bei diesem als bei jenem, ein mehr oder weniger schielender Witz, und die erstaunliche Veränderung der äußeren Umstände, wodurch sich bei diesem eine ganz andere Reihe der Gedanken entwickelt als bei die-

und Regierungs- und Consistorialrat zu Bückeburg. Nebst einer Nachricht von dem Leben, Verdiensten und Schriften des Verfassers herausg. v. Alb. Weyermann, Pfarrer in Würtemberg u. Bleichstätten 1830. (Stadtbibliothek Ulm 7472, 1.) Ich nenne dieses Exemplar Drusus Rede II.

1) Drusus Rede I, S. 3. 2) Ganz richtig erfaßt er in diesem Zusammenhang schon die Wirkungen der Assoziation bei der Gespensterbildung, die Bedeutung des Gedächtnisses für das Zustandekommen neuer Vorstellungen.

sem: sind, wo nicht alles trüget, die Ursachen dieser wichtigen Verschiedenheit[1])." Im folgenden Teil der Abhandlung wird der Psychologe wiederum von dem die Tatsachen und Urteile abwägenden Historiker abgelöst, der zu dem Ergebnis kommt, daß die Erscheinung, die den Drusus vor seinem Uebergang über die Elbe warnte, keine deutsche Alraune gewesen sein kann, weil die mit Prophetie begabten Frauen ihre Kräfte nie zum Nutzen ihrer Feinde gebrauchten. (Auch soll das Weib in lateinischer Sprache geredet haben, was die Annahme einer deutschen Alraune ebenfalls unsicher macht.) — Schließlich ergreift auch noch der Theologe das Wort, indem Abbt gegenüber der Meinung, diese Gestalt sei eine verstorbene Seele gewesen, den Einwand geltend macht, daß solche Seelenverkörperungen sich weder mit der Seligkeit der Verstorbenen noch mit der Art des überirdischen Daseins überhaupt vereinen ließen. Die Abgeschiedenen haben die Berührung mit der Welt nicht notwendig zu ihrem jenseitigen Glück; auch kann man nicht annehmen, daß Gott der Seele ihren alten Körper oder gar einen neuen gegeben habe. So versucht Abbt sich in den verschiedensten Erklärungen, bis er zu dem deistisch gefärbten, zusammenfassenden Satze gelangt: „Eine Welt, in der so viele Wunderwerke vorkommen, ist kein Meisterstück eines allweisesten Wesens[2])." Der eigentliche Standpunkt des Verfassers, der, im Anschluß an den Geschichtsschreiber Strabo, letzten Endes den Rückzug des Drusus mit einem Befehl des Augustus zusammenbringt und die Erscheinung der Frauengestalt als bloße Hinzudichtung erklärt, ist also, trotz einer gewissen einleitenden Mystifizierung der Tatsachen, ein nicht abzuleugnender Rationalismus. Echt deistisch schließt Abbt seine Schrift mit einer Aufforderung an die Leser, des Schöpfers Weisheit anzubeten und seine Vorsehung zu bewundern. Mannigfaltige Studien und Anregungen, tieferes Eindringen in psychologisches, geschichtliches und theologisches Denken setzt dieser übers Mittel-

1) Drusus Rede I, S. 22—23. 2) Drusus Rede I, S. 45.

maß hinausgehende Schüleraufsatz voraus, und freudiges Lob ist ihm gewiß nicht versagt worden, wenn auch der Gedankengang selbständiger, das Ergebnis neuartiger sein könnte.

Mit achtzehn Jahren hatte Abbt seine Ulmer Lehrjahre beendet. Ehe er das Gymnasium verließ, betätigte er sich im Jahre 1755 noch zweimal bei wissenschaftlichen Disputationen, die auf ganz anderem als dem bisher behandelten Gebiete lagen[1]).

Er verließ die Schule als ein noch Reifender, als Jüngling, der in den Elementen der Wissenschaft, doch nicht im Leben heimisch ist.

2. Auf preußischem Boden

Dem Wunsch der Eltern folgend, bezog Abbt im Jahre 1756 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Kaum ist er auf preußischem Boden, so vergißt er sein Schwaben; die geistige Atmosphäre Norddeutschlands zieht ihn in ihren Bann, wird ihm Heimatluft, Lebensatem. Neue Eindrücke stürmen von allen Seiten auf ihn ein. Wenn auch die meisten Anregungen in Halle von der Universität ausgingen, so hatte doch auch hier schon — ähnlich wie in Leipzig und zum Teil auch im Gegensatz zu der gesellschaftlich höherstehenden, nach außen hin glänzenderen sächsischen Universitätsstadt — eine Bewegung eingesetzt, die dem geistigen Leben, namentlich auf dem Gebiet der schönen Literatur einen neuen Impuls gab. An die Namen und Leistungen der Lange, Pyra, Gleim und Uz — mit Halle eng verbunden — knüpfte sich bereits die selbständige, lebendig fortwirkende Ueberlieferung eines neuen Geistes, eines Geistes der Initiative, des Selbstschöpferischen, innerlich Triebkräftigen, der hinauswuchs über den Rahmen bloßer Universitätsgelehrsamkeit. Für den

1) 1755 war er Respondent einer Dissertation: De virtute speculorum causticorum und Opponent bei einer andern: De umbra per gradus Achazi miraculose retrograda.

schwäbischen Theologen war das alles eine nie geschaute Welt. Bücher und Zeitschriften, von denen er bisher keine Ahnung hatte, fallen ihm in die Hände und orientieren ihn über Dichtung und Bürgertum, Philosophie und Glauben. Da gilt es, den wissenschaftlichen Tagesfragen näherzutreten, sich das Rüstzeug zu eigenem Angriff und zur Verteidigung zu schmieden, die Augen geöffnet zu halten, das Gewoge der Meinungen nicht gleichgültig an sich vorbeirauschen zu lassen, sondern einzutauchen in den Strom geistigen Lebens und aus der Fülle der Ideen sich ein eigenes Urteil zu bilden. In Halle wird der seit Jahrhunderten überkommene Wissensstoff nicht mehr in eng scholastischem Zuschnitt dargeboten. Inhalt und Form drängen nach Erneuerung. Nicht mehr hemmt den Gedanken die strenge Zucht der oft nur mühevoll bemeisterten lateinischen Periode, hat doch schon Thomasius die ersten deutschen Sätze vom Katheder gestammelt und die Wissenschaft ihres allzu schwerfälligen Gewandes entkleidet.

Immer häufiger treten von jetzt ab Persönlichkeiten in Abbts Gesichtskreis, die die anerzogene Vorstellung von der dem bürgerlichen Leben gesetzten Grenze nach allen Seiten hin erweitern. Zum erstenmal spürt er die unmittelbare Berührung mit der Gegenwart: er erlebt Friedrich den Großen. Die ganze, von diesem einen Brennpunkt ausstrahlende Feuerkraft neuen Lebens durchbraust ihn wie mit pfingstlicher Sturmgewalt. Doch blitzt die Erscheinung dieses Mannes nur flüchtig, fast meteorenhaft vor ihm auf. Die Erregung überdauert kaum die ersten Wochen nach dem Kriegsausbruch, der kurz nach seiner Ankunft in Halle sich vollzogen hat. Dann scheint Abbt, seinen vielseitigen, eifrig betriebenen Beschäftigungen nach zu urteilen, sich wieder zu beruhigen. Die Spannung läßt nach, es fehlt ihm noch der Spürsinn für den durch Friedrichs Schwert verursachten, gewaltigen Umschwung der Dinge. Abbt sieht und sieht doch nicht, hört, aber horcht nicht; den Blick in die Nähe, in handelndes, wogendes Leben trübt ihm noch der fast undurchdringliche Schleier des

zünftigen Wissensstoffes, in den das Beste in ihm noch eingehüllt ist.

So fordert er Wissen um jeden Preis, Wissen in jeder Richtung; Klärung, Verfeinerung, Erweiterung der bisher ihm geläufigen Begriffe; allgemeine und fachwissenschaftliche Schulung. Halle bot ausgiebig Gelegenheit zu tieferem Eindringen in philosophische und theologische Fragen, standen doch die beiden Disziplinen dort in hoher Blüte. In Halle hatte der rationalistische Geist Wolffs seine Spuren hinterlassen. Hier war der Streit der Meinungen zugunsten des Generalgewaltigen unter den damaligen Philosophen ausgefochten worden. Alle Gemüter hatten Kampfstimmung, Kampfbereitschaft, den Mut des freien Bekenntnisses in sich getragen. Aus starrer Orthodoxie, aus dem Bewußtsein geknechteten Kleinstaatentums war man zu neuem Leben erwacht, seit Friedrich am Tag seines Regierungsantritts den rationalistischen Führer in sein Amt wieder eingesetzt hatte. Von dieser Stunde an galt Halle als Sitz modernen Denkens. So mußte den jungen Studenten, der als Neuling dahin kam und den frischen Pulsschlag der Stadt vernahm, ein nie gekanntes Hochgefühl des Seins durchrieseln.

Sein Vetter, Johann Peter Miller, der inzwischen Rektor an der lutherischen Stadtschule in Halle geworden war, nahm ihn in sein Haus auf, führte ihn in die gelehrte Welt ein und machte ihn mit den Hauptvertretern der Wissenschaft bekannt. So finden wir Thomas Abbt denn, andächtig lauschend, im theologischen Kolleg bei Siegmund Jakob Baumgarten, einem Bruder des Aesthetikers, der die Wolffsche Philosophie mit pietistischem Geiste durchdrang. Trotz der Einförmigkeit seines Vortrags — prägte er doch durch Diktieren seinen Hörern den Stoff ein — war der Einfluß dieses Mannes groß. Ihm und seinem Vetter Miller verdankt Abbt eine gründliche Einführung in die theologische Gedankenwelt, die ihn jedoch nicht lange zu fesseln vermochte. Neben der Gottesgelehrsamkeit beschäftigte er sich schon

bald mit Philosophie und Mathematik. Die scharfe Logik der letzteren sagte ihm vor allem zu. Besonderen Einfluß hatte auf ihn in dieser Hinsicht der Mathematiker Joh. Andreas Segner[1]), der, als er noch in Göttingen Professor war, sich an den Streitigkeiten um Wolff beteiligt hatte.

Mehr als durch die genannten Wissenschaften ließ Abbt sich von der noch in ihrer ersten Jugend stehenden Disziplin der Aesthetik fesseln, die in Halle recht eigentlich ihren Ursprung und Nährboden hatte. Ihr Begründer, Alexander Gottlieb Baumgarten, wirkte allerdings dort nicht mehr, aber sein Geist war in seinem Schülerkreis lebendig geblieben, und eindrucksvoller als das Wort des Meisters gestaltete sich der Vortrag seines Jüngers und Nachfolgers Georg Friedr. Meier, um den die damalige akademische Jugend, in treuer Befolgung seiner Lehren und Grundsätze, sich scharte. Meier war in seiner Entwicklung von der Wolffschen Philosophie ausgegangen, hatte sich aber an der Hand Lockes über sie hinausgearbeitet und versuchte, den Empirismus auf seine Lehrsätze anzuwenden, sie durch Beispiele zu veranschaulichen. Sein eigentliches Gepräge und seine persönliche Richtung erhielt er aber erst durch seine Berührung mit dem Aesthetiker Baumgarten, der es unternahm, die Gesetze des systematischen Denkens für die Untersuchung des Schönen zu verwerten, das, wie er meinte, verstandesmäßig, wenn auch nur mit den unteren, verworrenen Erkenntniskräften, zu erfassen sei. Die Grundpfeiler des neuen, von Baumgarten aufgestellten Lehrgebäudes ließ Meier unangetastet, doch machte er das junge Heiligtum der Allgemeinheit zugänglich, indem er die von Baumgarten übernommenen Ideen aus der lateinischen Umhüllung her-

1) Joh. Andr. Segner, geb. 1704 in Preßburg, war ursprünglich prakt. Arzt, dann Prof. der Mathematik und Naturlehre in Göttingen, starb als Geheimrat und Professor in Halle 1777. Er war fruchtbar als Schriftsteller, besonders durch Arbeiten auf dem Gebiete der Hydraulik. Vgl. Allg. deutsche Biographie, XXXIII. Bd., S. 609.

ausschälte und in leichtverständlicher, knapper Form unter die Menge brachte, wodurch er sich dasselbe Verdienst erwarb wie früher Gottsched, der, in seinen „Anfangsgründen der gesamten Weltweisheit" die steife Deklamation eines Wolff in gefälligere Rhythmen umgoß. Gleich ihm zog auch Meier die Aufmerksamkeit der jungen Dichter und Schriftsteller auf sich, die ihn nicht erst aus seinen Büchern, sondern unmittelbar als Persönlichkeit kennen lernten. Sein Bestes gab er in seinen Vorlesungen in mündlicher, stets wirksamer Rede, in lebendigem Verkehr mit seinen Freunden und Schülern. Hochmütige Kathederweisheit, pastorale Gesten, steifes Professorentum waren ihm fremd. Eifrig diskutierend stand er als sokratischer Meister unter seinen Anhängern, sie aufmunternd, ihre Fragen erratend, die Probleme der Zeit lösend. Den Bedürfnissen der nach Leben und Bewegung verlangenden Gegenwart kam er bereitwilligst entgegen. Wissenschaftliche Fragen behandelte er nicht schematisch-lehrhaft, sondern im Anschluß an die gegebene Wirklichkeit, an die Praxis des Alltags. Von den freien, rein verstandesmäßigen Regionen des menschlichen Geistes fand er den Weg zu jenen Tiefen des Seelenlebens, aus denen das Gefühl und die dichterische Kraft des Menschen emporquillt. Seine Stellung zur Poesie wurde nicht von der vernunftmäßigen Betrachtungsweise Gottscheds, sondern von der die Phantasie berücksichtigenden Auffassung der Schweizer bestimmt. Mit ihnen kämpfte er gegen den Leipziger Diktator: in ihrem Sinne pries er Klopstock. Wielands Namen machte er in weiten Kreisen bekannt. Vervollkommnung des Stils und der Sprache war sein Hauptbestreben in der Literatur. Aesthetische Empfindungen suchte er durch häufigen Aufenthalt in der Natur[1]) in sich zu wecken. Gleichzeitig gab er sich mit tierpsychologischen Beobachtungen ab. Die Eindrücke des Landlebens sind für seine Schriften wichtig geworden. Mehr noch als die Natur sah er das praktisch tätige Volk, seine

1) Vgl. Lange, G. F. Meier, S. 64.

Arbeiten, Pflichten, Beschäftigungen. All dieses zeigt, daß Meier auf die junge, nach Wärme und Leben dürstende Generation in hohem Maße wirken mußte. Wer ihn persönlich nicht hören konnte, wurde durch Zeitschriften in seiner Sphäre gehalten, ein Mittel, das auch Gottsched als hervorragend werbekräftig gebraucht hatte. Zu Meiers intimsten Freunden gehörte der Laublinger Pfarrer Samuel Gotthold Lange, mit dem er mehrere Wochenschriften gemeinschaftlich herausgab. Auch Abbt, der längst in den Bannkreis des Meierschen Wirkens hineingeraten war, wurde zur Mitarbeit herangezogen. Gern sicherte er dem verehrten Lehrer seine Beiträge zu, als es sich im Jahre 1757 um die Herausgabe des „Reiches der Natur und der Sitten"[1]) handelte, eine Zeitschrift, der ähnlich geartete Unternehmungen „Der Mensch" und „Der Gesellige" vorausgegangen waren, die alle drei, wie die genannten Titel schon besagen, über die Dinge des täglichen Lebens, namentlich über den Menschen selbst, sein Inneres und seine Beziehungen zur Umwelt sich verbreiten.

Satirische Darstellung des Bürgertums, wie wir sie in den ersten Hamburger und Leipziger Wochenblättern mit bestimmten Anspielungen auf die örtlichen Verhältnisse finden, suchen wir „im Reich der Natur und der Sitten" allerdings vergebens. Es gibt kein Spiegelbild des Lebens in und um Halle. Den Verfassern kommt es hauptsächlich darauf an, die allgemeinen Typen der Menschen zu erfassen, ihre Vorzüge und Schwächen ins rechte Licht zu stellen, ihre Handlungsweisen aufzudecken. Neben dem Menschen sollen aber auch die Natur und ihre Erzeugnisse be-

---

1) Meier und Lange arbeiteten auch an diesen Zeitschriften gemeinschaftlich. Vgl. Stockhausen, Krit. Entw. einer auserles. Bibl. für die Liebh. der Wissenschaft, Berl. 1758, S. 183 u. Jördes, Lex. d. Dichter u. Prosaisten, Leipzig 1806—11, S. 148. Außerdem enthält das „Reich d. Natur u. d. Sitten" eine Vorrede von Lange, wie die Unterschrift L. und die Ortsangabe L. (Laublingen) bezeugt.

rücksichtigt, vor allem auf ihren Nutzen hin untersucht werden. Die Ursachen und den Verlauf ihrer wichtigsten Erscheinungen will man dem Verständnis der breiten Masse nahebringen, wodurch denn auch religiöse, meist theologische Betrachtungen unwillkürlich in die anfänglich rein physikalischen Erörterungen hineinfließen. Eigentlich interessant und modern wurde die Schrift aber erst dadurch, daß sie von den Zeitereignissen sich beeinflussen ließ. Die sturmbewegte, von Friedrichs wechselnden Sternen getragene Gegenwart leuchtete in ihr auf, ließ ihren eigentümlich flackernden Schein in die Herzen der Menschen hineinstrahlen und machte sie fähig, die an ihr persönliches Ich gestellten Anforderungen zu erfüllen.

Nach dem, was über Meier gesagt wurde, ist es klar, daß ein solcher Mann bemüht sein mußte, das Geschehen und die Bedeutung der Zeit vor seinen Lesern aufzurollen, sie hineinzuführen in das nächste Jetzt, in die Sprache des Augenblicks. Trotzdem können wir die positiven Leistungen dieses Blattes, der Einsicht und Begabung ihrer Verfasser entsprechend, im Verhältnis zur späteren Entwicklung des Schrifttums nur als schülerhafte Anfängerübungen gelten lassen, wenn auch die Zeitgenossen, in den Anschauungen ihrer Epoche befangen, neue und starke Eindrücke aus derartigen Produktionen herleiteten[1]). So läßt auch Abbt sich von den Versuchen der Meierschen Feder kritiklos zur Bewunderung und zur Nachahmung hinreißen und das, was er selbst im Zusammenhang mit jenen Männern leistet, ist wenig mehr als unmündige, schriftstellerische Erstlingsarbeit.

Für seine Entwicklung ist es unwesentlich, den genauen Anteil an dem Aufbau des Natur- und Sittenreiches zu ermitteln. Anstoß zu eigenen Untersuchungen gab ihm diese Tätigkeit nicht. Nur eins ist festzuhalten: Er kam in Berührung mit dem pro-

1) Vgl. Stockhausen, Kritischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für die Liebhaber der Kunst und Wissenschaft, Berlin 1758, 2. Aufl., S. 182.

saneren Wissen; er war gezwungen, das Bürgerdasein um sich herum zu beobachten, Gegenstände zur Behandlung aufzusuchen, die dem einfachen Mann entsprechend und lehrreich sind, überhaupt sein ganzes Denken nach einer Seite hin zu erweitern, die bisher von ihm vernachlässigt worden war. Später erst erkannte er, daß die ganzen Erzeugnisse Meiers in Stil und Beobachtung nicht über die Seichtheit der damaligen Wochenblätter hinausgekommen waren, so daß er diese flachen, farblosen schriftstellerischen Gebilde mit beißendem Spott überschüttete. Menschenkenntnis spricht er den Verfassern genannter Schriften vollständig ab[1]). Er tadelt, daß es ihnen an Plan fehle, daß süßliche Satire statt scharfer Beobachtung der Wirklichkeit darin herrsche, daß namentlich im „Geselligen" nicht die große Geselligkeit, ihre Aufgaben und letzten Grundlagen, sondern nur die Erscheinungsweisen des alltäglichen Verkehrs behandelt würden, ein Verfahren, das den augenblicklichen Lesern, die sich mit ihren Tugenden und Schwächen, mit ihren kleinlichen Kompliziertheiten darin wiederfanden, ein gewisses Interesse abnötigte, aber wertlos bleiben mußte für Menschen mit höherem gesellschaftlichen Stil und erweitertem philosophischen Gesichtskreis.

Wenn auch Abbt in seinen Beiträgen zum „Reich der Natur und der Sitten" nichts Fertiges zu Wege brachte, so ist doch die Beschäftigung mit praktischen Fragen auf seine Weiterentwicklung nicht ohne Einfluß gewesen. Immer deutlicher sah er ein, daß reine Wissenschaft ihn nicht befriedigen könne. Indem er aber schon nach seinem eigensten Schaffensgebiet Ausschau hält, wird er — es möchte fast scheinen, gegen seinen Willen — auf den theologischen Kampfplatz gestellt; und der anfängliche „Theologiae et philosophiae cultor"[2]), tritt erneut in Erscheinung, den Stempel des Widersachers in erstem, flüchtigem Aufdruck an der Stirn tragend. Denn wenn auch in Halle seit Wolffs Auftreten das Freidenkertum sich langsam Eingang verschafft hatte,

1) Vgl. L. B., IX. Teil, S. 149ff. 2) V. W. VI, S. V.

so scheute man doch, sich öffentlich zu den deistischen Dogmen zu bekennen.

Noch rang kirchlicher Unterwerfungsgeist mit dem Rechtsanspruch der Vernunft. Noch standen Wunderfrage und Offenbarungsproblem nur vereinzelt im Mittelpunkt der Diskussion. Zu den wenigen, die sich herzhaft mit den liberalen Tendenzen der Zeit auseinandersetzten, gehört der junge Abbt; und geht er auch nicht gerade zu entscheidendem Angriff gegen die Orthodoxie vor, so wagt er doch mit ihr ein leichtes, an Keckheit streifendes Geplänkel. Je weiter er sich von seiner anfänglich orthodoxen Ueberzeugung entfernt, um so spöttischer und geringschätziger verhält er sich ihr gegenüber, obwohl er in Stil und Problemstellung den Bibelkenner und einstigen Offenbarungsbejaher nie völlig wird verleugnen können.

So ist denn auch seine erste, in Halle verfaßte theologische Schrift ein seltsames Gemisch von kirchlicher und rationaler Religionsauffassung. Es ist die Untersuchung: „Ob Gott Moses begraben habe"[1]); eine Arbeit, die kurz nach dem Tode Baumgartens verfaßt, dem verehrten Lehrer in Dankbarkeit gewidmet ist.

Im Anschluß an die kritisch-exegetische Bibelerklärung der Michaelis und Ernesti, die das Buch der Bücher zum bloßen Literaturwerk machen und seinen Geheimnissen durch sprachhistorische Untersuchung beizukommen suchen, beantwortet auch Abbt die von ihm aufgeworfene Frage zunächst als Philologe, leistet eine auf zahlreiche Belegstellen sich stützende Wortanalyse und kommt zu dem Ergebnis, daß die bisherige dogmatische Erklärung einer genauen Kritik der hebräischen Ausdrucksweise nicht standhalte. Eine zweite Lösung des Problems unternimmt er aber auf mehr philosophischem Wege, scheinbar als Leibnizschüler, der den Gedanken einer göttlichen Absicht, (Moses selbst zu be-

1) Halle 1757, gedruckt mit Gebauerischen Schriften. Pentzhorn, S. 1, Anm. 2, hat die Untersuchung nicht gesehen.

erdigen, damit man mit seinem Leichnam keine Abgötterei treibe) also einer künstlichen, außernatürlichen Abwendung des Bösen nicht gelten lassen will, weil selbst der Gott der „besten Welt" das Uebel ruhig zuläßt. Abbt schränkt allerdings das Böse auf die im Bereich menschlichen Wollens liegende Hinwendung zur Sünde ein[1]). Weiterhin heißt ihn das gleichfalls rege werdende, psychologische Interesse, die Meinung, Gott habe Moses begraben, um die Verehrung der Israeliten für diesen Mann zu steigern, deshalb zurückzuweisen, weil das Volk seinem Führer auch ohne besonderen göttlichen Eingriff die verdiente Anerkennung gezollt haben würde. Schließlich wird noch das im ganzen Aufsatz enthaltene Grundproblem an sich, die Wundermöglichkeit, gestreift. Abbt dringt nicht tief in die so viel umstrittene Zeitfrage ein. Nicht als absoluter Deist, sondern als Praktiker des Lebens, als Utilitarist, beantwortet er sie und nimmt nur das nützliche Wunder, das Menschenwohl fördernde an, von dem bei dieser Begebenheit nicht die Rede sein könne. So ist also von allen Seiten her der Titelsatz der Arbeit als nicht zu recht bestehende Vermutung erwiesen worden. Was Abbt aber hauptsächlich zu diesem Aufsatz angetrieben hatte, war weniger die theologische Streitlust als das Bedürfnis, im Bilde des alttestamentlichen Patriarchen den eigenen Lehrer zu verkörpern, seine menschliche Wirksamkeit, mehr das Wie als das Was seiner Lehre darzustellen; und so gelingt es ihm namentlich am Ende der Untersuchung, das ganze Leben und Empfinden dieses Mannes, eingekleidet in eine Grabrede auf Moses, in die von Begeisterung glühenden Worte zu fassen: „Könnte ich doch mit dem Feuer meiner Rede den Flammen seiner Liebe gegen Gott und der Liebe gegen seine Brüder folgen! Könnte ich ihn doch schildern, wenn der Eifer für die Ehre seines Herrn ihn gleichsam verzehrt, und wenn die Liebe für die Wohlfahrt seines Volkes in seinem Herzen hell auflodert"[2]). Lesen wir das, so steht vor uns

1) Untersuchung, S. 22. 2) Untersuchung, S. 23.

leuchtend auf die Gestalt Baumgartens als eines Arbeiters im Weinberg, eines treuen, durch Dienst an der Menschheit seinem Gott sich weihenden Knechtes, den Abbt aus nächster Nähe durch tägliches Zusammenleben kannte, hatte er doch seine anfängliche Wohnung bei Vetter Miller aufgegeben und war in das Haus des Universitätsprofessors übergesiedelt. Wie hoch er ihn auch im persönlichen Verkehr geschätzt haben mag, so sind doch die Fäden, die ihn an die L e h r e des Meisters knüpften, sehr locker gewesen. Das zeigt uns ein Blick in seine im Jahre 1758 geschriebene theologische Dissertation: C o n f u s i o n e m l i n g u a r u m q u a e B a b e l i c a a u d i t n o n f u i s s e p o e n a m g e n e r i h u m a n o a D e o i n f l i c t a m. Der Titel kündigt schon die endgültige Entscheidung des Autors an, der, rein empirisch vorgehend, die Unmöglichkeit des von der Theologie angenommenen Sprachwunders dartut. Indem er an die zahlreichen Sprachphilosophien seiner Zeit anknüpft und gewissermaßen schon die geniale Gedankenwelt Herders vorausahnt, erklärt er die Confusio linguarum aus den klimatischen und sozialen Verhältnissen der verschiedenen Völker. Mehr als das kulturelle Problem fesselt ihn aber auch hier wieder der psychologische Zusammenhang. Nach längerem Exkurs über Wesen und Tätigkeit des Gedächtnisses, das neu geschaffen werden müßte, wenn plötzlich Sprachverwirrung einträte, kommt er zu der These einer natürlich sich vollziehenden Trennung der Menschen, die, wie er an Beispielen aus modern-dialektischen Differenzierungen klarmacht, mit dem Ortswechsel zugleich auch ihre Sprache verändern. Nach damaliger Ausdrucksweise sei eben die ganze Erscheinung als göttliches Wirken gedeutet worden. — Aus dieser wie aus der vorhergehenden theologischen Untersuchung ist schon zu sehen, wie Abbt sich für die Religion nur in Verbindung mit menschlichen Beziehungen, Erfahrungen, Seelentätigkeiten interessiert. Absolut genommen, lassen ihn die Dogmen kalt. Er ignoriert oder bekämpft sie. Was Miller zu den freimütigen Bekenntnissen sei-

nes Vetters und ehemaligen Schülers geäußert hat, wissen wir nicht. Nach wie vor aber blieb er in gutem Einvernehmen mit Abbt und spornte ihn neben wissenschaftlicher Forschung auch zu literarischer Beschäftigung an. So forderte er ihn auf, Uebersetzungen[1]) zu schreiben, eine Tätigkeit, die Abbts geistiger Veranlagung durchaus entsprach und die ihm später manchen Erfolg einbrachte. Was er auf Millers Rat hin arbeitete, ist nicht zu ermitteln, doch können wir annehmen, daß sein Sprachverständnis und seine ganze literarische Bildung durch intensives Einleben in die Gedankenwelt anderer eine nicht gering anzuschlagende Förderung erfuhr.

Bald aber trat neben der Wissenschaft das Leben unmittelbarer an ihn heran. Die Zeit nahm ihn in die Schule, wies ihm neue Wege. Um 1759 wurde Halle empfindlich von den Kriegswirren getroffen. Die Reichsarmee legte den Einwohnern drückende Steuern auf; unversehens befand Abbt sich mitten in den Nöten und Leiden der Gegenwart, die ihm weit die Augen öffneten für menschliches Schicksal, für das bunte und oft furchtbare Spiel der Weltenbühne, vor dem das Ringen mit Begriffen wie leeres Getändel anmutet. Persönlichkeiten kamen nach Halle, die andere Zwecke verfolgten, als Buchstaben und Ideen aneinanderzureihen. Zum erstenmal vielleicht sah Abbt einen ausgesprochenen Tatmenschen, den Major von Faber, der die rheinischen Kreistruppen befehligte, leibhaftig vor sich; und doch will es die Ironie des Zufalls, daß gerade eine solche Erscheinung ihn von neuem an den Schreibtisch führt, der just mit überlegenem Blick von ihm gestreift wurde. Da spinnt sich eines Tages zwischen den Jüngern des Mars und der Minerva eine Unterhaltung an; es kommt zum Wortgefecht; der Kriegsmann will vor dem Gelehrten nicht die Waffen strecken und verhängt über den ahnungslosen Gegner eine geistige, binnen achtundvierzig Stun-

1) Vgl. V. W. V, S. V.

den abzuliefernde Kriegssteuer in Gestalt einer pädagogischen Abhandlung.

Unverzüglich macht Abbt sich an die Arbeit, verfaßt in schnellstem Tempo die „Gedanken von der Einrichtung der Studien eines jungen Herrn von Stande"[1]), und das, was nur zum Scherz und wie im Spiel geschrieben werden sollte, wächst tatsächlich zum ernsthaften Buch aus, dessen ganze Genesis, dem militärischen Befehl gemäß, sich auf den Zeitraum zweier Tage erstreckt.

In diesem Werke bringt der Einundzwanzigjährige, der eben selbst seine Erziehung und Bildung in ihrer ersten Phase abzuschließen gedenkt, in wunderlicher Fülle und Mannigfaltigkeit seine aus eigener Beobachtung, mehr aber noch die aus der Lektüre geschöpften pädagogischen Kenntnisse zum Ausdruck, obwohl er uns versichert, daß er zum Studium dickleibiger Folianten keine Zeit gehabt habe. Man sieht aber, daß er Locke und die übrigen Pädagogen der Zeit, wenigstens ihren Grundideen nach, beherrscht. Die Gesamteinstellung der Schrift entspricht dem Bildungsbegriff des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, das nicht Entwicklung und Kräfteentfaltung von innen heraus, sondern das Sichaneignen des vorhandenen Wissensmaterials in möglichst unbeschränkter Form als Ziel der Erziehung aufstellte. Der Mensch selbst, seine Seele, seine geistigen Potenzen werden kaum in Erwägung gezogen, verschwinden neben dem Interesse für die äußere Welt, so wie sie in Vergangenheit und Gegenwart sich gestaltete. Diese Welt wird zum ungeheuren, tausendblättrigen Buch, das Seite für Seite gelesen werden muß.

Abbt selbst hat sich schon durch eine Reihe von Kapiteln hindurchgearbeitet. Soll's so auch der Schüler machen, den er zu leiten denkt? Er besinnt sich einen Augenblick, besieht sich erst den jungen Menschen, schaut ihm ins Herz, in seine Umwelt, will eher

1) V. W. V, S. 43—104.

nicht mit ihm lernen, bis er in etwa wenigstens sein Menschtum erkannt hat.

So kommt er zu der einleitenden Frage seines Werkchens: Wie muß Subjekt und Objekt der Erziehung beschaffen sein? Auch den Lehrer will er zuerst als schlichten Menschen, dann im Berufskleid sehen. Er darf der Wirklichkeit des Lebens nicht fremd, kein Metaphysiker und Gelehrtenpedant sein. Ein rechtes Bild der frischen, aus Fleisch und Blut urkräftig aufgebauten Lehrerpersönlichkeit zu schildern, gelingt Abbt nicht. Die wenigen Worte lassen es uns nur ahnen. Was er, halb unbewußt, noch im Geist geschaut hat, wird erst für Herder zum Erlebnis, der fordert (in der Einführungsrede zu seiner Schultätigkeit in Riga), daß auch in der Schule die Grazie herrschen müsse, weshalb er dem Bild des Handwerkslehrers das des Ideallehrers gegenüberstellt, der mit heiterer Stirn zwischen Freunden weilt, die ihre ganze Seele ihm geben, der mit ihnen Jüngling wird und ihnen die Wissenschaften vorträgt, wie e r sie als Jüngling hören wollte. Er wird ihr Mitschüler und muntert sie mit seinem Feuer auf wie eine Kohle, die andere anglüht. Er hat eine lebendige Methode, Liebenswürdigkeit im Umgang, ein edles Herz und reine Sitten, wodurch er seine innere Einheit vollendet.

Das Objekt der Erziehung ist bei Abbt — wie auch in Lockes pädagogischem Hauptwerk — ein junger Landedelmann, kein Genie, kein Friedrich und Alexander, wie auch der Führer des Knaben kein Leibniz zu sein braucht. Es soll also kein vielwissendes Wunderkind, wie Basedow sie zu produzieren gedachte, aber auch nicht künstlich hergestellte, rousseauartige Naturhaftigkeit das Endergebnis der Erziehung bilden. Was er will, liegt in der Mitte zwischen beiden Polen; das ihm vorschwebende Ideal des erzogenen Menschen ist der theoretisch und praktisch Tüchtige, der nicht nur Wissen, sondern auch Können in sich hat. Der Lehrgang, den Abbt nun im einzelnen aufbaut, steht im engsten Zusammenhang mit der jeweiligen Beschaffenheit des kindlichen

Geistes, fußt streng auf psychologischen Voraussetzungen. Er zeigt zunächst die generellen Eigentümlichkeiten junger Menschenseelen, „fertige Gedächtniskraft, lebhafte Einbildungskraft, Neugier, Leichsinnigkeit, flatterhafte Aufmerksamkeit"[1]), berücksichtigt aber nicht minder Genie und Gemütshang des einzelnen. Scharf weist er die alte Methode der Begriffsüberlastung zurück, fordert die Einheit von Denken und Reden, von Wort und Sache; verlangt als ersten Unterricht ein anschauendes Erkennen. Nur Vorstellbares und Greifbares — so las er schon bei Locke — wird das auf Realitäten gerichtete Interesse des Kindes befriedigen, also Physik, Geschichte, Heimatkunde, die Ausgangspunkte allen Wissens, die selbst vom Schüler entdeckt, nicht dargereicht werden, die er zwanglos findet auf Spaziergängen, in unmittelbarer Berührung mit den Dingen selbst.

Immer heißt es: Möglichst viel sehen, erleben, erfahren! Und nicht nur bleibt der Schüler im Bereich des unmittelbar Gegebenen, im Nahen, Kleinen und Heimischen. Weiter drängt der kosmopolitische Sinn des Jahrhunderts, treibt auch Abbt den studierenden Edelknaben, dem er Bücher in die Hand gibt, Reisebeschreibungen, die ihn auch die Ferne in sich aufnehmen, Hütten der Wilden und Wohnplätze der Naturvölker im Geist besuchen lassen[2]). Wenn so das Sehen, Tasten, das lebendige Vorstellen, die Phantasietätigkeit des Kindes geübt ist, erst dann wird Abbts Erzieher an Gedächtnis-, Verstandes- und Gemütsbildung denken, die zunächst auf literarischer Grundlage, Sprach- und Redeübungen aufgebaut werden soll.

Da geht nun Abbt, im Gegensatz zum zunftgemäßen Schul-

---

1) V. W. V, S. 55. 2) Herder, in seinem Reisejournal, begnügt sich mit der bloßen Lesung nicht mehr. Auf weitem Meer, an Felsküsten, im Stadtgewirre fremder Länder, die ihn bis zum letzten Nerv voll Staunen aufzucken lassen, da wird ihm klar, daß nicht das Buch, sondern die Ferne selbst erlebt, gesehen werden muß, daß der Erzieher nur durch Reisen sich umfassendste Weltkenntnis aneignen kann.

stil seiner Zeit vom Studium des Mutterlautes, der deutschen Sprache aus, die er selbst, dank den Anregungen Professor G. F. Meiers, in ihrem vollen Eigenwert zu schätzen gelernt hat. Moderne deutsche Dichtungen, Fabeln Gellerts und Lichtwers, Rabeners Satiren, bringt er an seinen Schüler heran, der edlen Stil, Geschmack und auch Moral aus ihnen sich aneignen soll.

Selbstverständlich muß der junge Mensch auch Latein können. Doch nicht zu früh, nicht als Selbstzweck, nicht als bloßes Bildungsmittel. Es soll überhaupt nicht gesprochen, nur gelesen werden, und nur deshalb, weil die römischen Schriftsteller, ein Livius, ein Tacitus in dieser Sprache Lebensbilder, Menschentypen geschaffen haben. Die soll der junge Lateiner aus der fremden Hülle herausschälen, soll sie zu Vorbildern, Helden, zu Mitkämpfern wählen im Alltagsstreit der Neigungen und Pflichten, soll schaffen wie sie, Mann werden und für die Mitwelt brauchbar sein, wie sie's gewesen sind[1]).

Nach dem Lateinischen empfiehlt Abbt erst die Beschäftigung mit neueren Sprachen, wodurch er gegen den eingangs gegebenen Grundsatz: „Vom Nahen zum Entfernten" verstößt und einen methodischen Fehler macht, den später erst Herder, an Hand der

1) Wiederum in seinem Reisejournal beschäftigt sich auch Herder mit der Erlernung des Lateinischen in Schulen. Da heißt es: „Die lateinische Sprache soll nicht gesprochen werden, wie sie in der Tat auch nicht mehr Umgangssprache ist." S. W. S. IV, S. 396. Somit begründet er die von Abbt aufgestellte Forderung historisch. Doch später, als Abbt gefragt hatte, ob man zu gründlicher Gelehrsamkeit, zum Gefühl des Schönen, zum wahren Vergnügen an den Wissenschaften ohne Originalbekanntschaft mit den klassischen Dichtern gelangen könne, gibt er ein schroffes „Nein" zur Antwort, S. W. S. II, S. 355; schränkt es allerdings ein durch gründlichere Untersuchung der Begriffe: Gefühl des Schönen, Gelehrsamkeit usw. und löst die Frage schließlich durch den Hinweis auf die individuelle Verschiedenheit der Menschen, ihrer Bildungsbedürfnisse und ihres Geschmacks, die Abbt überhaupt nicht — weder an dieser Stelle, noch sonst wo — berücksichtigt.

Abbtschen Schriften korrigiert, indem er die lebenden Sprachen über die toten, ihre Erlernung in der Schule zeitlich vor sie setzt und verlangt, daß selbst der Gelehrte besser Französisch als Latein können müsse. In bezug aufs Griechische endlich sind Abbt und Herder einer Meinung. Beiden scheint der Rhythmus, Satzbau, Klang des hellenischen Idioms dem Deutschen ungleich näher verwandt als das Lateinische. Abbt sieht außerdem im Homerischen Vers ein besonderes Mittel zur Gewinnung des ästhetischen Empfindens, das schließlich allen literarischen Studiums Endzweck ist.

Neben den schönen Wissenschaften soll aber der anfangs geweckte Sinn fürs Reale weiter ausgebildet werden. Die historischen Kenntnisse dienen jetzt höheren Zwecken, lassen den nun schon voll zum Jüngling Ausgereiften seinen „Standort in der Welt" (ein häufig wiederkehrendes Lieblingswort Abbts), seine im Leben und fürs Vaterland zu leistenden praktischen Aufgaben finden. Jeder wird, seinen Talenten, seiner besonderen Berufung entsprechende Fingerzeige aus dem Gelesenen herausspüren. Und wenn auch Abbt in erster Linie für einen sozial Bevorzugten schreibt, so macht er ihm dennoch deutlich, „daß nicht alle jungen Leute Regenten oder Heerführer", alle aber „Patrioten und ehrliche Männer" werden und „sehr viele an den Wissenschaften einen Geschmack bekommen sollen"[1]).

Und das, was da am Schluß gesagt, was von „sehr" vielen gefordert wird und den „Patrioten und ehrlichen Mann" schon allein durch den darauffolgenden Satz ein wenig in den Hintergrund drängt, das scheint dem noch so ganz auf Wissen, Universität, Gelehrsamkeit schwörenden Abbt doch noch besonders am Herzen zu liegen. Man fühlt es auch, wenn man das Büchlein durchliest. Da ist kein Zweig des Wissens unberührt. Da geht's über Physik, Geographie, Geschichte, Sprachen, Dichtung, Mathematik, Anatomie, Physiologie, Astronomie, Aesthetik, bis hin-

1) V. W. V, S. 86.

auf in die schwindelndsten Höhen der Metaphysik, die allein erst die allseitige Erfassung des Weltganzen ermöglicht und gleichzeitig das Schönheitsgefühl bis zu feinster Vollkommenheit steigert. Fast möchte man den jungen Mann bedauern, der so geführt wird, den Abbt, wenn auch in naturgemäßem Fortschritt vom Nahen zum Entfernten, vom Konkreten zum Abstrakten, dennoch derartig ungestüm, wie im Fluge, von Buch zu Buch, von Fach zu Fach reißt, daß schließlich nicht menschliche Tüchtigkeit, sondern ausgedehntestes Gelehrtentum aus Abbts pädagogischem Treibhausgewächs sich als Frucht absondert.

Wegen der Kürze der Zeit konnte er die Abhandlung nur konzeptartig anlegen; die ihm sonst eigene Gründlichkeit und Gedankentiefe ist nicht darin zu suchen. Auch stilistisch zeigt der impulsiv hingeworfene Aufsatz Mängel, — die Abbt mit ungetrübtem Blick erkannte. Und doch hat er bei seinem Gönner mit der seltsamen Kriegssteuer Ehre eingelegt, und auch das Publikum gab Beifall[1]). Stellt man diese Schrift auf Abbts Entwicklungsgang, so wirkt sie wie ein erster vordeutender Wegweiser in ein Reich, das viel später erst sein werden sollte, wohin er zu lebendiger Berührung mit Menschen, ja zu pädagogischer Tätigkeit berufen wurde. Wenn auch dieser frühe Versuch noch keine eigene erzieherische Ansicht aufweist, — ist doch aus der pädagogischen Ernte der Zeit das Beste herausgepflückt —, so bedeutet er für Abbt, den Theologen, eine fast unwiderrufliche Entscheidung. Die früheren religiös-exegetischen Interessen sind erheblich darin geschwächt; befreit vom dogmatischen Talar, jeden Moralunterricht ausschließend, Gott nur finden lassend durch die Dinge, durch all die Zauberherrlichkeit der Schöpfung, durchstreift er kühner als bisher die heiter ihn umsonnenden Regionen der natürlichen Religion und schließt damit die erste, theologische Phase seines Universitätsstudiums endgültig ab.

Das sieht man gleich an dem nun folgenden, man möchte sa-

1) A. D. B., Bd. XII, S. 73—79.

gen: Flugblatt Abbts, das neben den bisherigen Aufsätzen wie ein kühner Sprung in Lebensmitte anmutet, wie keckes Hineinspähen in Bürger- und Philisterzirkel. Es ist ein Rendez-vous und gleichzeitiger Gefechtsgang mit der Halleschen Frauenwelt, die ihn zum Widerspruch reizt. Auf mannigfaltige, in ihr gewonnene Eindrücke reagiert er durch eine mit beißendem Spott getränkte Satire, die den „Beweis" erbringen soll, „daß die Freundschaften unter den meisten Damen viel sublimer seien, als die Freundschaften unter den meisten Personen des anderen Geschlechts"[1]). Mit kühnem Griff und viel Geschick führt Abbt in dieser Schrift die direkte Ironie durch, die kein geringerer als der die Reihen platter Schriftsteller und religiöser Heuchler mit satirischen Pfeilen lichtende Liscow zum erstenmal erfolgreich in Deutschland anwandte. Wie er, schleudert Abbt in unmittelbarer Parodie die Geschosse spitzigen Hasses gegen alle Unwahrheit. Während Liscows Lanze hauptsächlich gegen geschmacklose Gelehrte, schlechte Prediger, theologisierende Juristen anrennt, empört Abbt sich vor allem über die Lüge der Konvention, die vor ihm schon von einer anderen satirischen Partei, einem gewissen Typus von Wochenschriften und ihrem Zunftgenossen Rabener, wenn auch mit nur geringen Schlägen, gegeißelt worden war. Abbt kehrt in seinem Aufsatz in grellen Farben die Schwächen des weiblichen Geschlechts, namentlich die oft geradezu geniale Verstellungskunst hervor und spitzt seine ganze Betrachtung auf die Persiflierung einer einzigen, sogar mit Namen angeführten Persönlichkeit zu, der er selbst irgendwo gesellschaftlich begegnet sein muß. Unbarmherzig schwingt er über ihr Tun sein Szepter, er scheut sich nicht, auch die schlimmsten Blößen mit frivolem Lächeln aufzudecken. So zart er — wie später noch gezeigt wird — Freunden und Gleichgesinnten gegenüber zu empfinden wußte, so rücksichtslos geht er mit denen um,

1) V. W. IV, S. 1—24.

die innere Hohlheit künstlich ausstopfen, oder ihr wahres Gesicht hinter Masken zu verstecken wissen.

Wenn auch dieser Aufsatz einen flüchtigen Blick in Abbts Stellung zu Halleschen Frauenkreisen gestattet, so wissen wir doch über bestimmte persönliche Beziehungen aus dieser Zeit sehr wenig. Sein ganzes Streben ist darauf gestellt, ein richtiges Verhältnis zur Wissenschaft zu gewinnen, die ihm eignen, geistigen Kraftquellen aufzuspüren. Und doch ließ ihn das Schicksal nicht allein und im Dunkeln seinen Weg finden. Zu sehr verlangte er nach Aussprache, sein jugendliches Empfinden drängte zur Mitteilung, die Einsamkeit schreckte ihn; näheres über diese inneren Vorgänge wissen wir kaum, doch fällt ein Licht darauf durch den Briefwechsel mit dem Kriegsrat von Segner, der zwar aus späterer Zeit stammt, uns aber Aufschluß gibt über eine zwischen ihm und Abbt geschlossene Freundschaft und über die Grundlagen, auf denen sie sich aufgebaut hat. Die Wissenschaft führte die beiden beruflich so verschiedenen Männer zusammen, doch nicht die althergebrachte, in tote Formeln eingekapselte, sondern die neue, jugendliche, die mit dem Leben vermählte. Bezeichnend ist es für Abbt, daß nicht ein Mitstudent, sondern ein Weltmann sein Freund wurde, einer, der die moderne Literatur kannte und ihn darauf aufmerksam machte. Persönlichkeiten, wie Ramler, Zachariä, Uz führte er ihm in ihren Dichtungen vor und wies ihn auch auf ausländische Werke hin. Er las und lernte mit ihm Englisch, und gerade dadurch kam Abbt an Bücher, die für seine spätere, philosophische Richtung so bedeutsam geworden sind. Zusammen vertieften sich die Freunde in die Lektüre Humes, Lockes und Shaftesburys. Die englischen Wochenschriften nahmen sie im Original in Augenschein; den Briefwechsel führten sie nicht selten in englischer Sprache. Auch die französische Literatur wurde Abbt durch den Verkehr mit Segner erschlossen. Das Studium Fontenelles, Montesquieus, La-

fontaines, Marmontels und Voltaires vertiefte sein Wissen auf den verschiedensten Gebieten und bildete seinen Stil. Was ihn bewegte, was er entwarf und arbeitete, teilte er dem Kriegsrat mit. Was er liest, muß auch der Freund kennen, ohne ihn ist künstlerischer Genuß ihm nur Schein und „unschmackhaft"[1]). Ihm möchte er sein ganzes Empfinden, sein Herz und seine Seele schenken: „Freundschaft ist noch besser als Liebe"[2]), proklamiert er in seinem Enthusiasmus. Vor allem bewundert er die hochherzige Gesinnung des Freundes, der, obwohl mit jedem schönen Talent zum Nutzen des Staates in anderen Ständen ausgerüstet[3]), dennoch der Verteidigung des Vaterlandes sich weiht. Tief ergriffen steht Abbt vor dieser Selbstverleugnung, dieser Hingabe an Größeres als das eigene Ich. So ist denn auch der Ton in seinen Briefen der zärtlichste Ausdruck, den er für Herzensangelegenheiten je gefunden hat. Nicht einmal in der so vertrauten Korrespondenz mit Mendelssohn und Nicolai klingt er wieder an. Was Segner ihm gab und war, bezeugt das spätere Schaffen Abbts, das sich auf der englischen, teils auch der neuen deutschen Literatur aufbaut, deren Verständnis ihm der Freund vermittelt hatte.

Die Studienzeit in Halle ist also für Abbt sowohl in sachlicher wie auch in persönlicher Hinsicht fördernd gewesen. Ein abgegrenztes Feld schriftstellerischen Wirkens hat er indessen nicht gefunden. Nur weiß er, wie es in Philosophie und Dichtung aussieht. In großen Zügen überblickt er die Leistungen der Zeit, das wissenschaftliche Wollen in Nähe und Ferne. Reif ist er, vom Katheder seine Gedanken zu verkünden. Erfüllt von den neuen Errungenschaften des Wissens, habilitierte Abbt sich in Halle am 5. Mai des Jahres 1759. Schon jetzt war seiner Persönlichkeit ein gewisser Stempel aufgedrückt, wenn sie auch ihre letzten, verborgensten Keime noch nicht erschlossen hatte. Daß er immerhin noch in den alten Regionen seines Denkens

1) V. W. VI, S. 85. 2) ib. VI, S. 38. 3) ib. II, S. 44.

wurzelte, beweist seine Habilitationsschrift[1]), die aus mathematischen Studien hervorging und die Vereinigung von Mathematik und Philosophie erstrebte. Erstere soll Grundlage und Kriterium für letztere sein. An der Hand streng logischer Deduktionen soll ein „näherer Weg" zur Wahrheit ermöglicht werden. Die absolute Unantastbarkeit mathematischer Lehrsätze soll auch für das Vorgehen in philosophischen Fragen Leitstern und Muster darstellen. Den Anregungen des Mathematikers Segner, dem er sich auch widmet, verdankt Abbt diese Arbeit, in der er seine Fähigkeit im Abstrahieren und streng schulmäßigen Gliedern noch einmal mit aller Schärfe des zerlegenden und prüfenden Verstandes dartut. Bald aber treibt er nach anderen Zielen, nach neuen Lebensformen, nach veränderter Auffassung des wissenschaftlichen Berufes. Professor im Zopfstil des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist er nie gewesen. Er fühlte nur zu deutlich: in trockenen Abstraktionen, im unendlichen Aufbau von Schlüssen, in blutleeren syllogistischen Formeln, die den Geist nicht sättigen, kann das Wesen des Denkens und Forschens nicht bestehen. Kräftigen, muskel- und säftegebenden Stoff verlangte er; Nahrung für Herz und Sinne, Wissenschaft, die gleichzeitig Aufgaben stellt an das Leben, die mit dem persönlichen Dasein unmittelbar und unlöslich verbunden ist. Was bedeutete das Wissen, wenn es nicht half, sich selbst und seine Zeit sich gegenständlich zu machen, die Fäden zu spüren, die das eigene Ich mit der Umwelt verbinden, den genauen Punkt zu bestimmen, von dem aus der einzelne das Ganze zu überblicken hat, mit dem er eins ist, dem er nicht tatenlos als einsamer Denker gegenüberstehen darf.

---

1) Der vollständige Titel lautet: Dissertationem de via ad veritatem propius, etsi non penitus accedendi, consensu amplissimi philosophorum ordinis pro facultate legendi placido eruditorum examini subicit auctor M. Thomas Abbt, cum respondente Joh. G. Küster Th. Cult. Berolinensi. Halae 1759.

So vertieft er sich, wie es aus den in Halle gehaltenen Vorlesungen erhellt, in die Philosophie[1]) vom Standort des Menschen aus, so zieht er aus der Geschichte den allgemein menschlichen Gehalt, so sucht er vor allem nach erfolgreichen Ausdrucksmitteln, die es ermöglichen, das eigene Denken und Fühlen im andern nachbildend zu erzeugen. Und deshalb erscheinen ihm Sprachstudien unbedingt notwendig zur Erfüllung seiner beruflichen Aufgabe. Er liest die modernen Deutschen, die Franzosen und Engländer, die ihm Worte, Bilder, Vergleiche in die Seele prägen, wie er sie für seinen Vortrag braucht. Vor allem fühlt er sich zum „Genie der englischen Sprache" hingezogen, die er seinen Zuhörern ihren inneren Gesetzen und ihrer Eigenart nach begreiflich machen will. Er führt sie ein in die Dichtwerke Popes und Thomsons; er macht ihnen klar, wie hier der erste Versuch einer Verschmelzung des Philosophen und Menschen gewagt wurde. Er zeigt ihnen plastische, dem Leben entlehnte Schönheitsformen. Er erklärt ihnen, daß der echte Forscher von der Natur, der nächsten Beobachtungsstation des Menschen, ausgehen müsse.

Die Verbindung von Philosophie und Leben, von theoretischem und praktischem Denken, die ihm immer wieder aus den Schriften Lockes hervorleuchtete, sucht er in einer Abhandlung: „Vom rechten Studium der Weltweisheit"[2]) aufzuweisen, in der er zum erstenmal auch ethische Probleme erörtert. Noch hüllt er zwar seine Gedanken in lateinische, wenn auch mit Blumen bestickte Gewandung, noch muß die Logik zum Aufbau der Ideen das grundlegende Fundament liefern, doch

---

1) Genaues Verzeichnis der Vorlesungen Abbts bei Pentzhorn, S. 15.
2) Genauer Titel: Dissertatio prior de recto philosophiae studio, publico eruditorum examini subicitur a Praes. M. Abbt. Halae d. 15. Febr. 1760. Ein Teil wurde in die V. W. aufgenommen, VI, S. 112—119. Die ganze Abhandlg. stellte mir die Königl. Univ.-Bibl. Berlin zur Verfügung.

sieht er den Zweck der Wissenschaft durchaus nicht mehr in formalistischem Philosophieren, sondern in ihrer Anwendung auf das Leben, in ihrer Nutzbarmachung für menschliche Glückseligkeit. Das zeigt auch sein nächster Aufsatz, der den Historiker in ihm wieder zu Worte kommen läßt. Wie wir sahen, hatte er in seiner Jugend schon erfolgreich ein geschichtliches Thema behandelt; als Student war er produktiv auf diesem Gebiete nicht hervorgetreten, obwohl man gerade in Halle der Geschichte vorzügliche Aufmerksamkeit widmete, braucht man sich doch nur des berühmten Professors Gebauer zu entsinnen, dessen Bedeutung für Abbt in der späteren Zeit seines Lebens erst stärker hervortritt, weshalb an dieser Stelle nicht näher auf ihn eingegangen werden kann.

Wenn also der literarische Niederschlag historischer Studien, die Abbt in Halle gemacht haben muß, vorläufig noch gering ist, so zeigen doch die vorhin schon erwähnten theologisch-philosophischen Werke einen stark geschichtlichen Denker. Schon jetzt betrachtet er die Geschichte (ein Gedanke, der später sein ganzes Schaffen durchzog) als Vorbereitung zur Philosophie, indem sie ihm zur Erläuterung theoretischer Lehrsätze die praktischen Beispiele zur Hand geben soll. Daß nicht nur die neueren, sondern auch frühere Begebenheiten eine derartige Fundgrube für Lebensweisheit darstellen, erklärt er in dem Aufsatz: „Vom verschiedenen Gebrauch der alten Geschichte"[1]) in dem er nach eingehender Erörterung über die Verschiedenheit der alten Historiker selbst, die von ihnen geschilderten Vorgänge und Handlungen beleuchtet, Dinge, die

---

1) Vgl. Hallesche Anzeigen XII, 24. 5. 1760, S. 178—187; 31. 5. 1760, S. 194—203. Der Aufsatz erschien ganz kurz nach Abbts Ankunft in Frankfurt a. d. Oder. Es ist daher anzunehmen, daß er noch zur Zeit seines Hallenser Aufenthaltes entstanden ist. Man kann also nicht mit Pentzhorn behaupten, daß die Dissertatio seine „letzte Arbeit in Halle war". Pentzhorn S. 15.

ihm nur insoweit interessant sind, als Normen und Kriterien für unser eigenes Tun in ihnen gefunden werden. Die Bedeutung dieser Arbeit für Abbts Geschichtsauffassung soll in anderm Zusammenhang dargestellt werden[1]). Hier kommt es darauf an zu zeigen, wie die verschiedenen Tätigkeiten Abbts ineinander übergreifen, wie er suchend und tastend, in dieser ersten Zeit des Professorentums auf eine neue Art des Wissens, eine Beseelung und Lebendigmachung des toten Stoffes lossteuert.

Während Abbt seinen Schülern in Halle die Weltweisheit dozierte, tönte die Stadt von den Schlägen wider, die mit eiserner Faust der Krieg ihr versetzte. Große Not bedrängte die Bevölkerung, als die kaiserlichen Truppen plündernd und verwüstend in Halle einzogen[2]).

Abbt berichtet uns nichts davon. In treuer Pflichterfüllung gab er sich seinem Berufe, seinen Studien hin. Mit großem Fleiß suchte er sich allen ihm zugänglichen Wissensstoff anzueignen, machte sich Exzerpte und Abschriften, arbeitete mit jener unermüdlichen Emsigkeit, die dem Universalismus der Zeit entsprach. Noch war er in den wissenschaftlichen Grundfragen von seinen Lehrern und deren Vorgängern abhängig, wie sehr er sich auch mühte, wenigstens der äußeren Form nach selbständig zu sein und nicht nur durch rezeptives Verhalten, sondern weit mehr durch eigenes Beobachten und Zugreifen den Dingen und Erscheinungen auf den Grund zu kommen. Halle war für ihn aber nicht der geeignete Ort, um aus den alten Befangenheiten sich gänzlich loszulösen; da war man noch allzusehr im Bann gewisser Traditionen, und selbst die neue Wissenschaft, der Rationalismus Wolffs, kann als Verkündigerin enger Gesetze, starrer Dogmen, die eine Einschnürung des Verstandes auf das Bewußtsein seiner eigenen Größe und Unverletzlichkeit bewirkten,

1) Vgl. S. 126ff. 2) Vgl. Zuverlässige Nachrichten von dem traurigen Schicksale der Stadt und Universität Halle nebst dem dazu gehörigen Saalkreise, Amst. 1759.

angesehen werden. Die tatsächlich gegebene, konkrete und sinnenfällige Fülle des Lebens, die oft verwirrende Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen blieb unberücksichtigt. Im Grunde war Abbt in dieser Stadt wie in eine von Bücherstaub umwirbelte Schulstube eingekerkert, aus der es ihn immer ungeduldiger herausdrängte. So griff er mit beiden Händen zu, als ihm in Frankfurt a. O. eine Professur angeboten wurde[1]).

3. Das Erlebnis des Krieges

Ende Mai 1760 war Abbt in seinem neuen Wirkungskreis, in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes, in Frankfurt an der Oder. Seit Monaten ging das Leben der Stadt im Atem der Kämpfe, die draußen vor den Toren wogten. Die Stimmung der Bürger wechselte mit den Ereignissen auf den Schlachtfeldern. Von wortloser Angst bebte man zu zitternder Hoffnung. Auf jauchzenden Siegklang folgten dumpfe Trauerakkorde.

Des neuen Universitätsprofessors Ankunft wurde nicht beachtet. Im Augenblick, da Abbt die Stadt betrat, war etwas Unerwartetes in ihrer nächsten Nähe geschehen. Wolken hingen, schwarz sich ballend, über ihr. Von drüben her kamen sie, da, wo am jenseitigen Flußufer leicht das Land sich wellt, wo der

1) Pentzhorn erwähnt S. 14 einer Berufung Abbts nach Mainz, die in der A. D. B., Bd. 12, S. 73—79 als „merkwürdige Anekdote" bezeichnet sei. Dem widerspricht aber folgende, in einem Vorwort zu „Ged. von d. Einrichtung d. ersten Stud. eines jg. Herrn v. Stande" (Berlin und Leipz. 1767) gemachte Angabe: „Unsere Residenzstadt Mainz aber, allwo der verdiente Mann während des letzten Krieges die Stelle eines akad. Lehrers anzunehmen bereit war, hat auch aus ds. Grunde die hartgefühlten Kriegsbeschwernisse zu beklagen, weil dies die einzige Ursache gewesen, daß Herr Abbt mit dem Lehramte, wozu er sich anerboten, nicht beauftragt werden konnte." Diese Vorrede wurde geschrieben zu Mainz, den 30. 3. 1767.

Hügel von Kunersdorf aufsteigt. Da hatten sie ihn besiegt, der unbezwingbar schien. Da warf man Gräber auf für seine Grenadiere. Man war getroffen im Tiefsten, gedemütigt und doch nicht verzagt. In jedes preußischen Soldaten Seele war Friedrichs Bild errichtet, leuchtete daraus hervor, erhob sich groß und rein vor aller Augen. Wie es auch bis jetzt gegangen war, man glaubte: die Zukunft wird anbrechen, wird ruhen auf ihm, die Zukunft eines freien, sich selbstbestimmenden deutschen Volkes, das kraftvoll dasteht, sich nicht mehr abmüht in lähmendem Knechtsgeist. Der eine sagte es dem andern. Die Wankenden peitschte man auf, und die Gleichgültigen wurden angespornt. Anekdoten aus dem Leben des Königs gingen im Volksmund um. Seine Tapferkeit wirkte wie Rausch. So konnte die Niederlage nur zeitweise den Aufschwung der Gemüter hemmen, nicht gänzlich ihn abschnüren.

Die allgemein aufkeimende Begeisterung für Friedrich den Großen ergreift natürlich auch den schon in Halle vorbereitend von ihr erfüllten Abbt und löst in ihm eine bisher unbekannte Leidenschaftlichkeit des Empfindens aus. Nicht nur das nach außen tätige Wollen des Königs, auch sein Schrifttum, sein Genie, seine philosophische Bildung reißt ihn zur Bewunderung hin. Das Idealbild eines Herrschers, der gleichzeitig den Typus des Tatmenschen und des Gelehrten verkörpert, prägt sich seinem nach Tun und Wissen hungernden Geiste in unauslöschlichen Farben ein und stellt sich ihm unter der Formel des philosophischen Königs dar, einer Erscheinung, über die er sich in seiner am 28. Juni 1760 gehaltenen, ungedruckt gebliebenen Antrittsrede „De rege philosopho“[1]) geäußert hat. Sie ist ihrem Gegenstand nach das erste Werk Abbts, durch das er seine nahe Berührung mit den Zeitumständen bekundet. Mit stets

1) Oratio de rege philosopho publice habita a. d. 28. Juni 1760 ad auspicia muneris Philosophiam profitentis capienda. Vgl. V. W. 6, S. 9.

wachsender Intensität erlebt er das gegenwärtige Geschehen, das an ihm rüttelt, ihn forttreibt aus der Enge des Arbeitszimmers. Gern hätte er seine innere Verfassung im Herzen eines Freundes widerschimmern sehen. Bitter beklagt er's, daß er nur Bekanntschaften, aber keine näheren Beziehungen in Frankfurt finden könne. Da war kein anregender Verkehr, nicht tüchtige Gelehrsamkeit. Der kleine Universitätsbetrieb brachte ihm eine nur unansehnliche Zuhörerschaft, wenn auch „Applausum"[1]) und materiellen Erfolg. Das allein aber befriedigte ihn nicht. Die Briefe an Segner sind ihm in dieser Zeit die einzige Möglichkeit sich auszusprechen, sein Urteil über Dichter und Schriftsteller der Zeit in Worte zu fassen[2]), sein Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt schriftlich zu fixieren. Jede Mitteilung des Freundes läßt ihn freudiger von seinem Schreibtisch aufblicken, versichert ihn, daß er lebt und nicht nur „vegetiert"[3]). Er horcht auf einen inneren Antrieb, wartet auf eine „gute Konzeption in Prosa"[4]). Die Gegenwart führt sie ihm zu, das Zeiterlebnis ruft in ihm nach Gestaltung. Die Kriegsnachrichten bohren sich in sein Gedächtnis, wachsen in ihm aus zu seltsam deutlichen Gemälden, in deren Vordergrund er stets den einen Mann sieht, den hart sich aufreckenden, unbeugsamen Monarchen. Einmal schon — in seiner Antrittsrede — hat er die vieldeutigen Kurven und Linien der herrlichen Königsgestalt festzuhalten versucht. Jetzt aber kommt es ganz anders über ihn. Er will nicht porträtieren, nicht plastisch darstellen, überhaupt nicht sehen; will hören, wissen, was der kühne Schwertträger zu sagen hat, was er fordert: von ihm und von den andern. Den Willen des einen will er sich zu eigen machen, ihn in sich selbst erleben, als sei die Wand gefallen zwischen Ich und Du. Und da entdeckt er in des Feldherrn Seele den unzerstörbaren, steinernen Siegwillen, der zäh sich weiterarbeitet, allen Hindernissen zum Trotz;

1) V. W. VI, S. 47. 2) Näheres darüber S. 143 ff. 3) V. W. VI, S. 39. 4) V. W. VI, S. 41

der auch die andern zur Tat treibt, gegen Mißmut und Feigheit sein unbarmherziges Veto schleudert, der Abbt ein Buch eingibt, das in geschlagenen Herzen neu die Hoffnung zünden und ihre Liebe stählen sollte bis zum Tode, ein Buch, das, geschrieben im Anblick eines Offiziersgrabes, der letzten Ruhestätte Ewald von Kleists, fast notwendig handeln mußte: Vom Tode fürs Vaterland"[1]).

Thomas Abbt hat diesem Buch den Stempel persönlichsten Gestaltens aufgedrückt, wie sehr auch seine Darstellung im Banne der abstrakten Formalität steckt. Er hat es versucht, gegenüber der bisherigen deutschen Prosa, die allein wissenschaftlichen Zwecken oder in langatmigen, stilistisch schwachen Romanen und in wässerigen Zeitschriften der Unterhaltung diente, sich an die großen Gegenwartsfragen des Volkes, an die Interessen der Zeit zu wenden. Noch ehe Lessing durch seine Minna von Barnhelm das deutsche Publikum aus seiner Gleichgültigkeit und Verkennung seiner selbst zu lebendigem Erfassen seiner nationalen Eigenart fähig machte, hat Abbt, im Bunde mit den vaterländischen Dichtern der klassischen Vorperiode, seine Stimme erschallen lassen und auch der Prosa ein neues, ich möchte sagen, energetisches Moment eingehaucht.

Der unmittelbare Drang nach einer Aussprache über die Forderungen des Tages hat aber, für sich allein genommen, das Werk nicht gezeugt. Literarische Anregung, J. G. Zimmermanns Buch: „Vom Nationalstolz" mußte hinzukommen und, im Verein mit den von außen herkommenden Eindrücken den im Innern wachgerufenen Gedanken in den Rahmen eines, den Stempel seiner Persönlichkeit tragenden Bekenntnisses zwingen. Die Aehnlichkeit beider Werke bezieht sich nur auf den Stoffkreis im äußersten Umfange. Ihren Ideen, vor allem dem Zweck nach, sind sie grundverschieden. Zimmermann steht auf dem nationallosen Standpunkt des kosmopolitischen acht-

1) V. W. II, S. 1—103.

zehnten Jahrhunderts. Abbt ist begeisterter Patriot. Zimmermanns Buch hat seinen Zweck in sich. Es will unterhalten, belehren, Begriffe erklären, Psychologie treiben; Abbt zielt hin auf eine Wirkung nach außen; zur Tat will er seine Leser entflammen. Trotz dieser Verschiedenheit gesteht Abbt, daß er Zimmermanns Schrift für seine Arbeit benutzt habe[1]). Vor allem entlehnt er ihr den Ausgangspunkt, die Begriffsbestimmung der Vaterlandsliebe, die echt rationalistisch dem darzustellenden, konkreten Stoff vorangeht. Die von Abbt gegebene Definition des Nationalbewußtseins geht aus von der durch den damals stark empfundenen Gegensatz zwischen preußischer Monarchie und schweizerischer Republik hervorgerufenen Erörterung über den Unterschied beider Staatsformen, den Abbt nach aufmerksamen historischen Um- und Ausblicken im Sinne Montesquieus — auch da, wo er ihn nicht namentlich als Gewährsmann heranzieht — zuguterletzt auf eine Formel bringt, die besagt, daß bei der Republik die Gesetze von dem Willen mehrerer, bei der Monarchie vom Willen eines einzigen abhängen. Welche Wirkung dieser Wille ausübt, mit welcher Gewalt er die ihm Untertänigen, freiwillig Gehorchenden zu packen vermag, das hatte Abbt ja an sich selbst erfahren. So ist's der König wieder, der den Preis der Monarchie ihm inspiriert, der überhaupt ihm einen neuen Begriff des Vaterlandes in die Seele gelegt hat, denn nicht der Geburtsort[2]), sondern die geistige Zugehörigkeit bestimmt uns den Staat, dem wir dienen, dessen Namen wir

---

1) Vgl. Bodemann, S. 28. In persönlichen Beziehungen hat Abbt zu ds. Schriftsteller nicht gestanden. Der Brief, der mit obiger Mitteilung an Zimmermann abgegangen war, ist nie beantwortet worden. Vgl. Ischer, S. 101. Um so mehr wundert es uns, daß Z. in einem vom 11. Dez. 1765 an Nicolai gerichteten Briefe erwähnt: „Ihnen habe ich die mir sehr wichtige Freundschaft des vortrefflichen Herrn Abbt zu danken" und noch hinzugefügt: „Von dem ich neulich einen sehr werten, aber doch nicht beantworteten Brief erhalten habe." Bodemann, S. 296.
2) V. W. II, 17.

zum unsrigen machen, der uns Heimat wird, wie auch Abbt erst in Preußen zur Erkenntnis seiner nationalen Bestimmung gekommen war. In Preußen erst weiß er, was Patriotismus ist. Hier war es, wo das Erlebnis der Individualität Friedrichs des Großen ihn zum tief innerlich überzeugten Monarchisten heranbildete. Und so ist für ihn ausgemacht: die wirkende Grundlage der Liebe zum Vaterland ist die monarchische Gesinnung, die vertrauende, begeisterte Hingabe des einzelnen an die große Herrscherpersönlichkeit. Auf dieser Basis erhebt sich das nationale Selbstbewußtsein, das zu verstärken und zu vertiefen die Hauptaufgabe des Politikers und Staatsmannes sein muß. Nachdrücklich vertritt Abbt diesen Standpunkt, und zwar im Gegensatz zu Zimmermann, der als Neutraler, als Weltbürger in der einseitigen Betonung der vaterländischen Interessen eine Gefahr, die Ausartung berechtigten Stolzes in unbegründeten Hochmut gesehen hatte. Dieselben Einwände kennt auch Abbt. Im zweiten Kapitel der Schrift weiß er sie geschickt zu widerlegen und wendet sich, in der ihm eigenen Mischung von Reflexion und Ursprünglichkeit, von Beweisführung und spontanem Gefühlsausbruch an die eigenen zagenden und zweifelnden Mitbürger, die den Sinn des Heldentodes nicht erfaßt haben, denen es unnütz scheint, ihr Leben für andere zu opfern. In fein psychologischer Durchdringung geht Abbt dem Zustand der patriotischen Gleichgültigkeit nach, den er aus der Tatsache des Egoismus folgert, aus der Unempfindlichkeit einzelner gegenüber den Aufgaben und Zielen der Allgemeinheit. Ihnen stellt er in ergreifender Weise die Not der Zeit vor Augen. Kleine Kriegsgemälde[1]), die er seiner eigenen Erfahrung entnimmt, sollen zu

1) Mag auch in der Ausführung dieser Bilder manche Farbe zu grell, manche nur verschwommen aufgetragen sein, mag dieser ganze „Exkurs über die Einwürfe von der Liebe zum Vaterland" (den Pentzhorn, S. 24, als den am wenigsten durchdachten und verarbeiteten Teil des Ganzen ansieht) das korrekte Gewebe der Abhandlung mit seltsamen Querfäden

mitleidvoller, werktätiger Gesinnung, namentlich den Verwundeten gegenüber, die Herzen aller entzünden. Unmittelbar weiß er uns in den an den Pforten Frankfurts, in seiner nächsten Umgebung vorbeirauschenden Strom des Kriegselendes hineinzuziehen, dessen unruhig pochender Wellenschlag an sein Ohr und in seine Seele gedrungen war.

Und dadurch wird es möglich, daß er anschaulich, lebensvoll erstehen läßt, was seit Tagen und Wochen sein Inneres füllt. Indem wir es lesen, erleben wir förmlich die Wandlung, die unlängst in ihm sich vollzogen hat: der theoretische Philosoph, der historisch Geschulte, der abstrakte, systematische Philosoph, der eingeschlossen saß in seiner Arbeitszelle, wird, wie angerührt vom Zauberstab des Lebens, von seinem Schreibtisch aufgescheucht, hinausgetrieben in die Welt der Wirklichkeit und kommt zurück und kündet eine Fülle von Einzelerlebnissen, Einzeltatsachen, Dinge, die er selbst erst staunend entdeckt hat und die ihm seine bisherigen theoretischen Einsichten teils berichtigten und vertieften, teils aber auch gänzlich zerstörten. Die Frucht all dessen, was ihm zum Ereignis wurde, kann er nun in seinem Buch vorlegen, kann wundervolle Kränze flechten um die Schläfen derer, die hinausgezogen, ihr Leben für Gott und den König wegzuschenken. Denn das ist jene herrliche Wirkung der Vaterlandsliebe, die nicht nur sich erstreckt — wie Zimmermann gemeint — auf Kunst und Wissenschaft, auf dichterischen und rednerischen Ruhm, sondern die hineinzieht bis ins tiefste Herz des Menschen, des Soldaten und in ihm ungeahnte Kräfte, die edelste der Tugenden, die älteste und ewig junge: Tapferkeit entstehen läßt. Die Tapferkeit wird Abbt zum höchsten Ruhm des Volkes. Sie leistet mehr als alle Werke, die

---

durchziehen, so liegen doch gerade darin die Ausgangspunkte, von denen wir einen Weg zu unserm eigenen, noch jüngst geschauten Kriegserlebnis finden, dessen tragischer Ausgang uns mit immer stärkeren Fesseln an ruhmvolle Vergangenheit binden wird.

Denkergeist und Künstlerhand erzeugt. Heiliger als jedes Athen sind ihm Zorndorf und Kunersdorf; der sterbende Soldat scheint ihm begnadeter als der unsterbliche Dichter. Die opfernde Selbstaufgabe, das überirdische Lächeln der Entsagung, die Hingabe bis zum Aeußersten: all das wird ihm, der hier nochmals den Philosophen in sich rege fühlt, zum „höchsten Gut" des Menschen, zu einer letzten, innerseelischen Haltung, die kaum eine weitere Stufe über sich hat und die ihm wiederum sein König anschauend erleben ließ. Durch ihn weiß er es und in diesem Gedanken allein kann er handeln: der Mensch ist nur ein Mittel, niemals Endzweck, hat niemals Wert und Maß in sich. Wer das begriffen, wird die Tat nicht fehlen lassen, wird seine Pflicht als Untertan bis zum letzten Atemzug erfüllen. Das aber demonstriert Abbt nicht nur; er fordert es, schreibt es mit glühenden Lettern auf sein Programm, das er mitten ins Volk trägt, hoch es über sich schwingend wie eine Fahne, der man zu Sieg oder Tod ins Gewühl des Kampfes folgt. Und wenn er auch erst noch, von alter Gründlichkeit gepeinigt, dartun muß, daß es die Vaterlandsliebe ist, die auch das größte Hindernis der Kampfbereitschaft, die Todesfurcht beseitigt, der selbst die religiösen Vorstellungen, je nach ihrer Art, nicht unbedingt und dauernd beikommen können, wenn dieser letzte Einwand glücklich widerlegt und alles Für und Wider seines Gegenstandes restlos erwogen ist, dann stürmt er, immer leidenschaftlicher werdend, in kühnen Sätzen auf sein Schlußwort los, das aus den Gründen seiner Seele aufbricht wie ein aus langer Verschüttung plötzlich wieder hervorströmendes Quellwasser, das verdorrende Lippen neu mit Leben füllt. Der Trunk aber, den er seinen Brüdern, den nahen und fernen, den Freunden und Unbekannten darreicht, ist die Verheißung von der Größe des preußischen Monarchen, dem sie nachgehen sollen in Not und Gefahr, in Kampf und Getümmel, der unbesiegbar, unsterblich ist wie

seine Helden, wie Kleist, der Gefallene, Lorbeertragende, in dessen Lobgesang das Ganze ausklingt.

Abbts Worte wirkten wie zündender Einschlag in das deutsche Publikum. Die nicht immer einwandfreie Form des Buches wurde über seinem Gedanken vergessen. Die Leser begnügten sich mit dem bloßen Stoff. Die oft bizarre Verknüpfung von dogmatischem Lehrvortrag und graziösem Unterhaltungston, von trockener Demonstration und hinreißendem Rednerstil: all das war so fest in der Schreibart der Zeit begründet, daß es dem Publikum erträglich war. Es konnte sich, wie in einem Spiegel, in dem Buch beschauen. Es sah darin sein Streben, Suchen, Zweifeln; seine Unschlüssigkeit und sein beschämendes Phlegma. Aus der oft ärmlichen Umkleidung der Gedanken schimmerte durch alle Ritzen die verborgene Schönheit seiner Grundidee, die es den Kämpfenden in die Hand drückte und in der Tasche der Soldaten mit aufs Schlachtfeld wandern hieß[1]). Bis hinaus über Deutschlands Grenzen drang es und entflammte neu die vaterländische Gesinnung, namentlich in einem, der sich selbst in seiner preußischen Heimat nicht zurechtgefunden, der sich in seinem ungestümen Streben nach Persönlichkeitsentfaltung durch Friedrichs strenges Gesetz beengt gefühlt und der später noch, als er — wie Abbt es gefordert — ein neues, geistiges Vaterland gefunden, „jene armen Menschen in Preußen" bedauert, „die kaum über sich selbst nachzudenken, oder von sich selbst etwas zu halten wagen"[2]). Dieser eine ist Herder, dem Abbts Bekenntnis in die Hände fällt, der staunend, atemberaubt darin liest, als käme es über ihn wie lauter Offenbarung. Und als er dann in Riga, seinem damaligen Wirkungskreis, angeregt

1) Dennoch verzichtete Abbt aus Liebe zu seinen Eltern auf eine persönliche Teilnahme am Kampfe, weshalb er sich von Mendelssohn den Vorwurf machen lassen mußte: „Zu Sparta würde man zu einem solchen Schriftsteller gesagt haben: Preise nicht den Tod fürs Vaterland, stirb ihn." 2) Er. I, S. 24.

durch die patriotisch gerichtete Bürgerschaft, am Rednerpult stehend, die Frage aufwirft: „Haben wir ein Vaterland, davor der Krieger streiten, Blut vergießen, sterben kann?"[1]), da läßt er Abbt an seiner Stelle sprechen, da soll das kleine Buch „Vom Tod fürs Vaterland" an seiner Statt das Wort führen. Und doch möchte man fast die Forderung umkehren, den begeisternden Schwung der Herderschen Rede in die oft trockenen Ausführungen Abbts hineintragen, die, allzu systematisch geordnet, in erster Linie zum Lesen bestimmt sind. Herder will nur sprechen, in unmittelbarem Erleben sein Gefühl auf die Zuhörer übertragen, jede Schranke aufheben, vom Augenblick sich immer neu entzünden lassen, die lauschende Menge mit fortreißen. Und diese Kraft hat nur das Wort, das vom Moment gezeugte, feurige, flügelbehaftete. Um diese Wirkung zu erzielen, löst Herder die patriotische Kundgebung, die bei Abbt noch in ein Buch sich verdichten mußte, in leicht aneinandergereihte, von persönlicher Empfindung durchglühte, rhythmisch-bewegte Sätze auf und läßt sie am Ende rein lyrisch ausströmen in einen Hymnus auf Kleist, den ja auch Abbt am Schluß seiner Schrift gefeiert hatte. Herder hat sich aber von Abbt nicht nur in der schon erwähnten Teilfrage seiner Rede beeinflussen lassen. Wenn er als Ganzes das Problem aufwirft: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?"[2]), so folgt er, namentlich im zweiten Punkt (der hier allein in Betracht kommt), Schritt für Schritt den Spuren seines Vorgängers, vertieft und verdeutlicht sie. In der Zustimmung zur monarchischen Staatsform, in der Aufzählung von Triebfedern zur Vaterlandsliebe, im Preis des Altruismus als Voraussetzung für die Hingabe an Land und König sind beide fast völlig übereinstimmend; so eng schließt Herder sich an seinen Lehrer an, daß er die frühere Abneigung gegen Friedrich den Großen, die ihm so unsympathische franzö-

1) S. W. S. I, S. 23. 2) Rede zur Beziehung des neuen Gerichtshauses in Riga. S. W. S. I, S. 13 ff.

fische Manier des Philosophen von Sanssouci wie mit einemmal vergißt und seine Leistung, seine ganze Persönlichkeit freudig bejaht. Da ist er, Abbts Geständnis hörend, ganz der Nehmende, der national, ja preußisch Werdende. Doch nur für Augenblicke. Sein allumfassender, suchender Geist forscht nach weiterer Erklärung für das nationale Empfinden, als Abbt sie gegeben hatte. Er stellt es auf geschichtsphilosophische Grundlage, führt das Bewußtsein völkischer Eigenart auf letzte, klimatisch bedingte, psychologische Verschiedenheiten unter den Nationen zurück, die im Garten Gottes, der Erde, wie Blumen aller Arten nebeneinander wachsen und Früchte tragen. Schließlich faßt Herder den Begriff des Patriotismus überhaupt in einem weiteren und höheren Sinne als Abbt. Patriotisch wird ihm jede Hingabe an große Zwecke und Gedanken. „Patriotismus ist es, die sinkende Philosophie zu erheben und die schreiende Unwissenheit zu entlarven“[1]). Daneben kommt er zum Begriff des religiösen Patriotismus, der gleichbedeutend ist mit Glaubensinnigkeit, christlicher Werkfreudigkeit. Und endlich sieht Herder den Patriotismus als Vorstufe zu dem großen Menschheitspatriotismus an, der ihn beseelt, der ihn fähig macht, auch die andern Völker mit Liebe zu umfassen. Und während Abbt sich streng verschließt vor fremdem, namentlich gallischem Wesen und gewaltsam den schon in ihm aufsteigenden französischen Laut, der ihm nicht eingeboren ist, zurückhält, muß Herder, als er in der Normandie den Volkscharakter unserer Nachbarn studiert, ihn geistig sich so stark zu eigen machen, daß er förmlich eine französische Seele in sich erschafft. Nur allzu leicht verwischt sich in ihm die nationale Grenze, immer wieder geht das durch Abbt ihm eingeflößte patriotische Gefühl in der stärkeren, allumfassenden Glut der Menschheitsliebe auf.

Wie Herder in der Schrift „Vom Tod fürs Vaterland“

---

1) S. W. S. IV, S. 197.

einen Ausgangspunkt sah zu weiteren Entdeckungen, so haben auch andere Männer damals in dem kleinen Werk sich selbst erkannt und darauf weitergebaut, so Zimmermann, von dem Abbt anfangs selbst geborgt hatte, der aber in späteren Jahren auf den Jüngeren, den Entleiher zurückgriff und sein eigenes Buch in wesentlichen Teilen umschmolz[1]). Während er in seiner früheren Zeit von republikanischem Freiheitsdrang erfüllt war, sich tragen ließ von der Sturmluft Rousseauscher Ideen, kennzeichnet die spätere Fassung ihn als Monarchisten, den Abbt aus ihm gemacht haben muß, was man wohl deshalb mit Sicherheit annehmen kann, weil Zimmermann jetzt Schilderungen und Ausdrücke bringt, die unbedingt an Abbt erinnern und die in der ersten Auflage des Buches „Vom Nationalstolz" fehlen.

Vor allem handelt es sich um die Stellungnahme zu Friedrich dem Großen, den Zimmermann, ähnlich wie Abbt als „König, Philosophen, Gesetzgeber, Held und Menschen bezeichnet"[2]), dessen Leben und Taten er in wundervollen Zügen entwirft. Und geradezu wörtlich wird die Uebereinstimmung beider Autoren, wenn sie die Würde des Monarchen definieren als die „Macht Gutes zu tun ohne Einschränkung, Böses zu tun ohne den Willen"[3]). Erst Abbt hatte in Zimmermann die Gestalt des Herr-

1) Zimmermann: „Vom Nationalstolz" erschien in vier Auflagen: Zürich 1758, 1760, Wien 1766, Zürich 1768. Abbt benutzte für seine Abhandlung das Werk in der ersten Auflage. Vgl. Bodemann, S. 28 Anm. Es heißt da in einem Briefe an Zimmermann: Im Jahre 1759 las ich Ihre Schrift vom Nationalstolz und fand in ihr das erste Modell, wie ich etwas zu schreiben wünsche. 2) Vom Nationalstolz, S. 321, 4. Auflage. 3) V. W. II, 18. Dasselbe findet sich bei Zimmermann: Vom Nationalstolz, S. 311, 4. Auflage. Weitere Parallelstellen bei Pentzhorn, S. 25. Vgl. dazu noch:

Abbt: . . . . , wenn aber schon die Schatten der Erschlagenen uns auf das Schlachtfeld hinwinken können. V. W. II, S. 41.	Zimmermann: Dann winken uns die Schatten der Erschlagenen auf das Schlachtfeld hin. Vom Nationalstolz, S. 223, 4. Auflage.

schers durch sein Buch lebendig werden lassen, das also nicht nur Herz und Sinn zu frohem Entschluß anspornte, sondern, wie hier und auch bei Herder, politische Ideale völlig umzugestalten vermochte. Trotzdem nahmen die streng republikanischen Schweizer, wie aus den Kritiken der Zeit zu ersehen ist, Abbts Auffassung nicht nur kühl, sondern mit scharfem Widerstand entgegen[1]), und auch aus einem andern Lager, das von den pietistischen Gegnern des Preußenkönigs unter Führung des Politikers F. K. v. Moser gebildet wurde, konnte ihm keine Anerkennung zuteil werden. Während Abbt mit rechtem Verständnis für die politische Zeitlage einsah, daß der preußische Staat die Kräfte des deutschen Reiches in einen neugewonnenen Mittelpunkt konzentrierte, trat Moser in seiner Abneigung gegen den freigesinnten norddeutschen Monarchen für das Fortbestehen der deutschen Reichseinheit unter kaiserlicher Obhut ein und hielt die Abbtsche Schrift für gefährlich und unchristlich.

Gegenüber der allgemeinen Begeisterung, die Abbts Bekenntnis auslöste, sind diese vereinzelten, warnenden und mahnenden Stimmen von geringer Bedeutung gewesen. Die tiefer Sehenden, großzügiger Denkenden empfanden die Schrift als Ausdruck eines neuen Staatsbewußtseins, nicht minder aber als eine wahrhaft schöpferische literarische Tat. In diesem Sinne äußerten

---

Abbt: Mit der Blutfahne in der Hand geht er vor seinem Heere dem Feind entgegen . . . Das Gefühl, daß er sich für mich, für meine Familie, für meine Person der Gefahr aussetzte, flammt meine übrigen Leidenschaften an und treibt mich in die dicksten Haufen der Feinde.

V. W. II, S. 74.

Zimmermann: Er zeichnet den König, wie er mit der Todesfahne in der Hand vor seinen Völkern herfährt und mitten in den Flammen der Schlacht, von Gefahren umzingelt, in den dicksten Haufen der Feinde, mit unerschütterlicher Gegenwart des Geistes, auf einmal Not und Errettung erblickte.

Vom Nationalstolz, S. 325, 4. Aufl.

1) Vgl. Pentzhorn, S. 31.

sie sich von allen Seiten. An der Spitze der Bewunderer stand Segner, der Freund Abbts, dem die nach halbjähriger, literarischer Schwangerschaft erfolgte schriftstellerische „Entbindung"[1]) am 10. Dezember 1760 angezeigt worden war und der mit unverhohlenem Jubel das erste, wahrhaft epochemachende Werk des Freundes empfing. Es erschien erst im Druck, nachdem ein anderer Freund, Brandhorst „mit dem kritischen Vorstwisch"[2]) darübergestrichen hatte.

In kürzester Zeit drang Abbts Ruhm bis zur Hauptstadt Deutschlands. Die dortigen tonangebenden Literaten, Lessing, Mendelssohn und Nicolai, nahmen Stellung zu dieser neuen geistigen Errungenschaft, deren Verfasser ihnen bisher unbekannt gewesen war. Sie stutzten bei der Lektüre des Buches. Sie fühlten: da spricht einer unseresgleichen. Sie erkannten den starken Drang nach Wirklichkeit, Leben, nach Erscheinung und faßbarer Nähe, der aus jeder Zeile hervorbrach. Nicolai war als erster mit dem neuen Werk vertraut; sofort schrieb er an Lessing, um ihn auf die Bedeutung der Schrift aufmerksam zu machen[3]).

Mendelssohn gab seine Freude über die darin sich äußernde konkrete Erfassung der Gegenwart in den Literaturbriefen kund[4]). Gleichzeitig fast regte sich in dem immer bewegten literarischen Dreigestirn der Wunsch, einen Menschen wie Abbt, seine frische, von Leben durchpulste Persönlichkeit als hervorragende Kraft für ihre Arbeiten und Ziele zu gewinnen, ihn zum Literaturbriefschreiber zu machen, sein weltmännisches Talent in den Dienst ihrer neuartigen, abstraktionslosen, blut- und kraftgefüllten Schriftstellerei zu stellen. Abbt ging gern auf ihre Bitten ein. Noch konnte er erst aus der Ferne mit den neuen Freunden verhandeln, noch hielten ihn die Berufsangelegenheiten in Frankfurt zurück. Aber im Geist war er nicht mehr bei

1) V. W. VI, S. 46. 2) ib. VI, S. 46. 3) Lessings Werke, herausg. v. Lachm. und Munker, 19. Bd., S. 165. 4) L. B., XI. Teil, S. 39–58.

seinem kleinen Auditorium. Ueber Nacht war er mehr als ein dozierender Schulmann geworden. Sein Name hatte einen Klang. Sein Wollen war anerkannt, sein Streben, das über den Rahmen des Universitätsbetriebes hinausging, hatte endlich eine erste Erfüllung gefunden. Die Verbindung mit den Berlinern sanktionierte von nun an vor dem großen Publikum in Deutschland sein Schaffen. Wie sehr vor allem Nicolai den Eindruck des Buches mit sich herumtrug, zeigt noch sein nach dem Tode Abbts erschienener Roman Sebaldus Nothanker, in dem er die Heldin Wilhelmine durch die Lektüre der Abbtschen Schrift zur Begeisterung für die monarchische Staatsform sich entflammen läßt, so daß sie ihren Gatten, der ihr zunächst den heftigsten Widerstand entgegensetzt, zu einer patriotisch gefärbten, zum Tode für Heimat und Vaterland auffordernden Predigt veranlaßt, die ungeahnteste Wirkungen erzielt und Wilhelmine selbst bei der Nachricht vom Heldentode ihres einzigen Sohnes zu den Worten fähig macht: „Ich habe ihn dazu geboren"[1]. Zwölf Jahre nach Abbts Werk (1773), zehn Jahre nach Beendigung des Krieges, sind also die von Abbt geweckten Gedanken wiederum in eine neue Form gegossen worden. Die erstaunliche Wirkung, die Abbt mit seiner Schrift erzielte, berechtigt zu der Annahme, daß er von nun an sich im Innersten verpflichtet glaubt, weiteren Eindrücken des Lebens sich zu öffnen. Unglücklicherweise suchte man ihn gerade in diesem Augenblick in eine drückende Enge hineinzutreiben, nach Rinteln, eine Universitätsstadt kleinsten Stils. Aus Gründen, die weiter unten nachzuweisen sind, ließ er sich vom Schicksal führen, ohne doch dem fast leidenschaftlich in ihm sich regenden Wunsche nachgeben zu können, wenigstens eine Zwischenstation in der großen Welt zu machen. So reiste er denn, ehe er die ihm angebotene Stelle antrat, von Frankfurt aus, wo er seine Tätigkeit als Pro-

1) Nicolai, Sebaldus Nothanker, S. 34.

fessor im Mai 1761 niederlegte, nach Berlin, mitten in das Herz des Preußentums und des schriftstellerischen Lebens.

4. Welt und Freundschaft

Als Abbt zum erstenmal die Straßen Berlins, einer werdenden Großstadt, betrat, muß ihm zumute gewesen sein wie einem, der nach langen Irrfahrten heimatliches Erdreich entdeckt; endlich stand er auf dem Boden, der seinem Lebenswerk die nötigen Kräfte zuführte. Bisher hatte er sich oft nur einseitig und in schmerzenden Unterbrechungen befruchtet gefühlt. Halle war ihm eine Fundgrube der freien Wissenschaft, des mit verknöcherten Dogmen kühn abrechnenden Rationalismus gewesen. In Frankfurt gewann er den äußeren und inneren Zusammenhang mit den Zeitereignissen, die in den Taten und der Persönlichkeit Friedrichs des Großen ihren magnetisch wirksamen Brennpunkt hatten. Berlin bot ihm alles bisherige gleichsam auf einmal: Preußentum, Leben, freie Denkart, Wissenschaft. Letztere, wenn wir an ihre Darstellung in exakter Form denken, wohl am wenigsten. Denn in Berlin war nicht, wie in Halle, eine Pflegstätte des Wissens, das Zentrum, von dem das geistige Leben seinen Ausgang nahm. Hier strömte es von den verschiedensten Quellen, flutete nach mannigfachen Richtungen und wurde doch im ganzen von einer einzigen Macht bewegt, begrenzt und gehalten, wiederum von dem Genie des königlichen Philosophen und Literaten, der, soweit es die Mußestunden seines rauhen Kriegshandwerks gestatteten, mit Dichtern und Weltweisen fremder Zunge sich in die Probleme der Kunst und Wissenschaft vertiefte und der, so sehr auch sein enggeschlossener, ausländischer Kreis dem eigentlichen Berliner Volkstum fernblieb, dennoch eine frische Bewegung in die von Natur aus regsame und zu kecker Meinungsäußerung veranlagte Einwohnerschaft der preußischen Hauptstadt brachte. Wenn schon die aus

der Zeit Friedrichs des I. stammenden Prachtbauten der rüstig sich entwickelnden Metropole ein großartiges Ansehen zu geben vermochten, so wurde doch erst seit der Mitte des Jahrhunderts jene freiere Geistesart und feinere, gefälligere Lebensform in das deutsche Haus eingeführt, die den Barockfirnis des ersten Preußenkönigs mit dem gediegenen Grundstoff einer innerlich wahren Kultur unterlegte.

Da aber zu der durchaus gallizistisch orientierten Geisteswelt Friedrichs des Großen den heimischen Poeten der Zugang gewehrt wurde, konnte Berlin trotz allen Fortschritts, trotz intensivster Belebung durch die große politische Zeiterscheinung nicht zum Sammelplatz deutscher Dichter werden. Zwar hatten sich seit den vierziger Jahren verschiedene schriftstellerische Elemente in der Hauptstadt festgesetzt oder waren wenigstens, nach kurzen Unterbrechungen, wieder dahin zurückgekehrt, so Pyra und Ramler, die, der Nüchternheit der Zeit entsprechend, im Anschluß an die moralisierende Dichtung des Horaz, der lyrischen Muse ihren Tribut entrichteten und in Gleim, dem Haupt der Anakreontiker, einen nicht unebenbürtigen Kameraden begrüßten. Alle drei aber standen, rein formale Probleme lösend, den Tagesfragen fern, bis auch ihnen der Trompetenstoß des Krieges in die Glieder fuhr und die Prager Schlacht die ersten Zugeständnisse an die Zeit, an die Persönlichkeit Friedrichs des Großen aus ihnen hervorlockte. Da wetteiferten sie mit dem an Ansehen und Herkunft überlegenen Major von Kleist um den literarischen Kriegsruhm, obwohl weder die Ode an die preußische Armee, noch die Grenadierlieder vor demjenigen Gnade fanden, dem man mit der ganzen Sehnsucht des kranzwindenden jungen Sängers zu gefallen hoffte.

Anders geartete Bestrebungen, Politik und Popularphilosophie, die der König, indem er ihnen den Stempel seines freien Geistes aufdrückte, befürwortete und förderte, traten in den Vordergrund und schufen einen ausgedehnten, bald das übrige

deutsche Leben beherrschenden Journalismus an der Spree. Kritische und popularphilosophische Schriften gewannen im Berliner Literatentum, dem von jeher der kalte Verstand die warme Empfindung des Herzens abgeschnitten hatte, die Oberhand, vor allem, seit Lessing und mit ihm die Freunde Mendelssohn und Nicolai auf dem Plan erschienen waren und sich ihr eigenes, vom Streit der durch die Leipziger und Züricher Zentralen bestimmten Meinungen unabhängiges Kampfgebiet gesucht hatten. Das waren die Männer, von denen damals, ähnlich wie von Friedrich dem Großen in politischer, so hier in literarischer Beziehung ein kräftiger Schlag gegen alle Mittelmäßigkeit und Seichtheit geführt wurde, die unerbittlich jedes Unkraut auf den poetischen Feldern Deutschlands ausrotteten, die, vor keiner Autorität sich beugend, keiner Partei sich anschließend, von ihrem Anführer und Pfadfinder Lessing mit wahrhaft militärischer Geste geleitet, die Kontrolle über das schriftstellerische Treiben in Deutschland ausübten. Ihre gefürchtetste Waffe waren die seit 1759 erscheinenden Literaturbriefe, die, frei von pedantischer Gelehrsamkeit, aus täglichem gegenseitigen Verkehr und lebendiger Aussprache herausgewachsen, giftigen Pfeilen gleich in die durch kleinliche Diskussionen und selbst durch persönliche Zänkereien in Verwirrung gebrachte deutsche Schriftstellerwelt hineinplatzten. Diesen Männern zuliebe war Abbt nach Berlin gekommen. Sie, die durch sein Buch „Vom Tode fürs Vaterland" den unbefangenen Beobachter des Lebens, die ihnen zusagende praktische Ader in ihm entdeckt hatten und in briefliche Verbindung mit ihm getreten waren, sollten ihn persönlich kennen lernen, und Abbt, der stolz war, von ihnen gewertet, sogar eingeladen zu sein, leistete ihrer Aufforderung Folge und trat in ihren Kreis ein, dessen Anreger Lessing sich allerdings seit kurzem vom öffentlichen Schauplatz fernhielt, um in der Stille ganz anders gearteten Beschäftigungen und bürgerlichen Arbeiten nachzugehen. So lernte Abbt

ihn, den zu ersetzen er berufen war, persönlich nicht einmal kennen, schloß sich aber um so inniger an das nun zurückbleibende schriftstellerische Duo an.

Rasch empfand er die Wesensähnlichkeit, die ihn mit den beiden Männern verknüpfte. Endlich stand er einmal Menschen gegenüber, die, frei von dozierendem Pedantentum die steife, schulmäßig gedrechselte Ausdrucksweise mit natürlichem Plauderton vertauscht hatten, die nicht in den festen Gang eines Berufslebens eingezwängt waren, sondern beliebig ihren schriftstellerischen Neigungen nachgingen, unbekümmert um das Geschrei der kleinen Geister, das zornerregt aus allen Ecken um sie her scholl. Wie sie, war auch Abbt ein Feind des Parteiwesens, hatte er sich doch ohne Verbindung mit literarischen Vereinen aus eigener Kraft zu selbständigem Denken emporgearbeitet. Wie sie, war er von den ausländischen Schriftstellern, den Franzosen und noch mehr von den Engländern beeinflußt, die ihn den einheimischen Erzeugnissen gegenüber zu einem gesunden Urteil befähigten; schließlich steckte in ihm gleich ihnen ein gesunder Menschenverstand, der Exaltiertheit und Gefühlsseligkeit, namentlich in religiöser Beziehung, aufs tiefste verabscheute.

Besonders mit Mendelssohn, dem tiefer Veranlagten, kontemplativ Gerichteten, fühlte Abbt sich, der wie jener eine neue Einheit von Glauben und Wissen, von Empfinden und Erkennen forderte, in besonderer Sympathie verbunden. Während Nicolai ihm hauptsächlich kritischer Berater, Geschäftsfreund und Verleger blieb, erörterte er mit Mendelssohn, auf dessen Freundschaft er besonders stolz war, die in ihm gärenden, sein Denken und Wollen bestimmenden Fragen, seine persönlichsten Angelegenheiten. Nicht selten haben beide dieselben oder ähnliche Ideen wissenschaftlich dargestellt und längere Diskussionen an ihre Schriften, namentlich die philosophischen, angeknüpft.

Welche Wohltat mußte es für Abbt sein, der nie aus Gelehrtenkliquen völlig herausgekommen war, in so freiem, zwang-

losem Beisammensein mit Männern dieser Art, mit Menschen von beweglichem Geist und gewandten Umgangsformen zu verkehren! Schon lange hatte er sich aus dem beengenden Professorentum hinweggesehnt, das ihn oft zur trockenen Amtsausübung verurteilt hatte, wenn plötzlich ein Drang zu schriftstellerischer Betätigung in ihm lebendig geworden war. Jetzt fühlte er sich von diesem Druck befreit. Sein Leben, das zu Zeiten gleichmäßig, in einförmigem Takt zwischen Universität und Schreibtisch sich bewegt hatte, lief jetzt in allerhand sich kreuzenden und verschlingenden Bahnen hin und her. Von der Arbeit wurde er zu schöngeistiger Unterhaltung und von dort wieder zu aufheiterndem, geselligem Verkehr gerufen. Den größten Teil des Tages verbrachte er in der Umgebung der Freunde, saß stundenlang scherzend, plaudernd, konferierend mit ihnen zusammen. Immer wieder zog es ihn hin zum Garten Nicolais, wo eine Rasenbank zu behaglichem Sitzen einlud, wo über mehrere Tage hinweg Gespräche gesponnen wurden, deren Faden der eine oder andere von ihnen heute abriß und morgen wieder aufnahm. Nicolais Geschäft und Bibliothek boten einen unerschöpflichen Reichtum an Lesematerial, das Abbt zur Verfügung stand. Broschüren durchblätterte er, Bände verschlang er, um sich ein Bild zu machen vom Können und Ringen der deutschen Schriftsteller, um unerschrocken über sie sein Urteil auszusprechen, wie die Mitarbeit an den Literaturbriefen es verlangte, der er den größten Teil seines Berliner Tagewerkes widmete. So wurde die Beschäftigung mit der schönen, wenigstens der schönwissenschaftlichen Literatur, die er bisher nur als Zeitvertreib und zum Vergnügen betrieben hatte, als dominierendes Moment in die bunte Fülle seiner Tätigkeiten aufgenommen. Rasch erfaßte er den besonderen Ton und die Aufgabe der Briefe, indem er sich neben der kecken, draufgängerischen Fechtart auch den allem Minderwertigen gegenüber sich äußernden Vernichtungswillen Lessings in Fleisch und Blut übergehen ließ.

Bald entdeckten die Freunde, daß sie an Abbt einen tüchtigen Mitarbeiter gewonnen hatten. Vor allem überraschte er sie, und auch noch später von Rinteln aus, wo er die in Berlin begonnene Tätigkeit fortsetzte, durch seinen geradezu erstaunlichen Fleiß, einen Eifer, über den er sich selbst Nicolai gegenüber, dem er förmliche Ballen von Manuskripten abliefert, in belustigender Weise äußerte.

Wie Abbts Kritik als solche und seine Beiträge im einzelnen zu bewerten sind, wird in anderem Zusammenhang gezeigt werden[1]). Hier ist zunächst die rein persönliche Entwicklung Abbts zu berücksichtigen, die in Berlin zu einer höchst charakteristischen Wende gekommen war: Durch ständigen Konnex mit den von der schulmäßigen Wissenschaft gänzlich losgelösten, sich selbst bestimmenden und freiheitlich gesinnten Weltmenschen verlor er auch den letzten Anflug von scholastischem Gelehrtentum, von akademischer Voreingenommenheit, die ihm, trotz der vorausgegangenen eigenen Bemühungen, sie abzuschütteln, doch noch, als er nach Berlin kam, leise anhaftete.

Die Innigkeit der Beziehungen, die sich nach und nach zwischen den Freunden durch ein nur halbjähriges Zusammensein — Abbt war in Berlin von Mai bis November 1761 — herausgebildet hatte, kommt namentlich in dem von ihnen geführten Briefwechsel zum Ausdruck, der gleich nach Abbts Fortgang aus Berlin einsetzt und in umfangreichstem Maße bis zu seinem Tode fast ununterbrochen aufrechterhalten wird. Da zeigt sich so recht, wie Abbt geradezu sein Lebensmark aus dem Umgang mit den Freunden sog, wie er menschlich und schriftstellerisch auf ihre Unterstützung rechnet, wie ihr Beifall ihn bei seinen Arbeiten ermutigt[2]) und wie durch schrankenlosestes Vertrauen, sowohl dem einen wie dem andern gegenüber, ein großer Teil der Briefe zur eingehenden Auseinandersetzung nicht nur mit der Schriftstellerei der Zeit, sondern auch mit seinem eigensten Selbst ge-

1) Vgl. das Kapitel: Der Literat, S. 129ff. 2) V. W. III, S. 48.

worden ist. Wenn auch die meisten Briefe an Mendelssohn abgingen, so wurden sie doch mit gleichem Recht von Nicolai gelesen[1]), der, jedenfalls wegen seiner durch den Geschäftsbetrieb sich oft bis ins Unheimliche steigernden Tätigkeit die nötige Muße zum Schreiben nicht fand, worüber Abbt von Rinteln aus, wo der Gedankenaustausch mit den Freunden inmitten eines abstumpfenden Kleinstadtdaseins ihm die einzige Anregung bot, sich bitter beklagte. Doch auch sie ersehnten häufige Nachricht von dem fernen Bundesgenossen. Ueber alles, was in der literarischen Welt sich ereignete, hielten sie ihn auf dem Laufenden. Sie schickten ihm Bücher, rezensierten seine Schriften, ehe sie in die Oeffentlichkeit kamen; doch auch von ihm wünschten sie die Kritik ihrer Arbeiten, schonungsloseste Beurteilung. Abbt bat sie vor allem um die Durchsicht seiner Werke und Briefe nach der stilistischen Seite hin. Unermüdlich rang er selbst um einen guten Ausdruck, um Präzision der Sprache, um Klarheit des Gedankens, doch traute er seinem eigenen Urteil nicht viel, so daß er die Freunde zu souveränen Richtern seiner Schreibart, zu eigenmächtigen Zensoren seines Stiles machte, aus dem sie alle Unebenheiten, das ganze ihm anhaftende individuelle Gepräge, wie es sich mit den sprachschöpferischen Wendungen, den Provinzialismen und den aus Fremdsprachen in der Eile herbeigerafften Wörtern namentlich in den impulsiv hingeworfenen Briefen zeigte, auszutilgen unternahmen, ein Bemühen, das ihnen, nach der Zähigkeit zu urteilen, mit der sie es ausführten, gelungen wäre, wenn nicht Abbts Naturveranlagung und schriftstellerische Eigenart trotz aller Beschneidung und Vergewaltigung wie ein mit allen Kräften aus festestem Wurzelgefüge aufstrebender junger Baum sich immer wieder von neuem in die Höhe gereckt hätte.

1) Nicolai hat daher bei der Ausgabe der Werke es nicht für notwendig erachtet, die Briefe besonders zu kennzeichnen. Die Adressaten und Absender lassen sich auch ohne Namensangabe zwanglos aus dem Inhalt der Briefe ermitteln.

Wieviel sich Abbt in dieser Hinsicht von seinen Freunden sagen lassen mußte, beweist die fast vernichtende Kritik, mit der sie seiner Schreibart geradezu den letzten Rest von Schönheit und Ebenmaß abzusprechen wagten, als er sein Hauptwerk „Vom Verdienst" ihnen vorgelegt hatte. Trotz dieser fast verhängnisvollen Verkennung seiner mit Schmerzen sich gebärenden Originalität, jener eigentümlich körnigten und gedrungenen Schreibweise, die Herder später so bewunderte, beugte Abbt in Demut sich dem Wächteramt seiner Freunde.

Aber nicht nur in literarischen sondern auch in Sachen des äußeren Lebens wandte Abbt sich um Rat und Urteil nach Berlin: seine Schicksalsänderungen verfolgten die Freunde mit großem Interesse, ermunternden oder warnenden Stimmen. Nur ungern sehen sie ihn in Rinteln in der Stellung eines Universitätsprofessors; geradezu peinlich ist ihnen später die Hofstellung Abbts in Bückeburg, die den Freund zum leeren Schmeichler und Günstling machen könnte. Dringend raten sie ihm vorher ab, drohen sogar mit Auflösung des bisherigen Freundschaftsverhältnisses und sind erst wieder beruhigt, als sie trotz seiner „weltklugen Aufführung", die sich mit seinem „offenen und ungeheuchelten Wesen nicht vertrage"[1]), keinerlei Unwahrheit und Unehrenhaftigkeit in ihm zum Vorschein kommen sehen.

Nach der ersten Trennung hat Abbt keine einzige Gelegenheit gehabt, die Freunde wiederzusehen, die er überall schmerzlich vermißte, selbst noch in Bückeburg, wo er sich, allen früheren Aemtern gegenüber in weit besserer Lage und zudem noch in der Umgebung eines feinfühligen, einsichtigen Mannes befand. Selbst da erfüllt zeitweise die Hoffnung auf ein Zusammentreffen mit Mendelssohn[2]) sein ganzes Denken; sehnsuchtsvoll klingt es aus einem Brief an seinen Freund: „Das Herz klopft mir, daß ich's fühlen kann, wenn ich an die Aussicht denke, Sie hier zu besitzen und einen Freund, wie Sie sind, vor meinen Augen zu haben,

1) V. W. V, S. 203. 2) ib. V, S. 198.

vor dem ich mich sogleich schämen kann, etwas Schlechtes zu tun oder zu schreiben"[1]). Er ist also nicht nur in schriftstellerischer und praktisch menschlicher, sondern auch in moralischer Hinsicht von den beiden Berlinern abhängig. Man kann sich kaum eine größere Unterwürfigkeit denken, als wie Abbt sie den Freunden auch aus der Entfernung noch zeigt, und wenn er auch seine Gedanken, namentlich in philosophischer Hinsicht, ehrlich und überzeugungstreu ihnen gegenüber verteidigt, so bleibt er dennoch stets der dankbar Nehmende, der willig Gehorchende. Es veranlaßt ihn zu dieser Stellung wohl sein Aufenthalt in einer kulturfernen Stadt, wo er sich gehemmt und von dem großen Leben wie losgelöst vorkommt, so daß er, sich selbst für rückständig haltend, die Sicherheit des Urteils verliert und zu den Freunden wie zu bevorzugten und vom geistigen Leben tiefer bewegten und berührten Führern emporsieht.

Dieser ganze zwischen Abbt, Mendelssohn und Nicolai geführte Briefwechsel ist nicht nur deswegen wertvoll, weil er uns über Abbts Bestrebungen, seine Pläne und Weltanschauung die wichtigsten Aufschlüsse gibt, sondern verdient auch als literarisches Dokument des achtzehnten Jahrhunderts beachtet zu werden. Er gewährt uns einen Einblick in das Denken und Ringen derjenigen Geister, die, um das große Zentralfeuer Lessing sich bewegend und von seiner Kraft im letzten Grunde getragen, die Lebens- und Dichtkunst in Deutschland in neuere Bahnen zu lenken suchten. Er ist einer der wenigen, aus dieser Zeit uns überkommenen Briefwechsel, die uns das intimere Arbeiten unserer Literaten von vor fast zweihundert Jahren erkennen lassen. Er zeigt uns, wie trotz aller Sehnsucht nach Erkenntnis des Wirklichen, Bücher und Schriftsteller im Mittelpunkt des Denkens stehen, wie alles ihnen zugängliche literarische Material von diesen Männern gesichtet wird, die es nach seiner Brauchbarkeit fürs Leben, nach seiner Nutzbarmachung für die Bedürfnisse des Alltags un-

1) V. W. V, S. 198.

tersuchen und in ungezwungener, der steifen Förmlichkeit, der umständlichen Gespreiztheit, der süßlichen Koketterie des damaligen Briefstils widersprechenden Ausdrucksweise sich über die ersten Eindrücke des Gelesenen gegenseitig Mitteilung machen.

Vor allem werden die eigenen Werke in langsamem Entstehen, besonders von Abbt aus, den Freunden vorgeführt, die billigend oder mißbilligend sein Vorwärtsstreben begleiten. Neben den wissenschaftlichen Erörterungen und menschlich-philosophischen Fragen berücksichtigen die Freunde auch ihr persönliches Leben, wohl mehr verstandesmäßig als impulsiv, indem sie sich gegenseitig charakterisieren, ihre Entschlüsse aus ihrem Wesen zu rechtfertigen, ihre ganze Entwicklung psychologisch zu begründen suchen, ein Vorgehen, das uns, wenigstens an einzelnen Stellen der Korrespondenz, die Briefkunst späterer Zeiten, die Gedankentiefe und seelische Fülle des Goethe-Schillerbriefwechsels, die unendliche Stimmungsvibration der romantischen Briefe in erstem, zögernd herannahendem Wehen vor Augen führt. Besonders sehen wir in Abbts Mitteilungen das individuelle Ich, seine Wünsche, Zweifel, Qualen, den Alltag mit seinen profanen Erlebnissen, den aufreibenden Kleinigkeiten der gesellschaftlichen und beruflichen Verpflichtungen zum Vorschein kommen, so daß man empfindet, wie das unruhige Blut des lebenden Menschen, die Stimme der Seele, des ureigensten Wesens hie und da wie ein zarter, kaum hörbarer und doch nicht abzuleugnender Klang durch all die philosophisch-historisch-metaphysischen Betrachtungen hindurchtreibt.

Außer der Beziehung zu Mendelssohn und Nicolai fand Abbt aber in Berlin noch anderen, geistig anregenden Verkehr mit Dichtern, Gelehrten und Künstlern, die er in dem berühmten Montagsklub, in den er durch Nicolai eingeführt wurde[1]), kennenlernte. Da wirkten die verschiedensten Persönlichkeiten, ohne ihn jedoch tiefer zu beeinflussen, auf ihn ein. Da traf er zunächst mit

1) Vgl. Pentzhorn, S. 36.

Ramler zusammen, in dem er einen bedeutenden Sprach- und Verskünstler schätzen lernte, dessen Gedichte er nach der formalen Seite hin zerlegte, um das Ergebnis seiner Untersuchungen seinem Freunde Segner zuzusenden, mit dem er auch von Berlin aus in regstem schriftlichem Meinungsaustausch blieb. Auch den mit den Schweizern verbündeten Theoretiker Sulzer wird Abbt, obschon er in seinen Schriften und Briefen nichts davon erwähnt, in der Berliner Literatengesellschaft angetroffen haben. Besondere Freude macht es ihm auch, den Kupferstecher Meil, der die Vignette zu seinem „Tod fürs Vaterland" entworfen hatte und der nach seiner Schilderung ein „allerliebster, junger Kerl"[1]) war, persönlich begrüßen zu können. Am meisten aber fühlte er sich unter all den vielen, einander so entgegengesetzten Elementen, die sich, von allen Seiten zuströmend, in Berlin einfanden, von Gleim, dem Verfasser der Grenadierlieder, angezogen, in dem er von vornherein den dichterischen und persönlichen Typus eines Menschen erkannte, der ihm stets das wärmste Interesse, die nachhaltigste Bewunderung eingeflößt hat. Gleim war für ihn einer der wenigen Gelehrten, die nichts verlieren, wenn man sie selbst sieht[2]), ein Weltmann, besser noch ein Weltbürger mit starkem nationalen Einschlag, der Sinn hatte für die Ereignisse des Tages, für die Aufgaben der Zeit, mit dem er sich in der tiefgefühlten Verehrung für Friedrich den Großen einer Meinung, eines politischen Glaubens wußte, mit dem er sein Leben hindurch in freundschaftlich-naher Verbindung geblieben ist. In Gleim sah er wie in Gellert das Ideal des nüchternen, gesunden Verstandesmenschen, der ihm Wege wies zu schlichtem, echtem Volkstum, zu unmittelbarer Berührung mit dem aufs nächste gerichteten Denken des einfachen Bürgers. Die zarte Freundschaftsempfindung für Männer dieser Art, deren ganzes Schaffen auf praktische Wirkung gestellt war, bestärkte auch in Abbt den Mut zur Volksschriftstellerei, zu tätigem, handelndem Leben,

1) V. W. VI, S. 57. 2) ib. VI, S. 63.

wiewohl er sich auch anderen Strömungen gegenüber nicht abschloß und mit dürstenden Blicken alle Linien und Farben in sich aufnahm, die das nach Frucht und Reife ringende Frühlingsbild der damaligen Literatur ihm darbot.

So ist es denn auch die tändelnde, von zierlichem Rhythmus getragene Gangart der Anakreontiker, die er, wenn auch nicht bewundert, so doch zum mindesten beobachtet, um von den Formen und Stoffen des auch ihn einst alleinseligmachenden Diktators Gottsched loszukommen. Wenn er sich auch mit den Anakreontikern so gut wie möglich abfindet, hat seine nüchtern-ehrliche Natur es doch nicht verstanden, die überreizt sentimentalen Dichtungen eines Young, die leidenschaftlichen Utopien Rousseaus, denen damals in Berlin von allen Seiten gehuldigt wurde, einen Zoll der Bewunderung abzuringen. Kühl und sachlich wies er jedes, seinem ganzen Wesen widersprechende Literaturerzeugnis zurück, blieb trotz der mannigfaltigen, auf ihn einstürmenden dichterischen Gewalten der klare, verständige Kopf, der Leben und Muse zu meistern sucht.

Der Aufenthalt in Berlin hat demnach für Abbts Entwicklung mannigfache positive Faktoren aufzuweisen. Der Verkehr mit geistig selbständigen Menschen brachte in ihm ganz neue, bisher unbenutzt daliegende Fähigkeiten zur Entfaltung, die er erst später in schriftstellerische Werte umsetzte. In Berlin selbst war er — abgesehen von den Beiträgen zu den Literaturbriefen — rein rezeptiv tätig, da er weniger auf die Bereicherung seiner Produktion[1]) als auf die Ausbildung seiner Persönlichkeit bedacht sein mußte. Gerade die letztere gewann durch die Berührung mit praktischen Denkern, mit Welt- und Geschäftsleuten den rechten

1) Das einzige, was er neben den Literaturbriefen in Berlin schrieb, waren verbesserte Zusätze zu seiner Schrift: Vom Tode fürs Vaterland. Schon ein halbes Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage arbeitete er an der Herausgabe der zweiten, die allerdings erst 1770 im Druck erschien. Meusel I, S. 2.

Zusammenhang mit dem Leben, der dem einstigen, mit bloßen Begriffen ringenden Theologen immer noch abging. Die Gottesgelehrtheit, die er, wie schon gesagt, nie völlig hat abstreifen können, wurde ihm aber in neuer, unabhängigerer Form, namentlich durch die freisinnigen, von den Engländern beeinflußten Predigten Fr. W. Sacks dargeboten, so daß er sich in jener Stadt, in der Lessings Streitluft wehte, in der es auf kühne Durchforschung der Probleme, auf blitzschnelle Erledigung des Gegners ankam, von jeglicher Enge des Denkens und Lebens befreit fühlte. Wie sehr auch alle Berliner Einwirkungen für ihn in dieser Richtung tätig gewesen sind, hat er doch den mächtigsten Impuls von den beiden, ihm unentbehrlich werdenden Freunden Mendelssohn und Nicolai empfangen, deren Zuneigung er fast spielend sich errungen hatte, ein kostbares Besitztum: das Wissen um zwei mitfühlende, verwandte Seelen, den einzigen Trost, den er mit sich nahm in die Einsamkeit des Provinzdaseins.

Zweites Kapitel

Entsagen und Schaffen

1. Der Verbannte

Mitten aus dem anregendsten Leben, aus Freundschaft und Geselligkeit wurde Abbt durch ein unglückseliges Schicksal an einen Ort berufen, an dem er nie heimisch geworden ist. Eigentlich wußte er selbst nicht, wie und warum die „Vokation nach Rinteln"[1]) zustande gekommen war. Schon während seines Frankfurter Aufenthalts hatte man sie ihm zugehen lassen, und nur unter der Bedingung war er darauf eingegangen, daß man ihm einen halbjährigen Urlaub, den er in Berlin verbrachte, gewähre. — Zu schnell war diese, für seine ganze Entwicklung so fruchtbringende Zeit in der Fülle der Tätigkeiten und geselligen Zerstreuungen dahingeeilt. Es ist anzunehmen, daß seine Freunde, denen er im Umgang und in der Mitarbeit unentbehrlich geworden war, sich bemüht hatten, Abbts Entschluß noch umzuändern und ihn in Berlin zu halten. Ihm selbst mag damals deutlich zum Bewußtsein gekommen sein, daß er sich nicht wieder in das Joch eines festen Berufes einspannen lasse; und wenn er die Verhältnisse, in die er hineinkommen sollte, in ihrem ganzen Umfange vorausgeahnt hätte, würde er sich selber nicht so hartnäckig an seinen einmal gefaßten Plan geklammert haben. Wohl wußte er, daß die Zukunft den seelischen Reichtum der Gegenwart ihm nicht geben könne, daß Nebelschatten, aus der Ferne heranziehend, seinen Lebensweg zu umschleiern drohten; und doch war es ihm, als müsse er unwiderruflich der Stimme des Schicksals Folge leisten, dem Willen der Vorsehung, die keinen anderen Ort für ihn ausersehen habe als Westfalen, „quod latus mundi nebulae malusque Jupiter urget"[2]).

Durch und durch fatalistisch veranlagt, überzeugt von dem Gedanken der Vorherbestimmung, griff Abbt im dunklen Tasten

1) V. W. VI, S. 55. 2) ib. IV, S. 90.

nach den Schicksalslosen den ersten, ihm zufallenden Wurf mit vollem Bewußtsein heraus und blieb auf dem eingeschlagenen Pfade, nicht etwa aus „Eigensinn", sondern, wie er selbst gesteht, aus einer festgesetzten und gegründeten Denkungsart[1]).

So trennte er sich denn im Herbst 1761 von den Berliner Freunden und reiste über Magdeburg, Helmstädt, Braunschweig, Hannover seinem neuen Aufenthaltsorte zu. In Braunschweig wurde einige Tage Rast gemacht. Da gab es ein kurzes Zusammensein mit einigen, am Carolinum angestellten Professoren, den einstmals so rührigen Antigottschedianern mit ihrem Oberhaupt Karl Christian Gärtner, der als einer der ersten den gefürchteten Leipziger Machthaber zum Schweigen verdammt und nun mit mehreren Gleichgesinnten, dem leichtgeschürzten, die Leipziger Galanterie karikierenden Zachariä und dem mehr lyrisch-empfindsam-moralisierend gerichteten Ebert sich zu einem besonderen Kreis im Mittelpunkt Deutschlands zusammengeschlossen hatte. In diesen Männern erkannte Abbt Leute von freiheitlicher, gesunder Denkungsart, die die Berliner Reminiszenzen auf kurze Zeit in ihm wach erhielten, denn auch sie hatten regen Anteil an der kritischen Schriftstellerei der Hauptstadt genommen und das Erscheinen der Literaturbriefe mit freudigem Interesse begrüßt, wenn sie auch später, als Lessing das fragwürdige Theologentum des nach Kopenhagen übergesiedelten Bundesbruders J. A. Cramer angegriffen hatte, sich persönlich von dem Herausgeber der Briefe verletzt fühlten. Sie äußerten diese Empfindung auch Abbt gegenüber, der sich übrigens im besonderen von dem zur englischen Literatur stark hinneigenden J. A. Ebert beeinflussen ließ, obwohl er ihn später, als er den Nachahmer Youngs und seiner schwärmerischen Tränenseligkeit in ihm entdeckte, zum elenden Epigonen stempelte.

Die Braunschweiger Tage waren für Abbt ein flüchtiges Echo der Berliner Zeit, an dessen Klang er im Vorübergehen sich

1) V. W. III, S. 99.

noch erheitern konnte, bevor ihm der eintönige Pendelschlag zukünftiger Monate und Jahre ins Ohr fiel. Endlich aber sanken auch vor diesem letzten Nachspiel froher Stunden die Schleier des Gewesenen nieder, und Abbt kam am 10. Oktober 1761 in Rinteln, seinem neuen Wirkungskreise, an.

Man denke sich ein Städtchen, aus drei langen, von schmalen Quergassen durchschnittenen Straßen bestehend, niedrige, rotgeziegelte Häuser, die in ihrer platten, ins Breite gehenden Bauart die gelangweilten und doch selbstsicheren Mienen ihrer Bewohner versinnbildlichen, Menschen mit phlegmatischem Schritt und ausdruckslosen Gesichtern, die Tag für Tag das gleiche Lächeln, dieselben sorgfältig ineinandergelegten Falten zeigen, die, in neugierigen Gruppen auf den Plätzen der Stadt sich zusammenfindend, oder hinter Fenstervorhängen den Blicken der Vorübergehenden verborgen, leichtfertig flüsternde Zungen in Bewegung setzen; Kinder mit den frühzeitig vorweggenommenen Gesten der Alten, Greise, in deren Antlitz des Lebens Runensprache nicht hineingegraben ist, Beamte mit knöcherner Haltung, Universitätsprofessoren wie steingewordene Fossilien, Studenten ohne die Elastizität der Jugend; das Ganze ein einziges, nie sich erneuerndes, farbloses Bild des monotonsten Regelmaßes, das, umrahmt von einer an sonnenbeglänzten, lieblichen Weserufern sanft aufsteigenden Gebirgswelle den zweifelhaften Eindruck friedlich-gesättigten Wohlstandes zu erwecken vermag: das ist Rinteln, die westfälische Universitätsstadt, in die Abbt als Professor der Mathematik im Alter von dreiundzwanzig Jahren seinen Einzug hielt.

In dem Augenblick, da er hier sein Amt antritt, schließt sich hinter ihm das Tor zu den frohen geistigen Kampfplätzen seiner früheren Jahre. Es ist wie Ironie des Schicksals, daß er gerade von Berlin aus, wo er sich zum selbständigen, freischaffenden Menschen und Schriftsteller endlich durchgerungen hat, in diesen elenden Winkel deutschen Lebens verschlagen wird, wie übertrie-

ben auch Abbts Schilderungen und Klagen gewesen sein mögen, einem jungen, tatendurstigen und intelligenten Manne den Lebensmut wohl abzustumpfen vermag. Die Universität zählt hundertundzwanzig Studierende: stille, gesittete, mehr fleißige als begabte junge Leute. Die Professoren sind mit der Zeit und mit der neuen Wissenschaft nicht fortgeschritten. Empört muß Abbt feststellen, daß weder Ramler noch Moses, noch Lessing von ihnen gekannt seien[1]), und wenn er unter ihnen wenigstens einen trifft, der sich als Liebhaber des Englischen ausgibt, so ist sein pedantisches Gelehrtenäußere dennoch derartig wenig mit einer so modernen Beschäftigung in Einklang zu bringen, daß Abbt ihm am liebsten versichern möchte, das Englische könne aber unmöglich ein Liebhaber von ihm sein[2]). Diese Stichproben allein überzeugen Abbt, daß die Universität mit ihrer übrigens sehr dürftigen Bibliothek ihm nichts zu bieten hat.

Die Möglichkeit geeigneten Verkehrs ist gänzlich ausgeschlossen, zumal Abbt in der ganzen Bevölkerung den nörgelnd-unverträglichen, sagen wir kleinstädtischen Zug, der ihn, aus Berlin kommend, doppelt abschrecken muß, rasch entdeckt hat. Der einzige Gedanke, der ihn über die Enttäuschung hinwegsetzt, ist die Annehmlichkeit seiner Lage vom pekuniären Standpunkt aus, ein Vorzug, den des Lebens Not ihn jedenfalls von vornherein mit besonderer Schärfe sehen ließ. Um so drückender empfindet er jetzt, da ihm die Augen aufgehen, den Mangel an mündlichem Gedankenaustausch, an jeder Art Aufmunterung, Unterhaltung und Anregung, ohne die er nicht bestehen kann, so daß er sich, nach seiner eigenen Aussage, wie „ein Gefangener"[3]) vorkommt, wie ein Verbannter, „ein Sohn der Hagar, der in dürren Gegenden umherwandelt, während die Freunde als Kinder der rechten Mutter in Berlin sich nähren"[4]).

Er fürchtet sich vor dem geistigen Ruin, überall wittert er

1) V. W. III, S. 39. 2) ib. III, S. 29. 3) ib. III, S. 53.
4) ib. III, S. 119.

Ansteckungsgefahr, er glaubt, daß die ihn umgebende, siech gewordene Gelehrsamkeit den Keim der Krankheit in das Reich seines eigenen Geistes bringen könne.

In dieser Verfassung beginnt er seine Tätigkeit, hält Vorlesungen vor Menschen, die ihm kaum folgen können, schreibt Bücher über fernliegende Probleme, weil die Wirklichkeit ihm keinen Stoff bietet und sieht in der Korrespondenz mit Berlin das einzige Mittel, sich aufzuheitern und seinem Geist die frühere Beweglichkeit zu erhalten. Während seine Frankfurter Werke unmittelbar aus den Erlebnissen der Gegenwart und ihrer Widerspiegelung in seinem Innern flossen, war sein Schaffen in Rinteln zunächst von äußerer, wissenschaftlicher Anregung abhängig. Die besonderen Pflichten seines Berufes, Preisaufgaben, die er zu bearbeiten hatte und nicht zum mindesten die Vertiefung in fremde Lesestoffe bedingen es. Ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, welche Bedeutung der Lektüre für Abbts geistige Vollendung überhaupt zuzuschreiben ist. Er hat allerdings mehr gründlich als viel gelesen. Mit erstaunlicher Gewissenhaftigkeit ging er an jeden ihm dargebotenen fremden Gedankengang heran, wozu eine Fülle von Auszügen und Abschriften ganzer Werke zum Beweise vorliegen[1]). Sie sind mit der peinlichsten Sorgfalt des Gelehrten angefertigt und geben uns einen Einblick in seine geistige Werkstatt, wo neben den eigenen unmittelbar fremde Erzeugnisse liegen, die beständig zum Vergleich und zur schärfsten Kontrolle herangezogen werden. Selten betritt er ein Gebiet, auf dem er nicht schon Spuren eines größeren Geistes findet, so daß er die vorhandenen Fußstapfen zu seiner eigenen Fährte gebraucht. Wenn er sie auch nicht genau nachzeichnet, so geben sie ihm wenigstens die Richtung. Er folgt zunächst den angegebenen Kurven, macht aber bald Abschweifungen,

1) Sie befinden sich im Fürstlichen Hofarchiv zu Bückeburg. Durch Herrn Geh.-Rat Bercken wurde ich von ihrem Vorhandensein, über die Art ihres Aussehens unterrichtet.

schafft seltsame Kanten und Winkel und gelangt so zu neuen Wegen und Ergebnissen. In dieser Weise arbeitet er vor allem in Rinteln, wo ihm die Verbindung mit dem wirklichen Leben fehlt, wo er wieder von neuem auf die abstrakte Wissenschaft hingewiesen wird, namentlich auf die Mathematik, die er an erster Stelle lehrt. Doch muß er auch philosophische Kollegs halten, und so vertieft er sich wieder in die großen Meister des Rationalismus, die in Berlin ihm nichts mehr zu sagen schienen, nun aber erneute Aufmerksamkeit von ihm erheischen. Diesmal war es mehr Leibniz als Wolff, der ihn beschäftigte und ihm das Thema zu seiner Antrittsrede eingab, einer im schweren Rhythmus lateinischer Perioden einherschreitenden Disputation[1]), die von den Seelenkräften, ihren Eigenschaften, Wirkungen und Tätigkeiten unter Berücksichtigung eines mathematischen Meßverfahrens handelt und nicht nur einen Leibnizischen Weltweisen, sondern auch einen gründlichen Kenner der Empiriker Locke und Condillac verrät. Leicht wird ihm die Rückkehr in längst aufgegebene Schulluftsphäre nicht geworden sein. So stammt auch nur die Konzeption dieses Programms aus seiner ersten Rintelner Zeit. Die Ausarbeitung[2]) erfolgt erst später und dann nur unwillig und gezwungen, so daß die Ideen, in knappster Form gegeben, mehr angedeutet als ausgeführt sind.

Andere Interessen zogen ihn von der systematischen Philosophie wieder ab. Shaftesburys Werke fielen ihm von neuem in die Hände und drängten ihn zu einer Uebersetzung, die zunächst

1) Genauer Titel: Ad orationem inauguralem audiendam qua munus Prof. Philos. et Math. Ord. — ipsi demandatum — auspicabitur a. d. 19. Jul. 1762 invitat Thomas Abbt praefatus quaedam, de difficillimo progressu in dimetiendis animae virtutibus. Rinteln a. d. April. 1764. 2) Vgl. eine Mitteilung an den Kriegsrat Segner von Ostern 1764. Es heißt da in den Angaben über den Fortschritt des Werkes „Vom Verdienst": „Ich würde schon weiter damit gekommen sein, wenn ich nicht inzwischen ein elendes lateinisches Programm, das ich seit zwei Jahren schuldig bin . . . hätte schreiben müssen." V. W. VI, S. 87.

durch die stilistischen Vorzüge des Engländers hervorgerufen wurde. Bald war er aber, abgesehen von der äußeren Form, auch in die Gedankengänge des ästhetisch geschulten, feinsinnigen Philosophen hineinverstrickt, in Ideen, die ihm aus der Gebundenheit seines Daseins einen freieren Ausblick in die geniale Struktur des Weltganzen gewinnen und ihn ahnen ließen, daß die gleiche Schönheit, dieselben harmonischen Verhältnisse auch in den Wissenschaften vorhanden seien, weshalb es ihn drängte, von der trockenen Behandlung der Lehrstoffe zu einer freieren Anmut im Darstellen zu kommen. Das Programm dieser neuen Richtung schickte er seinen ästhetischen Vorlesungen[1]) voraus. Es bewies, daß auch die „strengeren Wissenschaften unter dem Einfluß des Schönen stehen"[2]), daß die Gesetze der Ordnung und des Maßes sich wie ein roter Faden gleichmäßig durch alle Zweige der Kunst und der Gelehrsamkeit hindurchziehen, die durch den einen Gedanken wie zu einem einheitlichen Gebilde geeint sind, zu einem gewaltigen Baum der Erkenntnis, dessen Wurzeln im festen Boden gesunden Erdreichs stehen und der mit seinen äußersten Spitzen und Verästelungen sich in die rätselhaften Fernen unendlicher Atmosphären verliert.

Diese Abhandlung, das erste im Druck erschienene Werk aus der Rintelner Zeit, wurde etwa dreiviertel Jahre nach Antritt seines Amtes veröffentlicht, denn Anfang Juli 1762 schickte Mendelssohn mit einer Kritik die Schrift dem Freund zurück, die einzige, an der die feilende Hand der Berliner nicht gearbeitet hat. So kam die von Shaftesbury beeinflußte, seltsam-ausgeschmückte und bilderreiche Sprache des Verfassers unbeschnitten darin zum Ausdruck.

---

1) In dem chronologischen Verzeichnis von Abbts Werken gibt Biester, A. W. VI, S. XV, einen Ueberblick über die von Abbt in dieser Hinsicht behandelten Themen. 2) Näheres darüber in dem Abschnitt: Der Philosoph. S. 111 ff.

Die gewollte Kürze in den Wendungen, die oft bizarre, knappe, sprunghafte und dunkle Ausdrucksweise ist aber ebenso die Folge der Tacituslektüre, die in jener Zeit scharf einsetzt und uns Abbt von neuem auf einem Gebiet zeigt, das ihn immer wieder in seinen Bann gelockt hat: die Geschichte.

Zu intensiver Beschäftigung mit ihr trieb ihn damals eine äußere Anregung, der einzige Verkehr, der ihm in seiner menschenarmen Umgebung zusagte, ein Mann, der, wenn auch nicht in Rinteln selbst wohnend, auf Abbt zu wirken wußte und gleichen Geistes mit ihm war: Justus Möser, der Sekretär und Vertreter der Regierung in Osnabrück. Er gehört zu den wenigen deutschen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts, die Gelegenheit hatten, ihre philosophischen und moralischen Grundsätze als leitende Staatsmänner zu verwirklichen, die ihr Beruf mitten ins praktische Leben führte. Die günstigsten Verhältnisse hatten die Entwicklung Mösers und seiner Anschauungen bestimmt. Die uralte Tradition eines vornehmen westfälischen Bürgerhauses, die im engsten Zusammenhang mit der Heimat verlebte Jugendzeit, die Sprengung der begrenzten politischen und völkischen Einsichten durch einen Aufenthalt in London, die spätere Amtstätigkeit im Land der roten Erde, deren Erfolge sich einerseits auf die im Ausland erworbenen Erfahrungen, andererseits und mehr noch auf die durch Geburt und Abstammung ihm überlieferte innige Vertrautheit mit Stammesart und Eigenheit, Sprache und Sitte des westfälischen Volkes gründeten: alles das hatte den Mann gebildet, der in seinen geschichtlichen Versuchen auf stärkste Erfassung des kulturellen Elements hinausging, die organische Entwicklung des Geschehens zu ergründen suchte und dadurch den früheren, rein staatsphilosophischen Geschichtsdarstellungen, in denen die Ereignisse ohne Berücksichtigung der zeitlichen und örtlichen Bedingungen allein vom Standpunkt des Autors aus betrachtet wurden, endlich einmal die Spitze abbrach und ein tieferes psychologisches und historisches Eindrin-

gen in die Vergangenheit verrieten. Fast scheint es selbstverständlich, daß zwischen Abbt und einer solchen, in Zeit und Leben fest wurzelnden Persönlichkeit bald eine auf gleichen Interessen und gesellschaftlicher Begabung sich aufbauende, durch häufige, gegenseitige Besuche ständig genährte Freundschaft hergestellt wurde. Ein reger Verkehr entwickelte sich zwischen Rinteln und Osnabrück. Lebhafte Aussprachen entspannen sich in dem ehrwürdigen Patrizierhaus, das ganze Vergangenheiten in sich barg und doch den Geist des Gegenwartsgeschehens belebend ausströmte, das durch die liebenswürdige Intelligenz, den heiteren Plauderton der Gattin Mösers, die sich bald mit dem rührigen Kleinstadtprofessor vorzüglich verstand, einen unwiderstehlichen Anziehungspunkt für Abbt bildete.

Möser selbst aber war ihm das Zentrum dieses Hauses, eine ungemein ihn fesselnde Erscheinung, ein gewandter Gesellschafter, ein geschickter Gesprächsführer, ein scharfer Beobachter all dessen, was um ihn vorging. Der kannte kein trockenes Wissen und bloßes Schrifttum. Das Leben draußen, Natur und Heimat, Menschen aus Nähe und Ferne waren ihm Lehrer gewesen. Durch liebevolles Hineinversenken in frühere Zustände und Geschehnisse hatte er ein tiefes Verständnis für die vaterländische Vorzeit sich angeeignet. Mit feinstem Spürsinn ging er dem geschichtlichen Werden nach, suchte es in seinen Einzelerscheinungen zu begreifen, um dann erst durch ständigen Vergleich mit den gegenwärtigen Verhältnissen die größeren Zusammenhänge herzustellen. So entdeckte er den alten deutschen Volkscharakter, sah in dem Sieger der Varusschlacht schon den heutigen, westfälischen Bauern mit seiner Zähigkeit, seinem unbeugsamen Eigenwillen, seinem herrlichen Stolz auf seine Muttererde. Von solchen Dingen sprach er mit Abbt, ließ Geschichte vor ihm lebendig werden, schilderte ihm die einstigen Volksbräuche, die halb grotesken, halb geheimnisvollen Umzüge, Recht und Verwaltung, die ehrwürdigen Feste seiner Ahnen, ließ die ganze Fülle seines glänzenden Vor-

stellungsvermögens in jenen tief geschauten „Phantasien" vor ihm spielen, die noch Goethe als köstlichen Besitz in seiner Tasche trug. Da leuchteten in frohem Staunen die Augen des Zuhörers. Da begriff Abbt in neuer Klarheit, daß die vom Einst und Früher losgelöste Aufklärerpartei nur leeren Formalismus, künstliches Gleichmachertum, tote Schematik zu erzeugen imstande sei. Möser machte ihn auf den nie müden Fluß der Erscheinungen, auf die Bedeutung der Volksseele, des Bürgertums, auf alle die im staatlichen Leben wirksamen Kräfte aufmerksam, die unter der Diktatur des rationalistischen Geisteshochmuts zu ersticken drohten. Von diesen Gesprächen aus fand Abbt einen neuen Anschluß an die praktische Philosophie und das Geschichtsstudium, und tiefer setzte der Gedanke sich in ihm fest, daß gerade die Historie noch ein Feld für die Deutschen sei. Noch schrieb er zwar kein eigenes historisches Werk, aber sammelte „Prolegomena zu einem Colleg über die Geschichte"[1]), in denen er vor allem die bisher unbeachteten methodischen Probleme dieser Wissenschaft anschnitt, wobei er herausfand, daß nur umfassendste geschichtliche Kenntnis sie lösen können. So machte er sich denn an Gebauer[2]), das große Historienwerk seines Jahrhunderts heran, gewann aus ihm die gewünschten methodischen Winke und gleichzeitige Anregung zu eigenen geschichtlichen Versuchen[3]).

Mitten aus seinen historischen Studien aber wird er wieder zur Philosophie zurückgetrieben. Er hört von einer durch die Königlich preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin gestellten Preisaufgabe über die Frage: Ob die metaphysischen Wahrheiten überhaupt einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen"[4]), Gedanken, die den Mathematiker in ihm und den Philosophen, die oft miteinander gerungen hatten, mit regem Interesse erfüllen mußten,

1) V. W. VI, S. XIV. 2) V. W. III, S. 130. 3) Auszug aus der portugiesischen Geschichte. 4) Ausführliche Analyse in dem Kapitel: Der Philosoph. S. 97ff.

so daß er bald nach der Ausschreibung des Themas, im April 1762, an Mendelssohn schrieb, er habe sich zur Lösung der Frage entschlossen. Denselben Vorsatz hatte auch der Freund gefaßt und beide, von gleichen Problemen bewegt, von gleichem Wollen beseelt, kämpften nun in regem Wettstreit um den Sieg, obwohl Mendelssohn erst durch wiederholte Vorstellungen von seiten Nicolais es über sich brachte, die Arbeit fortzusetzen, mit der er auch Abbt beschäftigt wußte, den Berufs- und Rezensententätigkeit allerdings zunächst von seinem Entschluß wieder abzulenken schienen. Am 10. Dezember 1762 sehen wir ihn aber intensiv bei der Arbeit, denn nichts als „Untauglichkeit" soll ihn von nun an abhalten, über die Preisfrage der Akademie zu arbeiten[1]). Am 26. ist schon zu berichten, daß die Abhandlung der Akademie eingesandt wurde[2]) und Mendelssohn, dem der Freund einst schrieb, daß er „mit der Langsamkeit einer Schildkröte die Bücher durchkrieche"[3]), kann sich nicht genug wundern, „wie man in Zeit von vier Wochen auf eine Abhandlung zu denken, zu schreiben und sie abzuschreiben vermag"[4]). Die Uebereilung ist dem Werke jedenfalls nicht zugute gekommen, da die Akademie es ablehnte und Mendelssohn — nicht einmal Kant, der als Dritter sich daran beteiligt hatte — den Preis zuerkannte. In seiner Bescheidenheit wertete Mendelssohn aber auch Abbts Leistung als ein Ganzes, denn er weiß, „daß im Krieg nicht selten der schlechtere General dem Glück des Zufalls seinen Vorteil zu verdanken habe"[5]). Abbt plant darauf eine erweiterte Form der Arbeit, kommt aber nicht dazu, sie auszuführen[6]), denn hundert andere Tätigkeiten umlauern ihn Tag für Tag. Unaufhaltsam eilt er „von Buch zu Buch, von Brief zu Brief, vom Lesen zum Schreiben"[7]). Jede freie Minute gilt den Literaturbriefen, die hin und her im Wechsel der Meinungen besprochen werden. Jede Ent-

1) V. W. III, S. 130. 2) ib. III, S. 132. 3) ib. III, S. 137. 4) ib. III, S. 137. 5) ib. III, S. 156. 6) Pentzhorn, S. 62. 7) V. W. III, S. 131.

deckung, jeder Entwurf, jede Korrektur wird den Freunden mitgeteilt. Es ist ihm, als lebten sie um ihn, als könne er Auge in Auge mit ihnen sprechen. Und doch empfindet er die papierene Unterhaltung nur als den äußersten, notdürftigsten Ersatz für ihre Gegenwart. Sein Lebensmut ist oft wie gebrochen. Nichts als die Klage um verlorenes, in Berlin zurückgelassenes geistiges Gut füllt sein Inneres aus. In dieser Verzweiflung rankt er sich empor an Zukunftsmöglichkeiten, sucht nach einem Ausweg aus diesen Verhältnissen, grübelt, sinnt, überlegt, bahnt neue Wege: da blitzt ein jähes Hoffnungslicht in der ihn umgebenden Dunkelheit auf. Die Frankfurter Professur war nach dem Tode Alex. J. Baumgartens erledigt. Den Lehrstuhl des großen Aesthetikers zu besteigen, mit dessen Ideen er schon in Halle und dann in Frankfurt jedenfalls durch persönliche Berührung bekannt geworden war, traut er sich zu, wartet aber auf eine offizielle Berufung. Er allein tut nicht den entscheidenden Schritt. Seiner fatalistischen Veranlagung nach bleibt er in abwartender Haltung. Es ist ihm, als sei es im Rate der Vorsehung für ihn beschlossen, seinen jetzigen Aufenthaltsort zu verlassen, um in Frankfurt zu wirken, wo er seinen Freunden näher sein könne, wo sein Leben Ziel und Gehalt gewänne. Dann aber kommen wieder trübe Stimmungen. Das Bild der neuen Zukunft zerrinnt vor seinen Blicken; er weiß, daß er die Gegenwart der Freunde zu seinen Träumen zählen muß und daß ihm nichts anderes beschieden ist, als ruhig auf seinem Platze auszuharren, mit preußischem, echt fritzischem Pflichtbewußtsein sich in der Treue im Kleinen zu bewähren, die ihn lehrt, „daß ein Soldat, der auf seinem angewiesenen, traurigen Posten mit Treue stehen bleibt, in seinem Staate ebensoviel Verdienst erwirbt als der Adjutant, der im Hauptquartier seine Dienste verrichtet[1]). Bei allem Drang ins Weite und Ungebundene ist also doch noch ein gewisses Einordnungsgefühl in ihm vorhanden. Er weicht nicht

1) V. W. V, S. 130/31.

aus dem einmal angenommenen Dienst, so sehr man ihm auch Gelegenheit zu anderer Betätigung bietet[1]). Nur die Stelle in Frankfurt hätte ihn reizen können, mit der Gegenwart abzubrechen. Bis zum Weihnachtstage des Jahres 1762 wartete er sehnsüchtig auf eine Aufforderung von maßgebender Stelle her. Sein Wunsch blieb unerfüllt. Er schwieg später über diese Angelegenheit. Weiter atmete er die dumpfe Kleinstadtatmosphäre, deren Einsamkeit er in gezwungener Ergebung, mit unterdrücktem Ingrimm trug. Trotz eifrigster literarischer Tätigkeit wich die trübe Stimmung nicht von ihm. Wie sehr er auch versuchte, seinen Geist zu zerstreuen, die Fülle schwermütiger Vorstellungen durch die Hetze des Tuns zu unterdrücken, so fand er doch keine Befriedigung, wie er sie wünschte, wie sie nur in einer Seele wohnt, „die höhere Absichten hegen kann, als sich erst einen bequemen Standort auf dieser Erde zu verschaffen"[2]).

In bitteren Klagen über seine trostlose, von aller Welt abgeschnittene Lage ergeht er sich immer wieder in den Briefen an die Berliner Freunde, die ihm durch Zusendungen von Büchern und Schriften aller Art die denkbar reichste Aufmunterung zu verschaffen suchen. Sie erinnern ihn auch an die kriegerischen Ereignisse, von denen er in Rinteln nichts spürt. Mendelssohn muß ihm die Wucht des Zeitgeschehens[3]), das ihn zu Stunden selbst stark niederdrückte, wieder fühlbar machen. Kaum reagiert Abbt darauf. Er sieht nur sein eigenes Mißgeschick, seine Verlassenheit, fühlt sich oft selbst von dem Freunde nicht mehr verstanden, der zu Anfang des Jahres 1762 sich vermählt und die Beziehungen zu Abbt ein wenig gelockert hatte. Abbt härmt sich über diesen Zustand, sieht aber bald das frühere, innige Verhältnis wiederhergestellt. Die Lage des Freundes ironisierend, beneidet er den verheirateten Philosophen, der „wenigstens von der Frau zu den Büchern seine Zuflucht nehmen kann, während er beinahe von

1) Vgl. Pentzhorn, S. 41. 2) V. W. III, S. 127. 3) ib. III, S. 120ff.

den Büchern zu einer Frau geflohen wäre"[1]), ein Entschluß, der ihm aber bald wieder leid wurde, als er einen tieferen Blick in die Rintelner Gesellschaft, in die Psyche der westfälischen Sterblichen getan hatte, die das Schöne hassen und sich mit materialistischem Lebensgenuß sättigen. Da verrammeln unversehens sich die Zugänge zum Herzen Abbts. Verbittert und freudlos steht er als vierundzwanzigjähriger junger Mensch in einer Umgebung, die ihn nicht begreift und der er selber nichts zu sagen hat. Und doch war seine ganze Natur zu ihrer Entfaltung auf ein ihr fruchtbares Milieu angewiesen. Versagte es, so war auch er gelähmt. Osnabrück war immerhin nur mit Mühe zu erreichen. Die Nachmittage bei Mösers waren zu selten, zu abgesondert von seinem sonstigen Leben, um ihn mit dauernder Erquickung zu füllen. Die bunte Wirklichkeit Berlins, die stets bewegte Welt der Hauptstadt, das stark in ihm erwachte Gegenwartsbewußtsein: all das ist wie in immer dichter sich webende Erinnerungsschleier eingehüllt. Es zittert nur noch leise in den Tiefen seiner Seele. Es hängt wie an Abgründen, droht zu sinken und will doch sich wieder aufranken zur Höhe, will hineinwachsen bis an Gipfel, die nie erstiegen waren. Aber die Hand, die das köstliche Kleinod befreien wird, das lösende Schicksal ist noch nicht da. So rettet er sich in die Welt der Vorstellungen, saugt Nahrung aus bloßer Gedächtniskraft und Phantasie, belebt sich durch die Darstellung in Geist und Schrift, den einzigen Trost des insular wirkenden Verbannten, in dessen Werkstatt unser Blick jetzt schauen soll.

2. Der Philosoph

Wenn Abbt, aus der Fülle des Lebens nach Rinteln kommend, in seiner Antrittsrede ein philosophisches Thema im Geist des Rationalismus behandelt[2]), so macht das den Eindruck, als beschwere ihn doch noch irgendwie das dickflüssige Blut des

1) V. W. III, S. 128. 2) Vgl. S. 86.

systematischen Denkers, als sei ein untilgbares Ueberbleibsel alten Schulstaubs trotz aller Reinigungsversuche noch immer nicht aus ihm herausgewirbelt. Wie ungern er auch an die Disputation heranging, wie sehr sie auch aus dem Zwang der Berufstätigkeit erwachsen war: sie würde ihm bei den besonderen Bedingungen seines Schaffens – selbst so zerstückelt, wie sie schließlich nach allen Umarbeitungen zu bleiben verdammt war – überhaupt nicht gelungen sein, wenn er sich wirklich schon mit allen Organen an die neu entdeckten Lebensrealitäten festgesaugt hätte. Was harte Pflicht in dieser Zeit ihm an Denkarbeit auferlegte, das trifft Seiten seines Wesens, die nicht völlig abgestorben sind. Sie leben wieder auf in der Studierzelle, die zum Grübeln einladet. Da sitzt der junge Professor, der Mathematiker, in Zahlen wühlend, aus Zeichen und Linien ein konstruktives Ganze bildend. Die Exaktheit der mathematischen Beweise, die wunderbare Sicherheit des Verfahrens berauscht ihn. Fleisch und Blut des eigenen Leibes spürt er nicht mehr. In diesen ersten Wochen angestrengten Studiums, des Sicheinarbeitens in die reinste, die sauberste der Wissenschaften, wird er wieder ganz der siegsichere Forscher von früher, schmilzt sein ganzes Wesen in einen einzigen Punkt zusammen, von dem aus alle Kräfte strömen: die ratio. Er simuliert, systematisiert, treibt Metaphysik, freut sich an feinsten Begriffsunterscheidungen, forscht nach den Gründen der Dinge, nach letzten Ursachen, macht bitterste Vorwürfe den oberflächlichen jungen Leuten, „die weder bis zu Subtilitäten studieren . . . noch aus den Büchern mit Mühe lernen wollen"[1]). Hat er nicht selbst es geradeso gemacht? In Folianten geblättert, Kollegs sich ausgeschrieben und bis zum fernsten Winkel die Fundgrube rationalistischer Weisheit durchstöbert? Dasselbe Verfahren, dem er längst abhold geworden war, empfiehlt er wieder. Es hatte ihm ein Resultat gebracht, das er mit vielen Gleichgesinnten, Gleichsuchenden teilte: den mit dem Mäntelchen philo-

1) L. B., XVI. Teil, S. 148.

sophischen Eigensystems nur allzuschlecht verhüllten Eklektizismus des allen gutwillig Intellektuellen leicht zugänglichen Denkmagazins Wolffs. Bald aber — schon als Schüler des Aesthetikers und Sensualisten Meier — sahen wir ihn in die vom Hergebrachten und Schulmäßigen etwas abseitsliegenden Pfade der englischen Empiriker, namentlich Lockes, einbiegen. So zeigt er denn in seinen philosophischen Jugendschriften[1]) eine seltsame Mischung des Alten mit dem Neuen, ein oft unklares Nebeneinander, ein unorganisches Ineinandergreifen von Rationalismus und Empirismus, von scholastischem und erfahrungsmäßigem Denken. Vor allem greift er, der nach Wirklichkeit, nach sinnlicher Wahrheit drängt, die Lockesche Ideenlehre auf, verbindet aber mit dem Ideebegriff bald eine rein logische Tatsache, bald den nach der Terminologie der Engländer allein in ihm enthaltenen sinnlichen oder seelischen Erfahrungsbestand. Ueberhaupt ist damals noch in Abbt eine unverkennbare Tendenz, dem aposteriorischen Bau des Empirismus eine apriorische Grundlage zu geben. Die Logik, die Mathematik und Geometrie macht er zu Großmeisterinnen aller Erkenntnis, verlangt strikteste Anwendung ihrer Methoden. Durch sie allein befriedigt er den „Sensus veri velocissimus", der in ihm brennt und ihn zum Forschen antreibt, zur Suche nach Wahrheit in oft abstraktester Form, nach strengen Gesetzmäßigkeiten in Phänomenen des äußeren und inneren Lebens. Gemüt und Phantasie erscheinen ihm nicht selten als gefährliche Gegner der begrifflichen Klarheit. Immer wieder nimmt er seine Zuflucht zur Mathematik, die ihm Maß und Zahl aller Dinge ist. Sie allein enthält restlose Ueberzeugungskraft, Gewißheit, wie der besitzsüchtige, ängstlich ums Hab und Gut des Geistes besorgte Rationalismus zu sagen pflegt. Die Mathematik wird bei jeder philosophischen Untersuchung herangezogen; sie dient auch zum Vergleich mit den metaphysischen Wahrheiten, was Abbt, im

1) De recto philosophiae studio. — De via ad veritatem propius, etsi non penitus accedendi.

Bund mit Kant und Mendelssohn, die Frage der Akademie[1]) beantwortend, in fast treuherzig zu nennendem Glauben an die Beweiskraft der metaphysischen Wahrheiten darzustellen unternimmt. Während Kant in seiner Abhandlung zum erstenmal gegen den Gebrauch mathematischer Methoden in Dingen der Philosophie entschieden Front macht, nehmen die beiden andern Preisbewerber nicht den geringsten Anstoß daran. Mendelssohn sucht besonders die „Evidenz" in der natürlichen Theologie und Sittenlehre recht augenscheinlich zu machen, wird aber überholt von Abbt, der, auf den Engländern fußend, auch noch die Psychologie in das Thema hineinbezieht und erst an zweiter Stelle die Moral und die Metaphysik unter die Lupe des Mathematikers nimmt. In seinen psychologischen Erörterungen biegt er insofern vom Wolffschen Rationalismus ab, als er die Sinnesvorstellungen nur in der ersten Lebensperiode als verworrene Erkenntnis bezeichnet, während die spätere Reproduktionstätigkeit des Geistes, die Funktionen des Gedächtnisses, durch die Vergleichsmöglichkeit mit früheren seelischen Erlebnissen den Satz des Widerspruches auf sich anwenden lassen, wodurch sie ihrerseits „Gewißheit" erhalten. In ähnlicher Weise sucht Abbt das Axiom des zureichenden Grundes auf psychologische Tatsachen zu beziehen[2]), ein Verfahren, das ihn so recht als den noch ganz im rationalistischen Fahrwasser dahingleitenden typischen Eklektizisten kennzeichnet. An weitere psychologische Fragen rührt er daher auch nur mit größter Vorsicht; den Substanzbegriff, die Leib-Seele-Beziehung streift er eben, um ungeklärt darüber hinweg sich in ein anderes Gebiet, die Moral, zu begeben, deren Gewißheit, d. h. hier Unverletzlichkeit, auf dem im Menschen liegenden eudämonistischen Triebe beruht. Indem Abbt die gleiche Fragestellung außerdem noch auf die Theologie anwendet, zeigt er sich als der noch immer mit den orthodoxen Dogmen Ringende, dem alles, was Jenseits,

1) Ob die metaphysischen Wahrheiten überhaupt einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen. 2) V. W. IV, S. 76.

Gott, Unsterblichkeit der Seele anbetrifft, nur symbolische, innerlich geahnte, aus Analogien mit der Erfahrungswelt geschlossene Gewißheiten sind.

Hinsichtlich der religiösen Einstellung hat Abbt, als er nach Rinteln kam, verschiedene Phasen durchgemacht. Eine gläubige Kindheit, die ersten Grenzüberschreitungen streng kirchlichen Denkens im Verein mit Vetter Miller, die weitere eigene Loslösung und Befreiung vom Dogmentum trotz des wenigstens noch gemäßigt orthodox gesinnten Lehrers S. J. Baumgarten, die frühen schriftlichen Angriffe auf den Wunderglauben, die Bibelkritik im Sinne Michaelis und Ernestis, die Predigten Spaldings in Berlin, wo die kirchlich-unabhängige Behandlungsweise des dogmatischen Lehrbegriffes an der Tagesordnung war, der Verkehr mit dem religiös ganz unabhängigen Nicolai, in den zwar die Berührung mit der gläubig gestimmten Seele Mendelssohns als linderndes Gegengewicht fällt, das alles bildet in knappen Strichen die Voraussetzung zur religiösen Denkart Abbts in Rinteln, die mit der philosophischen — wie es im Streben der Zeit lag — sich zu einen suchte. Seine bisherigen Erlebnisse und Ueberzeugungen haben ihn auf den Standpunkt gebracht, daß Religion kein Selbstzweck sein kann. Das alte Christentum dünkt ihn zu unpraktisch, spiritualistisch, blutleer und schattenhaft. Er sehnt sich nach einer diesseitigen, fröhlichen, gesunden Religion des gemeinen Menschenverstandes. So streicht er die damals als besonders anstößig geltenden Lehren von der Trinität[1]), der Ewigkeit der Höllenstrafen[2]) und die Offenbarung aus seinem religiösen Bekenntnisse aus. Das Offenbarungsproblem interessiert ihn sogar derartig, daß er — im Gegensatz zu Justus Möser, dem Verächter Rousseaus — ein ganzes Schema über die verschiedensten Arten der Offenbarungen aufstellt[3]), das bei allen Feinheiten im Unterscheiden und Zergliedern doch nichts wesentlich Neues

1) V. W. V, S. 174. 2) ib. V, S. 207; 3) V. W. VI, S. 12.

bringt und sich als Mischung von supranaturalistischen und rein deistischen Auffassungen darstellt. Er selbst ist entschiedener Anhänger der natürlichen Religion, möchte aber dem Volk die geoffenbarte Wahrheit erhalten wissen, so daß er nach Art der englischen Freidenker zwischen einer exoterischen und esoterischen Lehre unterscheidet, da Volk und Gebildete ganz andere Bedürfnisse hätten. Diesen Grundirrtum im religiösen Denken, der gar nicht berücksichtigt, daß die Seele als solche, vor Gott stehend, in Armut bleibt, ob reich der Geist, kultiviert die Lebensart ist, das andererseits die gleiche religiöse Wahrheit in unendlicher Abstufung von den verschiedenen Individuen erfaßt, ausgebeutet, sublimiert werden kann: diesen Grundirrtum, der den humanitären Volksbeglücker mit dem hochmütigen Gelehrten zusammenschweißt, vertrat auch Abbt. Ihm ist das abstruseste Dogma köstlichster Besitz, wenn Menschen für ihr Alltagsleben Gewinn daraus ziehen, besser werden durch das, was sie glauben. Klare, religiös-sittliche Grundsätze fordert er für das Volk, nicht aber pietistische Schwärmerei, dünkelhafte Scheinheiligkeit. Die Helden des Christentums, die starken Tatmenschen, den Heroismus des Märtyrers erfaßt er mit wahrhaft glühendem Verständnis für den geoffenbarten Glauben in jeglicher Form, der solche Edelbildungen unter den Geschöpfen erzeugt. Nicht nennt er sie mehr Christen, sie sind im vollen Sinn des Worts „Erlösete"[1]). Sie werden durch ihre prachtvolle innere Einheit, ihren herrlichen Lebenswandel die Liebe zum Glauben in vieler schlichten Bürger Herz hineinpflanzen; ihrer sollen immer neue durch Wort und Schrift, durch Predigt und Erbauungsbuch gewonnen werden[2]). Er

---

1) V. W. I, S. 187. 2) ib. I, S. 237. Im Anschluß an diese Forderungen hat Herder in seinem Aufsatz: Der Redner Gottes (S. W. S. XXXI, S. 96ff.) ein Predigerideal aufgestellt, das er selbst zu verwirklichen bestrebt war. Er schildert darin den Seelsorger, der als Mensch zu seiner Gemeinde spricht, schlicht und ungekünstelt, der Bilder aus dem alltäglichen Leben vor ihr aufrollt und zu Entschlüssen anregt. Er muß

selbst aber steht außerhalb, auf sich allein und seinen Gott, den fernen, mittlerlosen angewiesen. Ihn, sein Dasein, zu leugnen, ist „Raserei", mit „unserm Mark ist der Gottesglaube zusammengewachsen"[1]). So unentwegt er an dieser Tatsache festhält, so empört er sich — diesmal auch im Sinne des Volkes — gegen gewisse, dem Aufklärer und gesunden Verstande geradezu diametral entgegengesetzte Auffassungen, wie sie etwa im Jungfräulichkeitsideal des Katholizismus zum Ausdruck kommen. Da regt sich in ihm der Historiker, der Staatsmann: die Klosterleute nennt er politisch Tote. Und dennoch — so widerspruchsvoll ist seine Weltansicht — begeistert er sich für den „einzig der Würde des Menschen als Geist entsprechenden"[2]) Zustand der ehelosen Gnostiker, die schließlich doch noch einen Zweck im Ganzen der Schöpfung zu erfüllen haben und die Teleologie nicht umstoßen, denn: „Wie nicht alle fruchtbaren Gegenden unseres Erdreiches genutzet und alle Früchte genossen werden, so bleibt auch manche Kraft unangewandt, ohne daß wir alle Absichten einsehen können[3]).

Daß aber in der Ordnung des Alls der Mensch eine ganz eigene Stelle einnimmt, daß er der Mittelpunkt ist, um den sich alles bewegt: dieser aus dem neuen Lebensgefühl der Zeit geborene Gedanke beschäftigt Abbt in immer dringlicherem Antrieb zu schriftlicher Fixierung, die, nach einer Reihe von Versuchen, in der als Brief an Mendelssohn gerichteten Schrift vom „Zweifel über die Bestimmung des Menschen"[4]) zur Tat wird. Sie zeigt uns Abbt als den unter seinen

sich in die Psyche seiner Zuhörer, „ein Publikum von gesundem Verstande", hineindenken, das „die Sprache des gesunden Verstandes, des fühlenden Herzens" (vgl. S. W. S. II, S. 503) von seinem Prediger erwartet, der nicht, wie etwa die politischen Redner, einen Augenblickserfolg erstreben, sondern eine nach innen gehende, tiefere Wirkung hervorbringen soll. 1) V. W. I, S. 89. 2) ib. VI, S. 20. 3) L. B., XV. Teil, S. 115. 4) V. W. III, S. 179 ff. Es ist ein Aufsatz, der ursprünglich als Rezension der Spaldingschen

Mitkorrespondenten bei weitem radikalsten Vernünftler. Er unterscheidet eine zweifache menschliche Bestimmung: eine soziale und metaphysische[1]). Vor allem interessiert ihn die erstere, der er mit den Forschungsmitteln des Historikers, der vergleichenden Länder- und Völkerkunde nachgeht, um aus reichstem Erfahrungsmaterial den Sinn des Lebens zu erschließen und eine ihm adäquate Sitten- d. h. Glückseligkeitslehre zusammenzustellen. Die metaphysische Seite des Problems erscheint ihm unlösbar. Weder Spalding, der die Unsterblichkeit als Ausgleich zwischen Gut und Böse, Schuld und Sühne fordert, noch Mendelssohn, der alles Geschehen, alles Werden im Diesseits und Jenseits auf die Absichten Gottes[2]) zurückführt, kann seine Zweifel beruhigen. Der Gerechtigkeitsgedanke erniedrigt sich in seiner Vorstellung zu plumper Rachbegierde der Menschen[3]). Nur gefühlsmäßig bejaht er die Unsterblichkeit. Wie aber der Jenseitszustand sein wird, ob in der Art eines höheren, sublimierteren Sinnendaseins, was Mendelssohn und Spalding annehmen, ob rein geistige Existenz, die er selber fordert, er wagt es nicht, ein endgültiges Wort darüber zu sagen. Hin und her geht der Meinungsstreit zwischen den Schreibenden, bis schließlich Mendelssohn, der sich durch Abbts Einwände bis ins Tiefste getroffen fühlt, jäh die Korrespondenz über diesen Gegenstand abbricht, um seine ihm doch nicht zu nehmende Ueberzeugung in einem Werk „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" auf breiterer, von plato-

Schrift „Bestimmung des Menschen" 1748 in den Literaturbriefen erscheinen sollte. Man wollte aber diese Zweifel nicht ohne einige Beantwortung abdrucken. Mendelssohn war mit Abbt über diese Materie in einen Briefwechsel geraten, und so erwiderte er die Zweifel durch sein Orakel. V. W. III, S. 214 ff. Später sind beide Arbeiten in die Literaturbriefe aufgenommen worden. L. B., XIX. Teil, S. 5 ff. 1) Mendelssohn, der in den Anmerkungen zu Abbts Werken eine Fülle von Erklärungen und Erweiterungen zu den Gedanken des Freundes niederlegt, nennt die erstere Art der Bestimmung Determination, die letztere Destination. V. W. VI, Anm. S. 14. 2) V. W. III, S. 217. 3) ib. VI, S. 19.

nischen Einflüssen getragener Grundlage weiter auszubauen. In diesem einen Gedanken sind sich die sonst so gleichgestimmten Freunde nicht nahegekommen. Da scheidet sich der einstige Talmudleser, der ekstatisch erhitzte Maimonidesjünger, der orientalische Jude von dem die Lebensrätsel kühl beobachtenden, sorgfältig abwägenden, gemäßigt temperierten Protestanten, dem der Zweifel im Blut liegt, wie all den deutschen Gottsuchern auf Parzivals Leidensweg.

Ihnen wird die Ahnung der Uebernatur als ewige Sehnsucht ins Gemüt gelegt. Doch ist und bleibt sie Abbt nur Postulat, wird nicht zu unumstößlicher Gewißheit, weshalb er schließlich, unbefriedigt von theoretischer Spekulation, die Metaphysik in Bausch und Bogen verdammt, um nur noch Praktiker des Lebens, Beobachter der Menschennatur, Philosoph des gesunden Verstandes zu sein.

Und damit ist er erst völlig in seiner ihm eigensten philosophischen Sphäre. Nun bildet nicht mehr das Weltganze, die Gesamtheit der Dinge, sondern der Mensch in seiner konkreten Erscheinung, seine tatsächlichen Bedürfnisse, Wünsche, Hoffnungen, Werke, sein Schaffen im großen und kleinen den Gegenstand seines Interesses. Nicht vereinzelt strebt er aus der Prinzipienstrenge veralteter Systeme, leerer Abstraktionen in die um ihn herwogende, buntfüllige, vielgestaltige Wirklichkeit. Schon hat sich aus dem Lager Wolffs ein Vortrupp von Verkündern neuer Weltschau, von Vermittlern eines vollsaftigen, starken elementaren Lebensgefühls losgelöst. Es sind die Sulzer und Mendelssohn, die Baumgarten, C. F. Meier, die Schöpfer der Psychologie und Aesthetik in Deutschland, die den Zwang der Vernunftherrschaft von sich abschütteln, mit kühnem Griff die Maschen des beengend sich um ihre Seele lagernden Begriffsnetzes zerreißen. So tut auch Abbt, von ihrem Geist erfüllt, durchtränkt von den französisch-englischen Strömungen des Sensualismus und des Empirismus, den Schritt ins Reich des Greifbaren, ewig

Wechselnden, durchforscht Natur und Menscheninneres. Das Einzelne, Konkrete, Individuelle, das kleinste Ding des Alltags, jedes Geschöpf im weiten Garten Gottes wird ihm heilig. Die Wissenschaft, die ihm Aufschluß gibt über den unendlichen, in all seinen Teilen gesehenen Kreis des Lebendigen: ist Philosophie, doch mit gänzlicher Umgestaltung ihres einst so verknöchert anmutenden Aussehens. Nichts Erschreckendes, Geheimnisvolles, nur Eingeweihten Zugängliches soll das Wort mehr an sich tragen; die Königin der Wissenschaften — nach einer Schilderung Basedows — ist nicht mehr dunkel, nicht verdrießlich. Weg nahm man ihr das schleppende Kleid, den häßlichen Schleier, der sie entstellt hat, der ihr selbst nicht natürlich ist. Denn heiter will sie vor ihren Dienern erscheinen, als Menschenfreundin, gemeinnützig, beredt und gefällig"[1]).

Das ist es, was auch Abbt erstrebt: die menschliche, natürliche, gesunde Philosophie, jene Denkart, die er an Cicero und mehr noch an Sokrates bewundert, dem großen Menschheitsphilosophen, der „die Kette hatte, womit er die Weltweisheit vom Himmel zu den Menschen herabzog"[2]). Sehnlichst wünscht Abbt sich diesen Talisman, die Brücke, die ins Herz der Menschheit führt. Rastlos strebt er nach der von seinen Zeitgenossen oft übereifrig betriebenen Menschheitsbeglückung. Ein Sehnen ist in ihm wie vorahnender Humanitätsdrang, wie heiliges Liebesempfinden für die gewaltige, sich mühende, freuende, suchende Völkerfamilie. Praktisch bleibt er allerdings in seiner eigenen unmittelbaren Nähe, besieht den Menschen seines Vaterlandes, versucht ihm in einer Art „politischen Philosophie"[3]) die besondern Pflichten und Rechte, die staatsbürgerlichen Aufgaben klarzumachen. So stellt er das Verhältnis des Individuums zur Außenwelt fest, gibt Mittel an die Hand, das Leben zu ordnen, reinigen, zu verschö-

1) J. B. Basedow, Praktische Philosophie für alle Stände. 2. Aufl. Dessau 1777. I. Teil, S. 11. 2) V. W. IV, S. 139. 3) L. B., XV. Teil, S. 70.

nern. Scharf erkennen möchte er die jeweilige Lage der Bürger, ihre Nöte und Sorgen, Arbeiten und Zerstreuungen; ihren Gesprächen möchte er lauschen und mit ihnen in den Büchern blättern, die ihre Aufmerksamkeit fesseln. Dann würde er ihnen raten, helfen, ihnen praktische Philosophie, kernige, blutwarme Lebensweisheit vorlegen können. Tief schauen will er in die oft sorgsam zurechtgelegten Falten der Menschenbrust, der Seele grundlos weites Meer durchfahren. Zum Psychologen ist er geradezu geboren, zum ruhig-prüfenden Beschauer fremden Innenlebens, nicht zum sezierenden Analytiker, zum restlosen Entblößer und Zerschneider unserer Tage, der selbst das immer Unreflektierbare, das dämmerhaft Unbewußte, die eigentlichen Kraft- und Quellgründe für unsere heiligsten Erlebnisse ans Tageslicht zieht, um sie in psychologische Formeln hineinzupressen. Weit entfernt ist Abbt von diesem in reinen Materialismus ausartenden Beginnen. Stets bleibt er an der Grenze des dem einfachen Mann zur Beobachtung, zum Verständnis Zugänglichen, holt aus dem Dunkel seiner Seele heraus, was jener allein nicht zu fassen vermag.

Wollen wir versuchen, in wenigen Zügen Abbt als Psychologen zu charakterisieren, so ist wesentlich, daß er die rationale Vermögenspsychologie Wolffs in ihrer Zweiteilung von Erkennen und Begehren nicht mehr aufrechterhält, sondern gerade das, was der Dogmatismus dieser Schule als nur „verworrene Erkenntnisse" bezeichnet hatte, Gefühl und Sinnlichkeit, in starkem Maße betont. Die alte ontologische Spekulation verlassend, begibt er sich auf die Wegspuren des Erfahrbaren, gründet seine Ergebnisse auf genaueste Untersuchung des Wirklichen, auf Vergleiche und Einzelbeobachtung. In anschaulichster Weise schildert er die verschiedensten Situationen des Lebens, in denen die Seelentätigkeit in ihren einzelnen Auswirkungen vorzüglich zum Vorschein kommt. Daran anknüpfend entwickelt er allgemeinere, aus der Einzelerscheinung abzuleitende Gesetzmäßigkeiten. Die Seele ist ihm ein

unüberschaubarer Komplex von Aktualitäten, ein immer beweg-tes, vibrierendes, in allen Teilen beständig sich variierendes und zitterndes Ganze. Von einer dem Schema Wolffs entstammenden starren Substantialität der Seele sieht er völlig ab. Er fragt in erster Linie nach seelischen Leistungen, Funktionen, Energien, nach lebendigen Inhalten, die, obwohl sie nicht identisch sind mit dem Ichbegriff, doch zur Bildung des Selbstbewußtseins, der letzten Beziehungseinheit der äußeren und inneren psychischen Reize führen. An unendlich mannigfaltigen, aus feinster Beobachtung geschöpften Detailbildern menschlicher Verhaltungsweisen zeigt er vor allem die bunte Welt der Empfindungen, Vorstellungen, die Phantasie und Gedächtnistätigkeit. Verworren ist ihm die Vor-stellung — so nennt er häufig die Empfindung — nur so lange, als sie uns nicht zum Bewußtsein kommt. Dann aber bildet sie einen wesentlichen, denkfördernden Bestandteil unseres Seelen-lebens, der liebevollstes Eingehen auf seine Eigentümlichkeit er-fordert. Das Qualitativ-Wechselnde an den Wahrnehmungen, die Akzidentien, die in der englischen Philosophie ihrem Wesen nach erst recht entdeckt worden waren, ziehen auch Abbts Auf-merksamkeit in hohem Grade an. Als Vorurteil bezeichnet er es, sie mit den eigentlichen Substanzen zu einer unlösbaren Einheit zu verschmelzen. Ihre nur sekundäre Beschaffenheit ist ihm durch gründliches Studium Lockes zwar aufgegangen, doch hält er sie deshalb nicht minder einer eingehenden Zergliederung wert. Zur näheren Kenntnisnahme der verschiedenen, sie bedingenden Sin-nesorgane, ihrer Tätigkeiten und individuellen Verschiedenheit zieht er die langsam in der damaligen Wissenschaft auftauchende Kinder- und namentlich auch die Tierpsychologie[1]) heran. Durch Einblick in die auf Anlage und Erziehung sich gründende Son-derart der psychischen Erlebnisse innerhalb einer Gruppe von Individuen gewinnt er Aufschlüsse über die Temperamentenlehre

1) V. W. I, S. 126.

und Charakterologie, durch die er ein Band knüpft zwischen Psychologie und Ethik.

Auf den Wahrnehmungen — auch Vorstellungen, Empfindungen — baut er die Empfindnisse auf, ein von ihm ausführlich definierter, aber doch unklar gelassener Begriff. Einmal versteht er darunter — in Anlehnung an das französische „Sentiment" die das Wahrnehmen und Vorstellen begleitenden Lust-Unlustgefühle, also das, was Locke aus der Reflexion, der inneren Wahrnehmung, herleitet; andererseits die der „Phantasey" übermittelten Bewußtseinsinhalte, die — wie wir heute sagen würden — reproduzierten Vorstellungen, die Erinnerungen und Phantasiegebilde, welch letztere namentlich dem Dichter eigentümlich seien. Im Zusammenhang mit diesen Erwägungen behandelt er gleichfalls die Gedächtnisfunktionen, die Fähigkeit des Wiedererinnerns und die Assoziation. Erstere bietet ihm — wie schon angedeutet — Gewähr für die Wahrhaftigkeit der sinnlichen Vorgänge[1]), für Sicherheit und Gewißheit im Vorstellungsprozeß, an den also doch noch der Maßstab rational-mathematischer Denkweise angelegt wird. Besonders zu schaffen macht ihm die Entwicklungsfähigkeit des Gedächtnisses, die in der damaligen Psychologie als grenzenlos gedacht und zum Beweis für den Unsterblichkeitsglauben — so von Spalding — benutzt wurde, wogegen Abbt sich aber auflehnt[2]).

Trotzdem erwähnt auch er die schon von Locke berührte Möglichkeit der verfeinerten Sinnesbildung von Geistern höherer Art, die kraft ihrer außerordentlich zart ausgemeißelten Psyche ein tieferes Wissen von den Dingen erlangen, selbst bis zur Erfassung der Substanzen vorzudringen vermögen. Auch Abbt deutet einmal an, daß durch einen sechsten, siebenten oder gar achten Sinn der Umfang unserer Kenntnisse ins Ungemessene wachsen könne. Doch weiß er nicht, sich solche Ueberseelen vorzustellen,

1) V. W. IV, S. 66. 2) ib. III, S. 201.

verliert dabei „den dünnen Faden"[1]), der ihn auf die Spur des Denkens leitet.

Aus psychologischen Forschungen heraus gewinnt er auch Hypothesen zur Sprachentstehung. Indem er die Ausdrucksweise der Kinder, ihre langsam sich entwickelnde Sprechtätigkeit beobachtet, zieht er Schlüsse auf die Verhaltungsweise der ältesten Menschen, die, wie Locke es ihm schon gezeigt hat, bei der Wortbildung eine Abstraktion vornehmen, so daß also die Lehre von der Sprachschöpfung in das Gebiet der psychologischen Begriffserklärung hineingehört. Anschaulicher und tiefer hat er erst später die Urelemente der Sprache gesehen, die ihm — wie man, im deduktiven Denken befangen, damals glaubte — kein erfundenes, sondern ein „durch Zeit, Genie, Zufall"[2]) geschaffenes Werkzeug der Verständigung ist.

Nicht unähnlich den Herderschen Ausführungen, läßt auch Abbt die ersten Wörter, etwa Tiernamen, im Zusammenhang mit gewissen Tierlauten entstehen, bei denen man sich mittels der psychologischen Gesetze der zeitlichen und räumlichen Assoziation, der Ursache, Wirkung und Aehnlichkeit das betreffende Bild des Tieres vorstellen konnte. Nur weil er die Geschöpfe selbst, ihr willenloses und doch so zielgerichtetes Treiben, ihr dumpfes, aber sicher vom Instinkt geführtes Tun beobachtete, weil er Ohr und Sinn hatte für die vielstimmigen Rufe in der Natur, konnte Abbt die den rein rationalistischen Gelehrten noch so fernliegenden psychologischen Tatsachen entdecken. Es drängt ihn also fortgesetzt ins volle, runde, satte Leben hinein, in eine Wirklichkeit, die nicht als spiegelglatte Konstruktion in der Seele des einzelnen künstlich aufgebaut ist, sondern die von jedem auf andere Art gesehen, empfunden, dargestellt wird. So ergeben sich denn für jedes Individuum die verschiedensten Stellungnahmen zu dieser Welt der Tatsächlichkeit; die mannigfaltigsten Gefühle, Affekte, Willensströmungen werden ihr entgegengesetzt. Und das

1) V. W. III, S. 203. 2) ib. VI, S. 155.

zu zeichnen, sinnfällige, anschauliche, farben- und lebenglühende Bilder zu entwerfen, ist eigentlich die kraftvollste, wirksamste Schöpfung innerhalb der psychologischen Tätigkeit Abbts gewesen.

Sie hängt aufs innigste zusammen mit praktisch-moralischen Bestrebungen, mit theoretischen Untersuchungen aus dem Gebiet der Ethik. In dieser Hinsicht steht er ganz auf dem Boden der Glückseligkeitslehre, des sozialen Eudämonismus, den die deutsche Aufklärung im Bunde mit den namentlich aus England eindringenden Moralphilosophien geschaffen hatte. Wie sie, löst auch Abbt die Moral von jeder kirchlichen Autorität, versucht eine gesetzmäßige, von der Existenz des Staates einzig abhängende Bestimmung des Sittlichen, ein Streben, das langsam ausmünden mußte in die Befreiung der Moral von jeder äußeren Bindung, in das interesselose Verlangen nach dem Guten um des Guten willen, wie es im weiteren Verarbeiten der auf rein natürliche Grundlage gestellten ethischen Ideen von Kant formuliert wurde. Für Abbt ist, dem von Locke geschilderten ethischen Anfangsstadium entsprechend, Gut und Böse erstlich weiter nichts als das vom Willen Gewünschte und Verworfene, ein Zustand der Behaglichkeit, der aus der „proporzionierten Spannung der Nerven"[1]) sich ableitet und Willensfreiheit noch nicht voraussetzt. Bald aber sieht der Mensch auch auf die Folgen seiner Handlungen, sei es für sein persönliches Leben, sei es für das der Gesamtheit. Erst im letzteren Fall kann vom eigentlich Moralischen die Rede sein, das in den vom Staat gegebenen Vorschriften seinen konkreten Ausdruck findet. Doch ist das moralische Gesetz nicht nur eine willkürliche, von außen gesetzte Norm, sondern es liegt schon im Innern des Menschen als G e f ü h l für „die bestehende Ordnung, die nicht zerstört werden darf, deren Anblick, weil er immer eine gewisse Harmonie bei sich führet, auch für uns harmonisch, folglich gut wurde"[2]). Somit

1) V. W. IV, S. 124. 2) ib. IV, S. 126. Vgl. S. 133.

zeigt Abbt sich als Anhänger der englischen Gefühlsmoral, die, nachdem als erster Cumberland ein zum Menschen gehöriges sittliches Organ entdeckt, in Shaftesbury ihre gedanklich konsequenteste und sprachlich vollendetste Darstellung gefunden hatte. Für ihn ist der moralische Sinn eine Sonderart des feinen und sicheren Gefühles, das uns beim Betrachten von Kunstwerken bald mit Bewunderung, bald mit Mißfallen erfüllt. Den glänzend entwickelten, der griechischen Philosophie entlehnten Kalokagathiegedanken des Engländers streift Abbt mehr, als daß er damit vollends Ernst macht. Zu nah steht er dem wirklichen Leben, den verworrenen Instinkten der Menschen, um nicht zu wissen, wie notwendig dem Volk vor allem die straffe Zucht des äußeren Gesetzes, die objektive Norm, die Sittlichkeit als gegebene und fest umrissene Form des Handelns ist. So weist er den Menschen an einen obersten Gesetzgeber, an Gott[1]) und an die diktatorische Gewalt im Staate; die Lohn- und Strafidee hat selbst nichts Abschreckendes für ihn, denn es kommt ihm auf tatsächliche Weltverbesserung, nicht auf ein schöngeistiges, nur Auserwählten faßbares, pathetisch vorgetragenes Tugendideal an. Ihn beschäftigt am liebsten die solide, in schlichter Pflichterfüllung geübte, von Nützlich- und Glückseligkeitszwecken erfüllte Bürgermoral, die er anschaulich darstellen, zu fast sinnlicher Ueberzeugung bringen will, denn daß die Vorstellung den Willen, das Denken die Begierde beeinflußt, war ihm in Mendelssohns Rhapsodie von den Empfindungen gezeigt worden. So vermittelt er plastische, aus dem unmittelbaren Leben geschöpfte sittliche Eindrücke. Menschen aller Stände, Große und Kleine, Helden der Schlacht und Männer des Alltags, Gelehrte und Handwerker, Väter und Mütter: sie alle zieht er heran, um jedem gemäß seinem Beruf, seiner Erziehung und Bildung, einen ihm adäquaten sittlichen Führer und Förderer im Geist vorauszuschicken. Durch ruhiges Betrachten dieser Persönlichkeiten, durch

1) V. W. IV, S. 127.

stilles Versenken in ihre Wirksamkeit, wird erst die rechte Verfassung zustandekommen, die zu moralischen Entschlüssen anregt. Das Herz wird in Ruhe und mit dem Denken eins sein, ablenkende sinnliche Vorstellungen, störende Affekte treten zurück. Dann aber, wenn der Wille gestählt, der Verstand überzeugt, die Triebe zurückgedrängt sind, „dann rücke es (das Gute) näher, umfasse es, beschaue es, bis du zur Entzückung, zum feurigen Wunsche gereizt bist[1]). Eindringlich redet Abbt den nach der Tugend Strebenden ins Innerste der Seele, entflammt sie, peitscht die Glut des Gefühls in ihnen auf, die brennt trotz aller rationalistischen Unterbindung und Ertötung. Mochte man auch den emotionalen Bestandteil der Psyche beschneiden und negieren, als elementare Grundkraft blieb er rege, und leichtes Spiel war dem Neu- und Wiederverkünder seines Daseins. Wie sehr Abbt aber auch, nicht unbeeinflußt vielleicht durch die naturwahren, Gefühl und Phantasie erregenden Sittenschilderungen der Richardson, Diderot, der Steele, Addison und La Chaussée sowie der übrigen französisch-englischen Darsteller realistischen Bürgertums, wie sehr er, auf sie reagierend, es unternimmt, die Tugend bildhaft vorzustellen, so hat er doch in nie zu schwächender Definitionslust ihr Wesen „als eine anhaltende Beschäftigung, nach der richtigsten Unterordnung der Zwecke, die Mittel, um sie zu erreichen, hervorzubringen“[2]) bestimmt und auch die einzelnen Arten der Tugend aufgezählt. Er unterscheidet politische oder soziale, christliche und moralische Tugenden. Die beiden ersten Arten müssen der letzteren, die auf die Gesamtordnung der Schöpfung hinzielen, untergeordnet werden. Durch diese Forderung geht er über die nackte Glückseligkeitsmoral der deutschen und auch der englischen Systeme hinaus und richtet den Blick des Menschen auf die unendliche Fülle des Alls, darin die letzte Wirkung jeder Tat beschlossen liegt.

Von diesem Gedanken aus, von der großartigen Ueber-

---

1) V. W. IV, S. 131. 2) ib. I, S. 202.

schauung all dessen, was um sein eigenes Ich in flutendem Erscheinungswechsel, in greifbarer Sinnfälligkeit sich bewegt, kommt Abbt zu einer weiteren Einstellung gegenüber den Dingen der Wirklichkeit. Indem er sich, teils den äußeren, teils den inneren Objekten der Erfahrung in experimentierendem Sehen und Erleben ihrer Einzelheiten hingibt, entsteht in seiner Seele neben der verstandesmäßig interessierenden Betrachtung ein innerliches Wertbewußtsein des Beobachteten: das ästhetische Gefühl. Wie die ihn beeinflussenden deutschen Anreger der Schönheitslehre, ihr Gründer, Baumgarten, sein treuer Gefolgsmann G. F. Meier und sein geistiger Schüler Moses Mendelssohn, so gründet auch Abbt die Aesthetik auf die Psychologie und schaltet sie somit als rein technische Wissenschaft im Sinne eines nur sprachlich-formalistischen Problems, wie sie etwa in Gottscheds Poetik dargestellt wurde, vollständig aus.

Es ist wichtig, diese negative Seite von Abbts ästhetischer Begriffsbestimmung hier heranzuziehen, weil die nachdrückliche Betonung, die er selbst auf schönen Ausdruck und Vortrag legt, zu Mißverständnissen über die Art seines Schönheitsempfindens Anlaß geben könnte, das trotz der Aufstellung von formal ästhetischen Forderungen ganz im Geist des französisch-englischen Sensualismus auf empirischer Beschreibung, auf induktiver Beobachtung des eigenen und fremden Innern beruht. Dennoch haftet auch Abbt an dem ästhetischen Irrtum seiner deutschen Vorgänger, die bei aller Berücksichtigung der im Schönheitsempfinden vorwaltenden irrationalen, sensuellen, imaginativen und emotionalen Faktoren über die Auffassung des Schönen als einer nur niederen, verworrenen Erkenntnis nicht hinauskommen und den Vergleich zwischen Aesthetik und Logik, die Stellung dieser Wissenschaften zueinander, ihre beiderseitige Wertung, beständig mitberücksichtigten. So kam es, daß sie, Schönheit und Wahrheit gegeneinander abwägend, das Schöne für ein Erbteil nur endlicher Naturen erklärten, die nicht fähig seien,

lauter deutliche Vorstellungen in sich zu erzeugen, also nur zur unklaren Erkenntnis des Vollkommenen — des Wahren — gelangen konnten, wie Baumgarten und auch Mendelssohn es formulierten. Dieselbe Zusammenstellung der Begriffe schön und wahr wird auch von Abbt gegeben, doch sieht er das eine als die Folge des anderen an. Das Unbestimmte und Unrichtige muß von den Begriffen erst weggeräumt, Licht und Klarheit verbreitet werden, ehe man das Schöne empfindet: denn „nichts kann schön werden, ehe es nicht wahr ist"[1]). Mit dieser Behauptung zieht er nur die Folgerung der Baumgartenschen Lehre, denn eine Aesthetik, die beanspruchte, eine Art der Erkenntnis zu sein, mußte selbst in dem Schönen Wahrheit verlangen. Die verworrene Erkenntnis, worin die Schönheit zu bestehen schien, war doch in ihrer Art eine wahre Erkenntnis; immerhin blieb sie ein Abbild der Wirklichkeit, wenn auch ein mehr verschwommenes, aus dem die Einheit im Mannigfaltigen — das Kriterium der Schönheit — leise hervorleuchtete. In dieser Uebereinstimmung zwischen Erkenntnis und Wirklichkeit, so unvollständig sie auch sein mochte, lag eben der Wert jener geistigen Kraft, mittels der das Gemüt die Unendlichkeit des All weniger denkmäßig zergliedernd als fühlend erlebte. Das war es ja auch, was für Abbt den Wert des Schönen, seine Bedeutung innerhalb der Gesamtbetätigung des menschlichen Geistes ausmachte: es unterstützte nicht nur, sondern erhöhte sogar noch, verfeinerte, bereicherte das intellektuelle Seelenvermögen, ein Gedanke, auf den er doch wohl unverkennbar mit obigem Ausspruch hinzielt. Neben der Qualifikation des Schönen als Wissenschaft, der Untersuchung seines Geltungsbereiches für die Erkenntnis sieht Abbt aber auch, wo das eigentliche ästhetische Problem liegt, nämlich in der Beschreibung und Darlegung des ästhetischen Empfindens als einer psychologischen Tatsache, einer mehr dynamischen, aktiv-spontanen seelischen Aeußerung, eines affektiven Vorgangs, während bei

1) V. W. IV, S. 55.

den Denkprozessen eher ein anschauend-rezeptives Verhalten der Seele vorliegt. Diese das Schönheitsempfinden ausmachende Gefühlserregung nennt er mit einer der poetisch-ästhetischen Terminologie entlehnten Bezeichnung „Vergnügen", ein Ausdruck, den wir, in mannigfaltigster Variierung, auf verstandesmäßige und künstlerische, meist literarische Genüsse angewandt, in den kritischen Schriften der damaligen Zeit, bei Gottsched, den Schweizern, den Bremer Beiträgern bis hin zu Schiller, der selbst noch vom „Vergnügen an tragischen Gegenständen" spricht, zu ungezählten Malen wiederfinden. So ist auch für Abbt das rein emotionale Erlebnis des Schönen ein Vergnügen, das erwächst etwa „aus der Betrachtung der Schönheit einer Blume, einer Bildsäule"[1]), aus dem Anblick einer Bewegung, aus der „Anschauung" überhaupt[2]). Im Anschluß an Mendelssohn[3]) versucht er dann den eigentlichen Erlebnisverlauf des ästhetischen Vorgangs zu schildern, der drei verschiedene, zeitlich aufeinanderfolgende Momente aufweist: Empfinden, Ueberdenken, Genießen. Unter ersterem versteht er das Bestreben, sich mit anschauenden Begriffen zu erfüllen; beim Ueberdenken stellt man sich die einzelnen Teile deutlich vor und erwägt ihre Verhältnisse und Beziehungen. Beim Genießen richtet man seine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand als Ganzes. Auch Abbt konstatiert bei näherer Beleuchtung des ästhetischen Prozesses „erst Empfindungen und Gefühle, dann Gedanken und Nachsinnen"[4]), und ähnlich ist es auch beim Kunstgenuß und beim Naturempfinden, wie er es an packenden, aus dem Leben gegriffenen Beispielen klarmacht[5]).

Wenn er darin unter anderem — etwa von dem Landschaftsmaler — verlangt, daß er, ehe er die ganze Landschaft entwerfe, erst einzelne Blumen, also Teile des Ganzen, gut zu zeichnen

1) V. W. III, S. 190. 2) Vgl. V. W. IV, S. 48. 3) Vgl. 3. u. 4. Brief über die Empfindungen. 4) V. W. IV, S. 41. 5) Vgl. V. W. V, S. 97 ff.

sich übe, so läßt sich daraus ableiten, was Abbt denn nun als objektives Korrelat zu den schon geschilderten ästhetisch-psychologischen Vorgängen ansieht. Es ist die schon von Mendelssohn definierte zweckgemäße Uebereinstimmung der Teile zu einem Ganzen, die Ordnung und Regelmäßigkeit, worin Home, die Einheit im Mannigfaltigen, worin Hutcheson das Wesen der Schönheit gesehen hatte. Wie bei dem englischen Schönheitsbegriff, liegen auch den Abbtschen Untersuchungen theodizeistische Gedanken zugrunde. „In der großen Schöpfung ist nichts als Eintracht, Stille und Pracht. Keine Laufbahn schlingt sich verwirrt in die andere, und die Weltkugeln kommen nur so nahe, um sich freundschaftlich anzuziehen, nicht um sich ungestüm fortzureißen, der Stärkere den Schwächeren"[1]). Die in ihm ruhende Empfindung, den Sensus communis Shaftesburys[2]), wodurch es ihm möglich wird, den wundervoll klar gefügten Bau des Weltganzen, die Einstimmigkeit all seiner Teile, fast leidenschaftlich aufwallend, voll zu bewundern, nennt er „den Hang der Seele zur ausgedehnten Anschauung"[3]), erkennt somit ausdrücklich einen das Schönheitsbewußtsein bestimmenden emotionalen Faktor des Seelenlebens an. Während Abbt in nur unvollständigen, gelegentlichen Ausführungen über den dunklen Vorgang der ästhetischen Empfindung, bei Formulierung des objektiven Schönheitsbegriffs mehr oder weniger auf den Spuren der Engländer oder Moses Mendelssohns geht, wie er es sogar ausdrücklich versichert[4]), so leistet er etwas Eigenes und Neues, indem er die Anwendung all dessen auf den Betrieb der Wissenschaften, auf Stil und Ausdrucksformen macht. Nur dann sieht er, seinem Gesamtwollen gemäß, all diese Ideen und Bestrebungen mit dem Leben verknüpft, wenn er sie in sein persönliches Arbeiten, sein schriftstellerisches Schaffen überträgt. So feilt er an seinem Stil, sucht Rhythmus in die Worte und klare Anordnung in

---

1) V. W. IV, S. 38. 2) Vgl. L. B., XV. Teil, S. 143. 3) V. W. IV, S. 36. 4) ib. III, S. 58.

seine Gedanken hineinzubringen. Die trockensten, wissenschaftlichen Materien behandelt er mit einer gefälligen Grazie, und die realerbaulichen Schriften, die sonst im dürren Ton der Abhandlung gehalten waren, weisen bei ihm eine erstaunliche Eindringlichkeit, eine neue Wucht der Sprache auf, wie wir sie wieder, machtvoller allerdings sich gestaltend, im Weckruf der Originalgenies, der Stürmer und Dränger spüren. Namentlich hat Abbt versucht, den gesamten Universitätsbetrieb, die Darstellung und Verknüpfung der Wissenschaften unter den Einfluß des Schönen zu stellen, die Rhetorik zu beleben, die Freude am Studium durch die Schönheit seiner Formen zu erhöhen. In Rinteln war er des trockenen Kathederstils, der gelangweilten Professoren- und noch gähnenderen Studentenmienen, die ihn so oft schon angewidert hatten, vollends überdrüssig geworden. Er fühlte, wußte, sah: es muß ein neuer Geist diesen veralteten Schablonen und bleiernen, trägen, in sich selbst versinkenden Persönlichkeiten eingehaucht werden. Nur dann wird die in wissenschaftlicher Kerkerluft vermodernde Vergangenheit wieder neu aufsteigen, in verjüngter Frische erblühen. So lebhaft beschäftigt ihn dieser Gedanke, so dringend sieht er Augen junger, wie er fühlender, nach Freiheit und Anmut lechzender Menschen auf sich gerichtet, daß es ist, als löse aus der Schar der ihn Fragenden sich ein Jüngling, ein Knabe noch heraus, ihn angstvoll anblickend, in seinen Zügen forschend: Kann ich dort Mensch sein, werde ich leben in den Hörsälen des Wissens, wird, was ich an fremden Stoffen in mich aufnehmen muß, nicht tot sein, um mich selber erstarren zu lassen? Die Antwort gibt Abbt in einer schon erwähnten und nach ihrer stilistischen Seite hin kurz charakterisierten Schrift: Vom Einfluß des Schönen auf die strengeren Wissenschaften[1]). Es ist eine Abhandlung, die ihn, wenn auch inhaltlich als Schüler Mendelssohns, so doch durch die dialogisierende, an Plato erinnernde Darstellungsweise der

1) V. W. IV, S. 27—58.

Gedanken zum Nachahmer Shaftesburys stempelt. Er führt in seiner Schrift den schönheitsdurstigen Minervajünger im Geist durch alle Zweige des Wissens, läßt ihn von Stufe zu Stufe sehen, wie es möglich wird, daß all sein Forschen, Lesen, Arbeiten den einen Zweck erfüllt: „die Ordnung, Eintracht, Ebenverhältnisse, Schönheiten recht zu schmecken, zu bewundern, zu lieben"[1]), damit das honestum ac pulchrum, die Verbindung von Tugend und Schönheit, in ihm verwirklicht werde.

Vorzüglich denkt er ihn in dieser Hinsicht an Griechenlands Dichtern und Philosophen zu schulen. „Der Harmonie Vater Homer"[2]) bezaubert ihn, die Musen vermitteln ihm die Empfindung des Schönen, die „schlangenhaarigen Eumeniden" die des Erhabenen[3]), wodurch er das von Shaftesbury und dann von Harris aufgestellte, graduell sich unterscheidende Doppeltum der ästhetischen Eindrücke erlebt. Außer den Dichtern können ihm aber auch die Historiker, „die Maler des Menschengeschlechts"[4]), vollendete Schönheitsformen vorführen, und nicht weniger wird auch die Natur zur Belebung seines ästhetischen Gefühls beitragen. Mag Abbt auch, wie die ganze Mitte des Jahrhunderts, das ihn trägt, von rein gefühlsmäßiger, eng mit dem persönlichen Erleben verknüpfter Naturauffassung weit entfernt sein, so rechnet er unter dem Bilde des jungen Schönheitsanbeters sich doch zu den „dreisten Genies, welche zu der Natur, die ihnen den Rücken zukehrt, leise hinzutreten, um ihr langes Gewand sachte aufzuheben" und denen es, so fährt er in der gleichnisreichen, von Sinnlichkeit getränkten Sprache fort, zuweilen glückt „hie und da etwas von dem Wuchse ihrer Glieder zu entdecken"[5]). Noch aber ist ihm das Beginnen, in Verwirklichung des Theodizeegedankens, nicht frommes Schaun in sich, sondern dient höheren Zwecken, der Anerkennung eines Herrn und Schöpfers aller Dinge, so daß auch ihm wie Shaftesbury durch das

1) V. W. IV, S. 35. 2) ib. IV, S. 30. 3) Vgl. V. W. IV, S. 32. 4) V. W. IV, S. 39. 5) ib. IV, S. 42.

ästhetische Gefühl die religiöse Wahrheit faßbar wird. Doch nicht nur in der Naturwissenschaft, in Poesie und Geschichte bildet sich das Schönheitsempfinden, der gute Geschmack „als das sichere Gefühl der richtigen Proportion in unserer Erkenntnis"[1]) aus. Selbst die strengeren Wissenschaften, die Mathematik und die Metaphysik, können, wenn sie anschaulich vorgetragen werden und ‚das Schöne sich zum Deutlichen gesellt'[2]), Lustgefühle in uns auslösen. Um so größer ist dies Vergnügen, je mehr die Wissenschaften, dem Harmoniebegriff gemäß, sich aneinander anschmiegen, miteinander übereinstimmen, übereinander sich aufbauen. Dies in vollem Umfang zu erfassen, ist allein dem denkenden Schauen des Genies vorbehalten, das in sich selbst durch seine im richtigen Verhältnis miteinander arbeitenden und wirkenden Kräfte den Schönheitsgedanken verkörpert. So muß es auch von den in gleichem Ebenmaß gefügten Außendingen lebhaft angezogen werden. Ueber die Erde hinwegblickend, gewahrt es die Myriaden der Sonnen und Systeme, der Objekte und Ideen; und wenn es auch erst in langsamer Beweisführung zum reinsten Anblick des Schönen und Vollkommenen gelangt, so überschaut es doch, von heiliger Liebesglut entzündet, die Fülle des Seienden wie ein unendlich fein gegliedertes, in allen seinen Teilen harmonisch abgestimmtes Ganze. Mit diesem letzten gewaltigen Ausblick auf die kosmische Totalität aller Dinge ist die höchste Vereinigung von Denken und Schönheit erreicht, das letzte Ziel des Menschengeistes, dem Abbt in gläubig-fieberndem Erwarten zustrebt. So hat er deutlicher, bewußter noch als Mendelssohn, der den Zusammenhang von Schön und Wahr schon ahnen ließ, das Zukunftswort vorausgedacht: „Nur durch das Morgentor des Schönen dringst du in der Erkenntnis Land."

---

1) V. W. IV, S. 46. 2) ib. S. 47.

3. Der politische Denker

Zu sternenweitem Flug erhob Abbts Geist sich, wenn er in selten ihm gegönnten Schauen im Anblick der Schöpfungsharmonie versunken lag. Nur allzu herb aber zerrten ihn die schwer an ihm hängenden Berufsketten wieder in die nebelgeschwollene Alltagsatmosphäre, in Dienst und Arbeit. Nicht bangte ihm vor festem Erdreich, vorm harten Element des Steins, der Menschenhaus und Menschengasse bildet. Er liebt es ja, an schweigende Herdplätze hinzutreten, in Wohnungen zu sein, wo Stimmen laut werden, in Hütten, wo geschafft wird, wo gemeinsam Menschenhand am Werk ist. Doch nicht in Rinteln, nicht in dieser Stadt, die kein selbständiges Bürgertum, keine Geselligkeit hat, die dumpf dahinatmet und in den Gluten neuen Lebens nie sich baden durfte. Was soll er diese Menschen aufsuchen, mit ihnen sich beschäftigen und auseinandersetzen, an ihrer Kleinwelt sich wundreiben? Und doch möchte er Menschen um sich haben, ein wahrer Durst nach Menschenkenntnis brennt schon lange in ihm. Wir sahen, wie er in den Seelen zu lesen sich müht, wie er Triebe bloßlegt, Hüllen sprengt, geheimnisvolles Kräftespiel entdecken möchte. Nicht immer gelingt es ihm. Allzu tief steckt die eben erst entstehende Seelenwissenschaft noch in den Anfängen; so will er denn, wie er selbst einmal sagt, wenn es nicht ihm gegeben sei, den Menschen von innen zu kennen, doch wenigstens untersuchen, was diese seltsamen Dinger von außen geleistet haben. Das sagt ihm die Geschichte; das steht in alten, längst verstaubten Folianten, die aus toten Blättern Leben hervorzaubern, die Länder, Meere, Städte wie auf unermeßlich weite Leinwand bannen, zum Riesengemälde sie formend, Menschen in sie hineinstellend, Herrscher, Sklaven, Könige, Diener, Kriegshelden, Jungfrauen, Greise, Kinder, Mütter: eine zahllose, bald bunt durcheinandergewirbelte, in Blutkämpfen ringende, bald leis in langen Reihen vorwärtsgleitende, bald bauende,

bildende, werktätige Menge. Da sieht er, was der Augenblick, die abseits gelegene Stadt ihm versagte, da empfindet er die Schauer des Geschehens, die er gespürt, als er vom Tod fürs Vaterland zu sprechen wagte. Da wird die enge Kammer des Verbannten weit, schwillt an zu ungeheuren Dimensionen. Die wandbegrenzte Arbeitsstätte öffnet sich, und vielgetönter Ruf dringt in sie ein, den einsam Forschenden mit verwirrendem Klang und seltsamem Stimmengeräusch umhallend. Das, was er hier in Zellenabgeschiedenheit sich lesend herbeischafft, Geschichte, das ist es, was ihn schon von frühester Jugend an zu diesen Büchern riß, was er immer wieder zu erleben trachtete: als Kind, da er Band um Band aus seines Oheims Bibliothek verschlungen, als halber Knabe noch, da er im ersten eigenen Versuch über des Drusus Erscheinung der Väter Wort und Glauben prüft, als Student und Professor, da er in Halle und mehr noch in Frankfurt Geschichte selbst erleben darf, und endlich noch als Verstoßener, als Bürger und Gelehrter von Rinteln, da er, wenn auch nicht auf Ereignisse, so doch auf einen Mann trifft, der Geschichte neu vor ihm aufbaut, ihn in die Urkräfte des Geschehens, ins Volkstum hineinblicken und ihn ganz neue historische Gesichtspunkte finden läßt: sein Freund und Führer Justus Möser.

Alles das muß man sich kurz vergegenwärtigen, um Abbt als Historiker in seiner Rintelner Zeit sich vorstellen zu können. Dazu kommt das mit wahrer Inbrunst betriebene Studium des Livius, des Tacitus, den er sogar textkritisch behandelt[1]), des Sallust, dessen Uebersetzung er plant. Und weiter: die auf ihn einwirkenden, durch Erlebnis und Lektüre von ihm empfundenen Anzeichen einer neuen Geschichtsschreibung, die das Zusammenwirken dreier Ursachen voraussetzte[2]): den Siebenjährigen Krieg, die Anregungen Montesquieus und Voltaires, Humes und Robertsons, die Abbt gelesen hatte, die Kunstgeschichte Winckel-

1) In den Literaturbriefen. 2) Vgl. Hettner III, 2, S. 389. Braunschweig 1864.

manns, der durch Darstellung des organisch gewordenen Lebens in der Kunst auf analoge Gesetzmäßigkeiten innerhalb der geschichtlichen Entwicklung hinwies.

Alles das hatte Abbt in sich aufgenommen, so daß ihm die Geschichte nicht bloßes Tatsachenmaterial überlieferte, sondern ihm ihren Nutzen, Sinn und Zweck, ihre Bedeutung fürs Leben erschloß. Gerade das letztere war ihm schon in früheren Jahren klar geworden, als er, im Anschluß an das Studium der alten Historiker, sich fragte, wie die geschichtliche Ueberlieferung utilitaristisch auszubeuten sei, welchen „Gebrauch" man von ihr machen könne. Geschichte ist ihm eben, wie er selbst es nannte, „Vitae magistra", die ihm, dem Philosophen, eine köstlich gefüllte Schatzkammer aufschließt. Sie läßt ihn sehen, wo die verborgensten Motive der menschlichen Handlungen liegen, erforscht die Grundlage der Temperamente und Charaktere und ihre Einwirkung auf die Umwelt. Auch völkerpsychologisch gibt sie Aufschlüsse über die entgegengesetzten Wirkungen der gleichen Triebfedern, der gleichen Handlungen, die zu verschiedenen Zeiten, bei andersgearteten Sitten und Religionen, unter wechselnden Himmelsstrichen geschehen. Jeder einzelne — so folgert er — muß gleichfalls durch Geschichte sich erziehen lassen: der Laie, der aus der Fülle der Begebenheiten herauslesen soll, was praktischen Wert für ihn hat, der Fürst und Gesetzgeber, der Feldherr und all die Großen, denen die Vergangenheit die Wege zeichnet, der Theologe auch, den hundertjährige Erfahrung lehren soll, wie unheilvoll verheerend Fanatismus wirkt, und endlich noch der Philosoph, dem die Geschichte allen Denkens Eitelkeit und Kleinheit vorführt, ihm zeigend, „wie man in allen Jahrhunderten um Schattenbilder herumgeirrt ist, ohne zuweilen kaum einmal die Wahrheit zu finden"[1]). Ganz besonders hält Abbt biographische Darstellungen zur Verbindung von Geschichte und Leben geeignet, namentlich solche, die wie etwa „Paulis Leben

1) Vom verschiedenen Gebrauch der alten Geschichte, S. 199.

großer Helden aus dem gegenwärtigen Kriege"[1]) die Führer der Gegenwart vor stark persönlich interessierte Leser hinstellen. Sie weisen ihnen mehr den Weg ins eigene Herz als die aus andern Zeiten, unter andern Bedingungen hervorgewachsenen Persönlichkeiten.

Soll die Geschichte aber wirklich Lebensführerin sein, so muß sie, folgert Abbt, in rechter Weise interpretiert werden. Immer wieder wirft er die Frage auf: Wie muß Geschichte geschrieben, dargestellt, wie sie vorgeführt, erklärt werden? Antwort geben ihm einerseits Lucians Werkchen über Geschichtsschreibung, andererseits die großen Historiker, Hume, Voltaire und Montesquieu, in deren Schreibart er sich tief hineingelesen hat. Lucian, dem er übrigens eine Literaturbriefrezension[2]) widmet, lehrt ihn die erste Bedingung des Geschichtsschreibers: Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit, gründliche Sachkenntnis und ein trotzdem unbefangenes Eigenurteil des Autors, dessen Selbständigkeit, wie Abbt hinzufügt, vor allem auf der nach geographischen Gesichtspunkten zu ordnenden Zusammenstellung der Begebenheiten beruht. Hinsichtlich des Stils dringt Abbt vor allem auf Klarheit und Einfachheit, auf eine dem Stoff und der Zeit stets angemessene Schreibweise, so daß ein Tacitus „starke braune Farbe", ein Livius aber „brennendes Rot"[3]) auftragen muß. Jede Materie fordert eben die ihr zugehörige Einkleidung. Schlicht und ungekünstelt sei des Biographen Sprache, der mit markantem Pinselstrich eine scharf ins Charakterische gehende Bildnisstudie auszuführen hat, nicht wie Pauli bloß Einzelheiten, Nebensächlichkeiten geben darf, die doch — das verkennt Abbt —, mit den Wesensgrundzügen vereint zutage gefördert, erst die volle, lebenswirkliche Auferstehung der Persönlichkeit ermöglichen. Mit Abbts biographischem Interesse hängt auch seine Liebhaberei für kurze, knappe Darstellungen aus Teilgebieten der Geschichte zusammen, Wiedergaben kleinerer, aber merkwürdiger Begebenheiten, novel-

1) L. B. X, S. 207—244. 2) ib. XX, S. 25—48. 3) ib. X, S. 213.

listisch gesehener Zeitausschnitte, die, wenn auch erst im Ganzen des Geschehens ihren tiefsten Sinn tragend, doch schon, für sich genommen, dem einfachen Mann, dem ungebildeten Leser, der die größeren Zusammenhänge nicht zu wissen braucht, nützlichere Lebenswerte, verständnisvoller erfaßte Historie bieten als umfangreiche Kompendien, wissenschaftlich exakte Lehrbücher.

Ihn selbst aber, den historischen Kritiker und werdenden Historiker, müssen auch solche Werke beschäftigen, Riesenmonumente wie Gatterers[1]) damals erscheinende Bibliothek oder ausländische, quantitativ geringere, qualitativ um so bedeutendere Leistungen: die Humes und Voltaires. Sie sind ihm, nächst seinen Lieblingshistorikern, den Alten, die ergiebigsten Fundgruben für Gedanken zur Geschichtsdarstellung geworden. Sie zeigen ihm, daß es mehr auf die inneren Zustände eines Staates, auf Sitte, Gesellschaft, Bildung, auf das Ineinanderwirken all dieser Faktoren zu einem einheitlichen Ganzen ankommt als auf die einfach-nackte Schilderung der Tatsachen. Voltaire vor allem hat ihn, wie er sich ausdrückt, die Logik der Geschichte gelehrt: den Begriff des historischen Pragmatismus. Eingehend entwickelt ihn Abbt in seiner Kritik von Harenbergs Geschichte der Jesuiten[2]), in der er ausführt, daß nur derjenige pragmatisch schreibe, der die innerlich zusammengehörigen Ereignisse verbindet, die wichtigsten Triebfedern alles Tuns entdeckt und zeigt, wie man bei gegebenen Regierungsformen, Charakteren und bei gegebenem Verhältnis anderer gegenwirkender Staaten genau bestimmen könne, welche Veränderungen für den Staat erfolgen. Vertieft und zugleich kondensiert werden diese Gedanken in seinem Aufsatz: Vom Vortrag der Geschichte[3]), in dem er für die geschichtliche Darstellung die dreifache Kombination von Masse, Zeit und Raum fordert. Masse: der Stoff muß so vorgetragen werden, daß Ursache und Wirkung aneinanderhängen; man muß verdeutlichen, daß der einzelne Held gleichsam als die höhere Ordnung

1) Vgl. S. 195. 2) L. B. IX, S. 97—130. 3) V. W. VI, S. 120—124.

eines Staates, als Vorsehung erscheint, die das Geschick des einzelnen in Händen hält. Zeit: man muß empfinden, wie die wechselnden Epochen sich gegenseitig zeugen, „auseinanderfolgen"[1]). Raum: je umfangreicher er ist, um so kürzer muß die auszuwählende Zeitspanne sein.

Neben diesen theoretischen Ausführungen Abbts sind seine eigenen historischen Versuche, meist Auszüge aus größeren Werken, die nicht in seine Rintelner Schaffensperiode hineingehören, recht unvollkommen. So wenig scheinen sie demselben Geist entsprossen, der bei Voltaire „die Kunst zu denken" bewundert, daß ihre Besprechung nicht in diesen Zusammenhang hineingehört, zumal sie aus neuer Berufslage, geänderter, wissenschaftlicher Einstellung hervorgegangen sind[2])!

Daß Abbt als Geschichtsschreiber nichts Wesentliches vollbracht hat, ist als erstem Herder zum Bewußtsein gekommen[3]), der dennoch seiner theoretischen Forderung von der Logik der Geschichtsdarstellung zustimmt.

Auch er, von Abbt zunächst beeinflußt, verlangt von den Geschichtsschreibern, daß sie „bei dem Erzählen auch denken", daß „die Philosophie von der Geschichte geführt und die Geschichte durch Philosophie belebt wird"[4]), aber mehr noch als Abbt, tiefgründiger erkennt er die geheimsten, fast nur mystisch zu erfassenden Verbindungsfäden der Begebenheiten, die weder Logiker noch Philosoph, sondern nur der entdecken kann, der Geschichtsschreiber, „Schöpfer, Genie, Maler und Künstler"[5]) zugleich ist. Nur weil er selbst das war, weil seelisches Tastvermögen ihn die Dinge ahnen ließ, konnte er Abbts Urteil über die Kreuzzüge „als ra-

---

1) V. W. VI, S. 121. 2) Wenn ich Abbts Arbeiten in diesem Abschnitt unter den Gesichtspunkt des Historischen gestellt habe, so bezog sich das, wie aus der ganzen Einführung schon erhellt, auf seine historischen Studien, auf seine kritisch-historische Tätigkeit. Nur in diesem Sinn ist er Historiker, Geschichtsliebhaber. 3) Lb. I, S. 202. 4) S. W. S. XXXII, S. 18ff. 5) ib. IV, S. 202.

sende Unternehmungen, die Europa entvölkerten und Asien verhaßt gemacht haben"[1]), umdeuten in eine Auffassung des auch ihm noch dunklen Mittelalters als „Werkzeug im Kreislauf", als Zeit latenter Kraftentfaltung, als Regenerationskur der Menschheit, die in der alten Welt Genüssen und Reichtümern erschlafft war. Er dringt bis ins innerste Heiligtum des Vorsehungstempels, den er zum erstenmal in Winckelmanns Kunstgeschichte als „Lehrgebäude" geschaut hatte. So wollte auch Abbt die nur gegebene Materie von historischer Schöpferhand in reich gegliedertes Gebild verwandelt wissen, doch übersah er dabei, daß solches Werk nicht mehr einfache „plane" Geschichte ist, wie Herder meint, der — Abbts Gedanken lesend — auf die nicht unbedeutenden Fehler der pragmatischen Geschichtsschreibung hinweist, die „gefährlicher sei, je pragmatischer sie ist", da nur die „Data und Facta" die Geschichte wahrscheinlich machen; und streng rügt er die „Ausartung der Historie, die anfange, Vernünftelei oder gar System ohne historische Grundlage zu sein"[2]). Es scheint ihm schließlich besser, Geschichte und Lehrgebäude getrennt zu behandeln; der Verfasser soll angeben, was er als Geschichte geschöpft und was er als Lehrgebäude hinzugedacht habe. Damit hat Herder, wenn auch in etwas gewaltsamer Zerschneidung, die unter den Händen der Geschichtslogiker zu rationalistischen Formeln sich kristallisierenden lebendigen Urströme des Geschehens aus ihrer Erstarrung gerettet, so daß sie ungedämmt dahinfluten konnten. Ist für Abbt noch der Pragmatismus aller historischen Weisheit letzter Schluß, so verwirft ihn Herder ganz besonders in bezug auf eine an Mösers Unternehmen erinnernde, noch zu schaffende „Deutsche Reichsgeschichte"[3]), die deshalb nicht pragmatisch sein dürfe, weil das Deutsche Reich noch keinen Ueberblick, noch keine gesetzmäßige Anordnung der Begebenheiten ermögliche. Vollends aber läßt Herder die anfänglich so sorgsam

1) V. W. II, 2, S. 20. 2) S. W. S. IV, S. 202. 3) ib. III, S. 462.

aufgesuchten historischen Spuren Abbts hinter sich, wenn er in seinen genial geschauten, rhapsodisch entworfenen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" alle Völker und Zeiten, ihre Ursprünge, Verbindungen, die geheimsten, aus Umwelt und Psyche sich formenden Wurzeln ihres Wesens in visionär gespanntem Blick erschaut, der nirgends Abschluß, nirgends Sondersein und Eigenwert erkennt (wie die über alles Vergangene weit hinausgewachsen sich dünkende aufgeklärte Gegenwart es wohlgefällig in sich erlebte), der nur ein Ganzes, einen grenzlos weiten Kosmos seherisch umfängt, ein Weltall, das nicht ziellos, steuerlos durch Sphärenunendlichkeit rauscht, sondern geleitet wird von einer planvoll wirkenden Macht, die alle Formen des Lebens, alle Organe und Stoffe zu immer sublimierteren Gestaltungen verfeinert, die der Menschheit auch nach innen Wege eingibt, tausendfältige Pfade zu einem Ziel, das ihrer ureigensten Natur entspricht, zu ihrem vollkommensten Edeltum, der Humanität. Von diesem Gedanken aus, der letzten und vornehmsten Konsequenz der um die Mitte des Jahrhunderts in Deutschland sich regenden Menschheitsbeglückung, läßt sich eine rückläufige Linie zu Abbts politischer Stellungnahme ziehen, die ihn sich unmittelbar mit dem Menschen seiner Zeit beschäftigen läßt, und nicht durch das Medium des Buches, der Geschichte, ihm seine Pflichten weist. Doch nicht wie Herder sieht er den Menschen bloß als solchen. Er reiht ihn ein in staatlichen Zusammenhang, prägt ihm den Stempel der nationalen Gemeinschaftszugehörigkeit auf. In drei konzentrischen Kreisen schlingen sich um den einzelnen die großen Linien der politischen Gesamtkomplexe: Vaterstadt, Preußen und Deutschland. Mit allen dreien setzt Abbt auf besondere Weise sich auseinander. Die umfassendste dieser Einheiten, Deutschland, erkennt er erst als solche durch Mösers Bemühungen, sie wiederherzustellen, d. h. ihre geschichtliche Entwicklung aufzuweisen. Abbt hält zwar, im Gegensatz zu Möser, die Trennung der deutschen Staaten in einen

katholischen Süden und einen protestantischen Norden für unüberbrückbar und macht aus diesem niemals aufzuhebenden Gegensatz ein politisches Dogma, das in seiner Abneigung gegen den Katholizismus, namentlich gegen das aus ihm resultierende, zur Entvölkerung führende Zölibat, und in der dem Katholizismus gleichfalls entspringenden Unfreiheit des Geistes, wodurch die besten intellektuellen Kräfte gebunden seien, seinen tiefsten Grund hat. Nie ist ihm — so vorurteilsfrei er sich zu denken bestrebte — auch nur der leiseste Antrieb geworden, über Sinn und Bedeutung der dem Katholizismus entsprossenen, die mütterlich tiefe Weisheit und Menschenkenntnis der Kirche verratenden Gebräuche und Einrichtungen nachzudenken, sich zurückzuversetzen in Zeiten starker, von sieghaftem Vertrauen getragener katholischer Gläubigkeit, da Kräfte wirksam waren, die trotz Zölibat und Jungfrauschaft die Menschen ganz Europas in glühendster Aktivität hielten, Kräfte, die durch die geistige Vorherrschaft des protestantischen Deutschlands nun schon seit mehr als zwei Jahrhunderten in Lähmung lagen und die zu wecken, neu sich zu befruchten erst der Romantik vorbehalten wurde. Der geradezu leidenschaftliche Haß Abbts gegen alles Katholische, Süddeutsche, Mittelalterliche warf eine Kluft auf zwischen ihm und Möser, die nie geschlossen ward. Für Abbt war die eigene Entbindung, die Selbstbefreiung aus des Lebens Enge, die sich in Möser schon längst vollzogen hatte, die ihm erblich schon mit verliehen war, noch viel zu dringende, bitter notwendige Aufgabe, um dieser anderen, größeren, die ganze deutsche Zukunft tragenden schon Platz machen zu können. So nahm er von Möser nur einen Gedanken: die Notwendigkeit politischer Bildung, politischen Geistes, dessen Mangel beide, sowohl Möser als Abbt, auf die Verfassung des Reiches, die Einteilung in Territorien, auf die Sonderinteressen der einzelnen, vom Ganzen losgelösten Gebiete zurückgeführt hatten. Trotz gründlichster Erfassung dieser Miß-

stände ist Abbt nicht im geringsten bemüht gewesen, sie zu beseitigen. Seine ganze Teilnahme gehört fast ausschließlich dem preußischen Staat. Innerhalb dieser Grenze kreisen seine ganzen politischen Ideen, die, wie die der meisten seiner Zeitgenossen, noch von der herrschenden Staatsanschauung des aufgeklärten Despotismus abhingen. Eigentlich dreht sich Abbts ganze politische Haltung einzig um die in Wort und Schrift von ihm verehrte Persönlichkeit Friedrichs des Großen, der durch seine Reformen so weit seine Zeit überholt hatte, daß politische Agitationen von schriftstellerischer Seite aus als gänzlich überflüssig erschienen. Abbt beschränkte sich daher darauf, in Preußen das Muster aller deutschen Staaten zu sehen, das monarchische Verfassungsideal, wie schon erwähnt[1]), gegenüber dem republikanischen zu bevorzugen, oder wenigstens doch mit ihm gleichzustellen, den Zusammenhang zwischen Mensch und Bürger, die gegenseitigen Pflichten von Fürst und Untertan herauszuarbeiten. Des Königs Bild und Meinung wird ihm Norm für alles. So fällt er scharfen Tadel gegen Fr. K. von Moser[2]), der, den frömmelnden Neigungen seines Vaters folgend, in seinem Buch: „Der Herr und der Diener" die Irreligiosität Friedrichs des Großen angriff. Abbt stellt dagegen den Satz auf, daß das Christentum allein den Fürsten noch nicht gut mache, will aber damit nicht sagen, daß der Anschluß an eine bestimmte Religionspartei auch den Untertanen als gleichgültig erscheinen dürfe. Preußen soll, wenn nicht auf kirchlicher, so doch auf rationalistisch-protestantischer Grundlage das Muster eines Wohlfahrtsstaates werden. Herr und Diener sollen vom uneigennützigsten, aufopferndsten Streben nach gegenseitiger Anpassung und tatkräftiger Unterstützung im Handeln durchdrungen sein. Er bedauert es, daß, obwohl in andern Ländern, namentlich in der Schweiz von besonderen patriotischen Gesellschaften die Hebung politischer Interessen betrieben wurde, in Preußen dieses ganze Gebiet noch so brach liegt. Und

1) Vgl. S. 57. 2) L. B., XI. Teil, S. 30—31.

da es ihn drängt, selbst praktisch, wenigstens anregend zu wirken, fordert er für Preußen eine Wochenschrift: Der Bürger, durch die an Stelle des „Verstandes und Witzes" endlich auch einmal der Wille, die Tatkraft, geweckt und die Nutzbarmachung philosophischer Wahrheiten für das Staatsleben ermöglicht werden soll. Wenn er es auch für gut hält, die Untertanen glauben zu lassen, daß ihr eigenes Land hinsichtlich „seiner Eigenschaften, Lage und Bestimmung"[1]) das beste sei, so möchte er doch seinen Landsleuten einen „Bürgerkatechismus" vorlegen, der sie mittels schlichter, sokratischer Lehrart in die Politik einführe. Kenntnis der Staatsverfassung, Einsicht in die Natur der bürgerlichen Gesellschaften — sogenannte „politische Philosophie" — verlangt er von jedem Gebildeten, vorausgesetzt, daß er nicht Professor an einer Universität ist[2]). Mit dieser sich selbst ironisierenden, traurig-sarkastischen Schlußwendung zeigt Abbt sich wieder so, wie er am Anfang dieses Abschnitts uns erschien: ein Stubendasein führend, Bücher lesend, von Welt und Wirklichkeit nichts wissend, ausgeschlossen, für den Augenblick wenigstens, von den Quellbächen des Lebens. Schon sah er sie aus frischem Erdreich schäumen, bog hin zu ihren sprudelnden Wassern den dürren Leib; da riß man ihn in Wüsten voll Sandflächen, in ausgetrocknete, oasenarme Gegend. Er möchte Kraft und Licht dem unfruchtbaren Boden einhauchen, belebt sich die endlose Oede mit dem aus tausend buntschillernden Fäden gewobenen Phantasiegebilde der Fata Morgana, die ihm Zukunftsschaffen, Neuland vorgaukelt. Und wenn er schreit nach Büchern, die das Volk belehren, nach Wochenschriften und Bürgerkatechismen, so ist das wie ein Ruf ans eigne Ich, das nicht schreiben, sondern sprechen oder beides zugleich will, beides, um Menschheit und Geschichte zu erleben. Noch aber ist die Stunde fern. Und wenn das Warten gar zu lang ihm scheint, wenn das den Geschichtswerken entquillende Leben ihm seines bloßen S c h e i n t u m s wegen doppelt

1) V. W. IV, S. 177 ff. 2) L. B. XV, S. 70.

unerträglich ist, dann greift er zu anderem Lesestoff, der sich in wachsender Fülle auf seinem Schreibtisch anstapelt, zu frisch gebundenen, sauber ihn anlächelnden Broschüren, die Freundeshände aus Berlin ihm zuschicken.

4. Der Literat und seine Wirkung auf Herder

Die eben erwähnten, in Abbts Studierzimmer liegenden Bücherpakete aus der Hauptstadt, die Nicolai und Mendelssohn ihm zugehen lassen, bilden den Brennpunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit in Rinteln. In fiebernder Ungeduld empfängt er sie, schnürt er sie los; und schon im nächsten Augenblick ist alles um ihn her vergessen. Da sitzt er, vertieft zunächst in das den besonderen Zweck der Sendung erklärende Begleitschreiben der Freunde, um dann, durch ihren Wunsch, ihr Urteil angeregt, die beigefügten literarischen Neuerscheinungen zu lesen, sich in sie einzufühlen, sie wertend abzuschätzen. Wie freut er sich, auf diese Weise nicht fern zu sein vom jüngsten Schrifttum seiner Zeit! Es ist ihm, als hocke er in irgendeinem Winkel der Nicolaischen Buchhandlung, gebeugt über Stöße von Zeitschriften, über unaufgeschnittene Bände aller Art, in die er, nach flüchtigem, erst nur neugierigem, dann aber plötzlich sein Interesse weckendem Durchblättern sich bald mit heißem Kopf und brennenden Augen hineinbohrte, um stundenlang nicht von der Arbeit aufzustehn. Und wenn er dann, von Neueindrücken voll, nach Hause gekommen war, so hatte er alles, was er lesend erlebte, in Briefform zu Papier gebracht und andern Tags den Freunden übergeben, die es, nicht ohne ein paar Umänderungen und Ausbesserungen daran vorzunehmen, zum verabredeten Zeitpunkt, wohlversehen mit dem Zeichen B, als Literaturbrief in die Oeffentlichkeit brachten. So hat Abbt schon in Berlin einen guten Teil Rezensionen verfaßt. In Rinteln wird er aber weiter von den Freunden angespannt, mit immer neuem Material versehen,

um kritische Lieferungen zurücksenden zu können. Oft kommt ihm diese Arbeit in tausend andere Beschäftigungen hinein. Kollegs müssen entworfen, größere Werke historischen und philosophischen Inhalts studiert werden. Und doch ist es ihm nie zu viel, der Freunde Bitten nachzukommen, selbst wenn sie ungestüm von ihm die Antwort fordern, so daß er oft nicht weiß, wie alles bewältigt werden soll. Trotz seiner ihn manchmal geradezu erdrückenden Tätigkeit stürzt er sich mit Feuereifer auf die Literaturbriefe, die in der Einsamkeit von Rinteln seine liebste Beschäftigung, seine angenehmste Unterhaltung ausmachen. Er stellt sie höher als alle andern, namentlich auch die auswärtigen Journale[1]). Er drängt die Freunde, sie ihm nur rechtzeitig zu senden und beklagt sich, daß er — an einer Seitenstraße des Verkehrs liegend — manche Briefe erst später als halb Deutschland in die Hände bekomme[2]). Am Fortgang der Briefe, ihrer Wirkung auf die Leser nimmt er trotz seiner Abgeschiedenheit einen nie sich vermindernden Anteil. Es entsetzt ihn, eines Tages ein Verbot über sie ausgesprochen zu sehen[3]), um so freudiger begrüßt er später (1763) ihr erneutes Aufleben, ahnt aber, daß es „die letzte Lichtflamme ist, die auffährt, um zu verlöschen"[4]), denn er weiß es, wie Mendelssohn ihm schreibt, warum alle Welt über die Verwegenen herfällt, die sich erkühnen, mehr zu sein, als die von einem an Originalgeist und Kunstverständnis armen Publikum zu kahlen Auszügen und unschmackhaften Komplimenten verdammten Kunstrichter Deutschlands, dem es, was das Schrifttum betrifft, eben an nichts so sehr fehlt, wie an gebildeten Lesern und namentlich auch an einer „Hauptstadt in Sachen des guten Geschmacks"[5]). Selbst als er, von Rinteln aus in die Schweiz reisend, seine gesamte schriftstellerische Tätigkeit sozusagen niederlegt und auch nicht mehr für die Literaturbriefe arbeiten kann, erkundigt er sich immer wieder nach ihrem augen-

1) V. W. VI, S. 4. 2) ib. III, S. 296. 3) ib. III, S. 57. 4) ib. III, S. 136. 5) L. B. XV, S. 57.

blicklichen Zustand, muß aber bald nach seiner Zurückkunft von Mendelssohn erfahren, daß sie „einen schwachen Atem ziehen"[1]) und überlegt brieflich mit den Freunden, wie sie sich wenigstens würdig vom Publikum verabschieden können. „Die Briefe haben Aufsehen genug gemacht," meint er, „wir sind genug angegriffen, genug beschuldigt worden, das Ernsthafte im letzten Augenblick kann uns nicht übel kleiden, wir mögen uns nennen oder nicht. Ich bin noch fürs erstere"[2]). Er scheut sich also nicht, die eigene Leistung keck ans Licht zu rücken, die Anonymität zu brechen; denn Mut hat er, sich selbst zu bekennen.

Da er sich selten in solchem Maße seines Wertes bewußt gewesen ist wie als Mitarbeiter der Briefe, erscheint es von Wichtigkeit, in sorgfältiger Abwägung seines Könnens den eigensten Geisteskern Abbts aus der Gesamtfrucht des von Lessing begründeten Unternehmens herauszuschälen und namentlich zu zeigen, wie die von ihm als Lessings Nachfolger neu eingeschlagenen Wege und weiterführenden Gedanken auf Herder, den eben neu am kritischen Horizont auftauchenden Stern, gewirkt haben. —

Mit wahrhaft genialem Anpassungsvermögen verstand Abbt es, in die lebendige, von Lessing geschaffene Form der Briefe seine Gedanken einzugießen. Seine große Belesenheit, seine mannigfaltigen philosophischen, historischen und allgemeinwissenschaftlichen Kenntnisse befähigten ihn, die Literatur der Zeit zu überschauen, Echtes von Falschem zu sondern, um so mit seinen Führern und allen, die ihnen, wenn auch weniger erfolgreich, vorangegangen waren, auf die beiden Hauptziele der deutschen Kritiker, die schon seit Opitz' Zeiten erstrebt wurden, loszusteuern: ein nationales Schrifttum auf der Grundlage einer echt deutschen Sprache zu schaffen, eine Literatur, die zugleich einheimisch und allen verständlich war. Um an diesem Werk mitarbeiten zu können, legt er sich immer wieder die Frage vor: Wie steht es um das geistige Leben in Deutschland? Was will unsere Litera-

1) V. W. III, S. 153. 2) ib. III, S. 311.

tur? Was leisten unsere Schriftsteller? Wie stellen sie sich zu unserem Publikum? Was für Ideale haben wir hinsichtlich der schönen Künste? In einem unermüdlichen Hin und Her der Meinungen suchen er und seine Freunde diesen Dingen auf den Grund zu gehen; in seinem Briefwechsel schon tritt Abbt uns als ein Literaturkritiker entgegen, der nicht in festgefügten Worten und mit architektonischer Klarheit seine Gedanken entwickelt und Theorien aufstellt wie Lessing oder Winckelmann, sondern die vom Augenblick geborenen Ideen schriftlich fixiert, ohne einen bestimmten Faden einzuhalten. In seiner Natur ist ein Zug zum Sprunghaften, Wechselnden, Fragmentarischen. Es drängt ihn nicht, zum Abschluß zu kommen. Das Anschneiden der Fragen, das bloße Aufwerfen der Probleme ist seine Art. Diese Fähigkeit machte ihn zum Kritiker geeignet. Die Berliner Literaten erkannten das und stellten ihn in ihre Reihen, ohne allerdings zu ahnen, daß er unbewußt andere Wege ging als sie. Ihnen war der Hang zum Begrifflichen eigen, zu derjenigen Denk- und Urteilsart, die schlechthin mit künstlerischem Idealismus bezeichnet werden kann. In starrer Strenge stellte Lessing ein apriorisches Kunstideal auf, dem alles historisch Gegebene, unmittelbar Gewordene untergeordnet wurde. Er nährte sich nicht an dem lebendigen Schönheitswillen seiner Zeit, sondern bildete sich unabänderliche Formen, Begriffe, Systeme, in die er die konkrete Einzelerscheinung einpreßte, indem er unbarmherzig, wenn auch mit sicherem Urteil und schneidender Schärfe des Verstandes, das Falsche vom Echten, das Unvollkommene vom Schönen trennte. Die irrtümliche Vorstellung eines künstlerischen Ideals teilten mit ihm seine kritisch literarischen Freunde Mendelssohn und Nicolai, wodurch sie befähigt wurden, sich gleich einen festen Standpunkt gegenüber den herrschenden Parteien der Gottschedianer und der Schweizer zu sichern. Mendelssohn verfuhr aber in der zunächst an Lessing gebildeten Kritik viel nachsichtiger. Es war ihm nicht bloß darum

zu tun, die Differenzen zwischen Ideal und Erscheinung aufzuweisen, alles Nebensächliche auszuscheiden, um den absoluten Wert eines Kunstwerks feststellen zu können. Er versenkte sich vielmehr liebevoll in die Absichten des Schriftstellers, lauschte ihm seine Eigenschaften ab und gab ein vollständiges, abgerundetes Bild des Ganzen. Im Gegensatz zu Lessings negativen Ergebnissen erzielte er meist positive. Nähere Verwandtschaft mit Mendelssohn zeigte Abbt. Auch er wollte in den Geist des Autors eindringen. Er ging aber noch weiter, indem er die ganze kritische Tätigkeit vom Schreibtisch des Gelehrten loszulösen versuchte. Er wollte auch der Menge ein Kunsterzeugnis begreiflich machen. Mendelssohn strebte nur nach Klarheit, mit sich, für sich. Abbt fragt auch, für welches Publikum eine Schrift verfaßt sei. Darum legt er Wert auf die Ausdrucksmittel, die Darstellungsweise. Er verlangt für die verschiedenen Materien auch besondere Stilarten. Drum gibt er zu Beginn der Rezensionen, ehe er auf den Inhalt des Werkes eingeht, oft breite Ausführungen über den Stil des Verfassers[1]). Auf seine eigene Darstellung legt er aber nicht minder großen Wert. Sie soll den Leser anregen, ihn möglichst ungezwungen zur Sache führen. Nach Art der Franzosen ist seine Kritik mehr Plauderei als Belehrung. Er dialogisiert[2]) mit dem Autor des besprochenen Werkes, dem er sich dramatisch gegenüberstellt. Oft ist die ganze Rezension in das lose Gewand der Satire eingekleidet, so daß er einen spöttisch überlegenen Ton, ähnlich wie den Lessings, findet. Mit Mendelssohn ist ihm das selbstlose Eingehen auf die Ideen des Schriftstellers gemein. Er untersucht seine Methode, seine Einteilung, seine Gedankenverbindung; er fürchtet die Unbiegsamkeit des Geistes, die ihn hindern könnte, sich in die Gedanken anderer hineinzuversetzen. Gleichzeitig aber bemerkt er, „daß jemand, der allzu nachgebend und demütig gegen anderer Ge-

1) Vgl. L. B. XI, S. 3 ff. 2) L. B. XIII, S. 87 ff.

danken wäre, der Wahrheit Rechten schaden würde"[1]). Diese Wahrheit stellt er aber nicht von vornherein den Ansichten des Schriftstellers entgegen, sondern läßt ihn ruhig zu Worte kommen, um erst nachträglich seine eigene Meinung zu äußern. Allerdings kommt er dabei selten oder fast nie zu einem abschließenden Resultat. Eine eigentlich produktive Kritik muß man ihm absprechen; er gibt, wie er selbst sagt, nur einzelne Anregungen: „Unsere Briefe können nicht Abhandlungen werden: Entwürfe, Aussichten, Gedanken, die in einer gewissen Folge stehen, aber sehr viele dazwischen erfordern. Das ist alles, was wir ausgeben können"[2]). Meist schickt Abbt der eigentlichen Kritik eine Untersuchung über die Gattung des betreffenden Kunstwerkes voraus, deren Begriff er aber nicht in abstrakter Definition, sondern empirisch entwickelt, indem er möglichst viele, historisch gewordene Formen als Vergleichsmaterial heranzieht, um ähnliche Erscheinungen gegeneinander abwägen und dann zur Einzelbeurteilung übergehen zu können. Sein ganzes Urteil fußt auf ausgedehntester Lektüre, auf reichen literarischen Erfahrungen, die einen guten Ueberblick ermöglichen und das einzelne Kunstwerk in die Gesamtleistung des Zeitalters einfügen. Daß er nicht selten ganz unbedeutende Schriften kritisiert, ist aus dem Zustande der damaligen Literatur heraus zu erklären, die neben wenigen guten Leistungen unendlich viel Minderwertiges, Flaches und Seichtes hervorbrachte. Abbt ist sich der Unverbesserlichkeit gewisser Autoren wohl bewußt; dennoch kritisiert er sie, um wenigstens die Leser über ihren schlechten Geschmack aufzuklären, Leser, denen er kein Urteil, sondern nur einen Auszug, besser eine Auslese der besonders unfruchtbaren Stellen vorführt. Am liebsten und schärfsten rezensiert er solche Werke, bei denen er auf die Besserung des Schriftstellers Aussicht hat[3]). Durchweg aber sucht er mehr nach den tiefer liegenden Schönheiten eines Buches als

1) L. B. XVII, S. 108. 2) ib. XVI, S. 135. 3) ib. XIX, S. 4.

nach dem Stroh auf der Oberfläche[1]). So hat er im Vergleich zu Lessing eine menschlichere Kritik geübt; obwohl er sich äußerlich den Ton des Meisters, so gut er konnte, anzueignen suchte[2]). Doch ist er durch die Gesamtdarstellung, die einfache, zu Herzen gehende Sprache, durch ruhiges Versenken in den Schriftsteller und nicht zum mindesten durch die Wahl der zu kritisierenden Stoffe überhaupt in viel engere Beziehung getreten zum Leserkreis der schlichten Masse, der sogenannten Ungelehrten und doch für echte Menschenweisheit lebhaft Interessierten. Er zeigte, wie Literatur und Volk in Verbindung zu bringen seien. Er zeigte es vor allem einem, der gleichfalls aus der Enge des Schulsystems und der Kathederweisheit sich in die Weite des Lebens, in rastlose, aktive Daseinsweise hineinbegab, der den ihm geistesverwandten Abbt in seinen Schriften aufsuchte und mit ihm plauderte, der, die eigenen Gedanken an den Worten des anderen wie Perlen an schimmernden Fäden entlang gleiten ließ: Herder, der, über den Literaturbriefen sitzend, sie ausziehend, erweiternd, in vielfach wechselndem Ueberarbeiten zu einem eigenen kritisch-ästhetischen Werk, den Fragmenten, kommt. Während Lessing ihn geradezu zum Widerspruch reizt, Mendelssohn ihn

1) L. B. XV, S. 163. 2) Weniger fruchtbar als für die Literaturbriefe sind seine kritischen Leistungen für die Allgemeine Deutsche Bibliothek geworden, an der er seit ihrem Erscheinen im Jahre 1765 mitarbeitete. In den Rezensionen, die er in den beiden ersten Bänden dieser Zeitschrift erscheinen ließ, gibt er meist Inhaltsangaben, ohne sich besonders mit dem Autor auseinanderzusetzen. Das ganze Unternehmen der Bibliothek, das als Ersatz für die eingegangenen Literaturbriefe gedacht war, interessierte ihn nicht, schon deshalb, weil er durch seinen Aufenthalt in Bückeburg den Berliner Freunden und ihren Bestrebungen ferner gerückt war, besonders aber stieß ihn der Gedanke ab, „daß die Theologie darin die Oberhand hat". V. W. III, S. 367. Da die Deutsche Bibliothek nicht nur den Zweck hatte, über schönwissenschaftliche Erzeugnisse, sondern über die gesamte deutsche Literatur zu urteilen, zeigte es sich, daß die weitaus größte Anzahl aller Neuerscheinungen ins theologische Gebiet gehörte, dem Abbt sich ganz und gar entfremdet fühlte.

schon mit einer gewissen Hochachtung erfüllt, behandelt er Abbt, zu dem er sofort ein persönliches Verhältnis findet, wie einen gleichgesinnten, gleichringenden Gefährten, dessen Meinung er, ganz ungezwungen, ganz kameradschaftlich, bald verficht oder bekämpft, bald mit den eigenen Ideen verknüpft und in neue, aussichtsreichere Bahnen einlenkt. Schon in der ganzen Art der Kritik läßt er sich von Abbt beeinflussen, indem er sie, wie jener, auf empirische Beobachtung gründet. Das aber, was bei Abbt nur wie im Keim vorhanden ist, die historische Grundlage, hat Herder erst weiterentwickelt. Mit kühnem Blick umspannt er Zeiten, Völker, Werke. Die Einzelerscheinung wird in noch vielseitigere Beleuchtung gerückt als bei Abbt. Wenn dieser das Kunstwerk schon in seiner Individualität, abgetrennt von Vorbildern und Mustern erfaßt hatte, so geht Herder, psychologisch interessiert, noch weiter und fragt nach dem Erlebnis des Künstlers, nach dem werdenden, neben dem gewordenen Werk, denn er will „nicht Bücher, sondern den Geist beurteilen", nicht „ihr System, sondern ihr Urbild verbessern und Ideen in ihre Quelle zurücklenken"[1]). Deshalb wird das, gefühlsmäßig diesen Geist erfassende, unbewußte, kritische Richtertum des „Lesers von Empfindung und Geschmack"[2]) dem mit Vorbedacht geübten und viel zu abstrakten kritischen Urteil als wertvoller fast entgegengehalten. Der eigentliche Kunstrichter aber wird nur dann seine Aufgaben erfüllen, wenn er nach den drei schon in Abbts Kritik beobachteten und Autor, sowie Leser betreffenden Gesichtspunkten „zu prüfen, zu lehren, zu bessern"[3]) vorgeht. Das „Corrige sodes"[4]) wird schließlich zur Hauptaufgabe des Kritikers gemacht. Daher soll auch dem mittelmäßigen Verfasser eine liebevolle, gerechte Würdigung nicht versagt sein, man verstehe nur die Kunst, ein Taucher zu sein, um Perlen heraufzuholen[5]), wie Abbt es vermocht hatte[6]). Trotzdem wird ihm von

1) S. W. S. I, S. 142. 2) ib. I, S. 245. 3) ib. I, S. 246. 4) ib. I, S. 251. 5) ib. I, S. 251. 6) Vgl. L. B., XV. Tl., S. 161 ff.

Herder der Vorwurf gemacht, sich häufig mit wahrhaft unbrauchbaren Schreibereien beschäftigt zu haben[1]), die ihn zu völlig vernichtender Kritik zwangen. Derartige Geistesprodukte sollen lieber ganz unberücksichtigt bleiben. Gefährlich scheinen Herder aber auch die Rezensionen, die nur um des eigenen Vorteils willen geschrieben werden, in denen man Stellen sucht, „um seine Lieblingsgedanken auszuschütten"[2]). Mit diesen Worten gibt Herder eine Art Selbstkritik. Hatte er nicht auch bei Abbt die einzelnen Bemerkungen herausgehoben, um seine eigenen daran zu knüpfen; ist nicht die ganze Beschäftigung mit den Literaturbriefen für ihn ein Mittel, die eigenen Wege anzuzeigen? So ist selbst Herders Kritik trotz aller Einfühlung, trotz des souveränen historischen Blickes nicht geeignet, ein abschließendes Bild des Kunstwerks zu geben.

Beide, Abbt und Herder, sind unermüdliche Sucher, Pfadfinder, der eine vom andern nicht zu trennen, wenn man Literaturbriefe und Fragmente nebeneinanderstellt. So wird der hier uns beschäftigende Literat Abbt erst durch Herder zur vollen Würde schöpferischen Mittlertums, der letzten Krönung seines Werks, berufen, und Herder seinerseits, die Spuren seines Vorgängers abtastend, entdeckte von ihnen aus den Weg in nie geschautes, literarisches Neuland. Die mannigfaltigen, in beiden Kritikwerken gestreiften Untersuchungen, die zahllos aufgeworfenen, bald nur angedeuteten, bald tiefer durchdachten Probleme, lassen sich in drei mehr oder minder scharf voneinander abgegrenzte Gruppen einteilen, in Erörterungen über Sprache und Dichtarten als formale und in Wertung der zeitgenössischen Schriftsteller als ethisch-soziale Seite der Betrachtung.

Die schon angedeutete, intensive Beschäftigung Abbts mit den schriftstellerischen Ausdrucksmitteln ist der Teil seiner kritischen Leistung, den Herder wohl am tiefsten ausgebeutet hat, denn ihm ist — durch die Berührung mit Hamann — Wesen und Leben

1) S. W. S. I, S. 253. 2) ib. I, S. 251.

der Sprache, ihr Werden und Wachsen wundersam geoffenbart worden. Schon Abbt erkannte, daß die sprachliche Grundlage des künstlerischen Schaffens bis dahin viel zu wenig beachtet, daß trotz der von Gottsched ausgehenden Versuche einer neuen deutschen Prosabildung, trotz aller bis auf Opitz zurückgreifenden Formbestrebungen in der Poesie ein natürlicher Ausdruck nicht erzielt worden war. Wie sollte das auch möglich sein, wenn immer noch deutsche Gelehrte, wie etwa jener viel gefürchtete, auf ganzer Linie angegriffene und doch bei allen auf ihn niederhagelnden Hieben sich dreist behauptende Professor Klotz in Halle, der in mühsamer Anlehung an Horaz lateinische Opuscula aus sich herauspreßte, wenn solche Männer — er selbst und die gewaltsam von ihm zusammengescharte Herde seiner Jünger und Nachahmer — die deutsche Schriftstellerei systematisch unterbanden und die von Klopstock und Lessing neu entdeckten Quellen deutschen Geistes vergifteten! Schon Lessings heißestes Bemühen war es gewesen, den frech sich in die Brust werfenden Hallenser Diktator zu vernichten. Abbts Empörung gegen ihn wuchs bei jedem von ihm erscheinenden Machwerke, und selbst Herder hat sich noch in zwecklosen, wirklich aufreibenden Debatten mit ihm herumgeschlagen. Für Abbt, der übrigens anfänglich die innere Hohlheit, Pedanterie und gehässige Denkungsart dieses Mannes nicht erkennend, geradezu ein Bewunderer seiner — wie Herder sagte — „ästhetisch-philosophischen, schöngeistigen Lappen“[1]) gewesen war, hatte die Auseinandersetzung mit Klotz insofern produktive Ergebnisse zur Folge, als er, angeregt durch die Tatsache eines sogenannten lateinischen Dichters unter den deutschen, mit allem Fleiß an ein Abwägen der beiden Sprachen heranging und namentlich den Wert des deutschen gegenüber dem römischen Idiom herzustellen suchte.

Ohne vielleicht es zu wissen, wie tief er bis an die Wurzeln des Problems vordrang, versuchte er, um die Eigenart des Deut-

1) Briefwechsel zwischen Herder und Hamann. Hoffmann, S. 51.

schen voll ans Licht zu stellen, einen geschichtlichen Ueberblick der verschiedenen Sprachperioden zu geben, wodurch er die von der Romantik geschaffene historische Grammatik schon vorausahnt. Er unterscheidet dreierlei: die noch rohe und urwüchsige Sprache als Ausdruck der Leidenschaften, den ernsthaften, einen zierlichen Vortrag verlangenden historischen Stil und die zur Darstellung metaphysischer Stoffe sich eignende, von Wolff und namentlich mit wahrer Eleganz von Mendelssohn gehandhabte philosophische Sprache, die, immer weiter gepflegt, verfeinert, ausgebaut, zur Idealvollkommenheit der Sprache führen muß, ein Zustand, den Abbt sich künstlich bewerkstelligt denkt, weshalb er eine Metaphysik der Sprache schreiben und ihre letzte und höchste Ausgestaltung darlegen möchte. Mit diesem Gedanken fußt Abbt noch ganz in der früheren Generation der Gelehrten, die auf möglichste Prägnanz des Ausdrucks hinausgingen und darin eben die „Idealvollkommenheit" erblickten. Herder, der die Sprache nie als etwas Fertiges, Abgerundetes betrachtet, tritt diesem Irrtum mit Schärfe entgegen, knüpft aber an die von Abbt aufgeworfenen sprachgeschichtlichen Vermutungen seinen genial entworfenen Sprachenroman an, in dem er die bekannten vier Phasen des Kindheits-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalters in der Sprache durch lebendige Einfühlung in die Psyche des jeweiligen Menschengeschlechts entwickelt. Während Abbt noch von absichtlichen Versuchen spricht, die Sprache zu vervollkommnen, stellt sich für Herder diese Entwicklung naturgemäß, die Sprache als etwas organisch Gewordenes dar. Er reiht das eine Problem der Sprachbildung in das des Werdens überhaupt. Im Kreislauf aller Dinge, in letzten Gesetzen des Geschehens, im ewigen Auf- und Niedersteigen der Erscheinungen, im Blühen und Vergehen, im unendlichen Wechsel alles Seins liegt auch die Sprachveränderung beschlossen. Nicht, weil der zierliche, kalte Vortrag — so meinte Abbt — eine gesetztere Sprache verlangt, erhebt

sie sich aus dem poetischen Zustand in den prosaischen, sondern weil die Menschen sich wandeln, weil aus dem Jüngling ein Mann wird, weil „ernste Weisheit und politische Gesetztheit"[1]) seinen Charakter bilden. Auf dieser Stufe sieht Herder die Sprache seiner Zeit, die also im Lebensalter der Prosa, unser natürlichstes Ausdrucksmittel, sich befindet, während es den ersten Menschen natürlich war, in sangesmäßige Laute auszubrechen. Dem Sprachstudium seiner Zeit, die das poetische Lebensalter überwunden hat, gerecht werdend, empfiehlt Herder nachdrücklich die Pflege der Prosa, erweitert aber die von Abbt schon wiederholt gestellte Forderung dahin, daß eine doppelseitige Ausbildung der Prosa notwendig sei, eine dichterische und eine philosophische. Die erstere gründet sich auf Reflexion, die letztere auf Uebersetzungen und Nachbildungen aus vorzugsweise sinnlichen Sprachen[2]).

Mit diesem Gedanken schließt Herder wiederum an Abbt an, der die mangelnde Ausbildung des deutschen Stils durch den Hinweis auf andere, reicher entwickelte Sprachen zu zeigen suchte, wodurch die damals stark verbreitete Uebersetzungsliteratur eine neue Bedeutung gewann. Sie trat jetzt förmlich in den Dienst der Muttersprache, die sie an Ausdrücken und Wendungen bereicherte, was Abbt zwar nur bei gewandter, verständlicher, die Lebhaftigkeit des Originals wahrender Uebertragung erreicht sah. Daher überhäuft er mit schärfstem Tadel die ungenauen Uebersetzungen[3]), namentlich die „Tacitusschänder"[4]), die jeder Nuancierungskunst entbehren, deren mißglückten Versuchen er eigene, bessere an die Seite gestellt hat[5]). Durch innigste Anschmiegung an Tacitus erhoffte Abbt die der deutschen Sprache längst verlorengegangenen Elemente, „die Kraft der Fürwörter und Zwischenwörter, das Gedrungene der Prinzipien, die Auslassung des Artikels", wiederzugeben, damit sie einigermaßen

1) S. W. S. I, S. 154. 2) ib. I, S. 158. 3) L. B. XIII, S. 87—96. 4) V. W. III, S. 351. 5) L. B. XV, S. 129—136.

neben der lateinischen bestehe[1]), die — wie man sieht — von ihm noch immer allzu hoch geschätzt wird. Wie schon Abbt es eingesehen hatte, daß die Uebertragungen aus dem Lateinischen trotz der für die deutsche Sprache daraus zu gewinnenden Vorteile schwieriger seien, als die aus der mit unserm Satzbau übereinstimmenderen griechischen Sprache, so macht auch Herder auf den Unterschied der beiden klassischen Idiome aufmerksam, erklärt ihn aber psychologisch aus dem Volkscharakter und zieht die Folgerung, daß deutsches Empfinden dem griechischen näher stehe als dem römischen, weshalb die lateinische Periode, in unsere Sprache hineingepflanzt, ein fremdes Gewächs sei. Doch auch die aus dem Griechischen entlehnten Werke dürfen nur das Prosazeitalter betreffen, da die griechischen Dichter einer uns längst entfremdeten Sprachstufe angehören. Auch Abbt hatte hauptsächlich Prosaübersetzungen verlangt, ohne jedoch die von Herder hinzugefügte Begründung zu geben. Herder sieht schließlich den ganzen Wert der Uebersetzungen nur darin, daß sie Verständnis antiken Denkens und Lebens vermitteln, wie überhaupt für ihn die historische Bildung nur den einen Zweck hat, durch Vergleich mit anderen Zeitaltern über die eigenen Kräfte und Ziele sich Klarheit zu verschaffen.

Neben den Uebersetzungen aus antiken Schriftstellern wies Abbt aber auch auf die der neueren Ausländer hin, in denen Herder mit Recht die Franzosen und Engländer zu erkennen glaubt. Doppelt und dreifach unterstreicht der Literaturbriefleser den Gedanken, sich mit den neueren Sprachen, namentlich der französischen, deren Klang er im westlichen Nachbarland entzückt mit eigenem Ohre auffing, zu beschäftigen; doch haßt er gerade hier die Nachahmung, verlangt Kenntnis der modernen Ausländer aus unmittelbarer Quelle, sieht in ihnen vorzügliche Schatzkammern zur Gewinnung von Sachen, Lebenswerten, praktischem Wissen und niemals bloße Hilfsmittel zur Hebung

1) V. W. III, S. 373.

deutscher Ausdrucksweise, die mit der fremden nichts gemein habe. Das zu beweisen, entwirft er, wie immer vom gesprochenen Wort ausgehend, ein Bild der genannten Sprachen, namentlich der französischen, die von der deutschen, ihrem innersten Wesenskern nach so verschieden sei, daß eine aus der andern kaum etwas entnehmen könne. Bis auf die Grundelemente, die Konstruktionsordnung beider Sprachen greift Herder zurück und beschäftigt sich eingehend mit dem besonderen Charakteristiken des Deutschen, der Inversionsmöglichkeit, erklärt sie psychologisch aus der sinnlichen Aufmerksamkeit, die bald diesen, bald jenen Gegenstand in den Blickpunkt des Interesses rückt und ihn daher im Satzbau wechselnd unterbringt. Auch Abbt hatte erkannt, daß unsere Sprache „räumig genug geschürzt sei"[1]), während der französischen — wie Herder hinzufügt — von den „Grammatikern der mittleren Zeiten Fesseln angelegt wurden"[2]). Den Uebersetzungstheorien Abbts entsprach es, daß er selbst für seinen Stil aus fremden Sprachen borgte, so aus der eben erwähnten französischen, die seinen eignen Ausdruck bilden half, was Herder deshalb nicht verwarf, weil er, historisch der Erscheinung auf den Grund gehend, es ganz natürlich findet, daß wir mit dem von anderen Völkern uns überkommenem Wissen auch unwillkürlich fremde Ausdrücke aufnehmen.

Im ganzen genommen, vertritt Abbt also den Standpunkt, daß, wenn auch nicht jeder sich klassische Bildung aneignen, d. h. die alten Sprachen selbst zu lernen brauche, so doch die Uebersetzungskunst mit Rücksicht auf ihre fruchtbringende Wirkung für die Muttersprache zu pflegen sei, und daß sogar der Uebersetzer ein klassischer Schriftsteller im Sinne der Alten werden könne. Gerade dieses Wort greift Herder auf und wendet es zum erstenmal auch auf die deutschen, nur in der Muttersprache und aus eigenstem Erleben heraus schriftstellernden Autoren an, zu denen er auch Abbt in voller Erkenntnis seines bürgerlich-

1) L. B. XVII, S. 185. 2) S. W. S. I, S. 194.

nationalen Wirkens rechnet. Unverständlich blieb es ihm darum, daß Abbt beständig zur Anlehnung an fremde Muster aufrief, denn „da die Sprachen der Alten tot sind, fällt man durch bloße Nachahmung derselben gar zu leicht selbst in Tod"[1]). Entweder wirkliches Originalstudium der klassischen Dichter oder nur deutsche Bildung: das ist die schließlich von Herder aufgestellte Alternative. Und wenn schon Abbt es nicht für nötig hielt, daß jedermann Latein könne, so sagt ihm Herder erst warum, weil nämlich jedes einzelnen Geschmack verschieden sei, weil der Gelehrte andere Bedürfnisse habe als der einfach gebildete, der sogenannte „deutsche Idiot"[2]), der nur, wie etwa die Karschin, durch Kenntnis der einheimischen Literatur sich auszeichne.

Neben dem großen Interesse, das Abbt der Uebersetzungsliteratur zuwendet, beschäftigt er sich auch noch eingehend mit der eigentlich deutschen Schriftstellerei, vergleicht die verschiedensten Stilarten und stellt als oberste Norm der guten Schreibart die ungekünstelt-schlichte Ausdrucksweise hin, die Sprache Gleims und Gellerts, Lessings und Ramlers. Die meisten deutschen Bücher empfindet er als plump, ja ungehobelt; er rügt die verfehlten Metaphern, die unangebrachten Allegorien und Wortspiele, die allzu häufige Anwendung von Fremdwörtern. Zur Hauptforderung aber wird gemacht, daß die Verfasser hinsichtlich ihres Stiles auf die Leser Rücksicht nehmen, wie es längst schon in Frankreich geschehe, wo ausschließlich für Hof und Adel geschrieben werde. Doch sei es falsch, die französische Art nachzuahmen, da deutsche Autoren für das Volk zu schaffen hätten und daher unverstanden blieben „von Leuten, die bloß gesunden Verstand haben und ein abgeschmacktes Tändeln verabscheuen"[3]). Selbst abstrakte Materien dürfen nicht mit Ausdrücken und Redensarten versehen sein, die der gemeine Mann nicht kennt. Aus diesem Grunde lehnt er jeden Professorenstil, die sogenannte Gelehrtensprache, die er rücksichtslos bei seinem Lehrer G. F. Meier

1) S. W. S. II, S. 362. 2) ib. II, S. 358. 3) L. B. XV, S. 139.

verurteilt, ab. In solcher Sprache können nur akademisch Gebildete sich zurechtfinden; das Volk aber verlangt Sinnlichkeit, Bildhaftigkeit, kernig vorgetragene Lebensweisheit, wie Terenz und Molière, ohne jedoch unästhetisch zu wirken, in plastischer Greifbarkeit sie zu geben verstanden. Wie aber bringt man in die starr geformte, streng geregelte Kathedersprache Saft und Kraft hinein? Wie macht man sie natürlich, volkstümlich? Das fragt er stets von neuem, seinen eigenen Stil und den der andern im Verhältnis zum Leser betrachtend. Und endlich findet er, daß Wucht und Stärke in längst verbannten, altheimischen Wendungen liegt, in Provinzialwörtern, volkstümlichen, oft derben Ausdrücken, die man dem Pöbel gleichsam „vor dem Munde wegnehmen"[1]) muß, wozu es den meisten Schriftstellern bisher an Initiative oder gar an Mut gemangelt habe. Er fordert für diesen Zweck wissenschaftliches Sprachstudium, etymologische und synonymische Untersuchungen, bewußtes Heranziehen von Idiotismen, namentlich für die Vortragskunst, für eine Prosa, „die vom Munde weg spricht"[2]), die doppelt einfach, frei und ungezwungen sein müsse, während der schriftliche Ausdruck, der nicht von Gebärden und vom Ton der Stimme unterstützt sei, wieder seine ganz besonderen Gesetze habe. All das hat sich Herder neu zunutze gemacht, um eigene Beobachtungen daran anzuknüpfen. Auch er sucht volkstümliche Bestandteile: „uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen"[3]) in seine Schriften einzuführen; doch nicht aus den bloß praktischen Gründen einer besseren Verständigung, sondern aus philosophischer Einsicht in die Sprachentwicklung und den Zustand der Menschheit, die noch nicht Geist genug sei, um ganz in Begriffen sprechen zu können, die das sinnliche Element noch nicht entbehren dürfe. Mit Abbt erkennt dann Herder auch den Unterschied zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort. Wenn Abbt schon weiß, daß der Redner, der ungelehrte und auch der gelehrte Sprecher, sich, ohne aufzufallen, Ver-

1) L. B. XIV, S. 266. 2) S. W. S. II, S. 48. 3) ib. I, S. 165.

stöße gegen den Stil erlauben darf[1]), so setzt es Herder, der selbst in seiner Eigenschaft als Prediger des Wortes Meister ist, in tiefem Wissen um die Wirkung seiner Sprache auseinander, wie gerade hier, wenn Volk um ihn geschart, wenn Kinder, Frauen, schlichte Menschen zuhören, die Technik des Vortrages nicht aus toten Mustern, den Vorbildern der Alten geschöpft, sondern aus eigenstem Sprachempfinden, aus den Gründen der Seele nur geboren werden kann[2]).

Die ganze von Abbt und Herder angestellte Untersuchung über Mutter- und Fremdsprachen, Uebersetzungen, Rede und Schrift gipfelt schließlich in dem allumfassenden Problem von Gedanke und Ausdruck, Sache und Wort, Stoff und Darstellung des Stoffes. Wie der Stoff sich die Form schafft, die von ihm abhängig, die nicht nur starres, fertigstehendes, ihn einzufangendes Gebilde ist, wie jede Materie sich den ihr adäquaten Ausdruck zu suchen hat, das war von G. F. Meier schon in einem Bild, einem Vergleich zwischen Kleid und Körper gesehen worden, woraus Abbt eine Gegenüberstellung von „Haut und Körper"[3]) gemacht hat. Herder findet aber auch in dem Abbtschen Vergleich nicht die rechte Beziehung, da beides, Haut u n d Körper schon formal abgegrenzte Materie sei und somit durch das Bild der Vorgang dichterischen Schaffens, das unsichtbare, nach Gestaltung ringende Bewegen und Weben der Seele nicht deutlich gemacht werde. Aus Abbts verfehlter Darstellung entwickelt Herder erst das rechte Gleichnis: Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wie zwei zusammen Vermählte . . . ein Paar Zwillinge . . . wie Seele und Körper verhalten sich Gedanke und Wort,

---

1) L. B. XVII, S. 186. 2) Es ist auch hinzuweisen auf Herders Beobachtungen bei seiner Ankunft in Frankreich, als plötzlich der fremde Laut von ihm vernommen wird, als er im mündlichen Ausdruck der Sprache hundert kleine Wörter, Interjektionen, Affektausbrüche hört, die nie in Büchern stehen, die man also beim Erlernen einer andern Sprache nur im Lande selbst erfassen kann. 3) L. B. XVII, S. 114.

Empfindung und Sprache zueinander. Die tiefgeschauten Bilder in ein Märchen rahmend, dichtet Herder die Erzählung von der platonischen Seele, der Empfindung, die aus dem Reich der Götter zu den Menschen steigt, wie letzter Urquell dichterischen Fühlens zur dürren Welt des Worts, sie tränkend, lebendigmachend, hinabgleiten muß. Was Herder hier gesagt, was ihm von Abbt in vorahnendem Wissen schon angedeutet war, das wurde schließlich für die ganze Zeit, noch bis zum jungen Goethe bedeutungsvoll. In seinem tiefsten Kern enthielt das Märchen die endgültige Abweisung jeglicher Uebersetzungsliteratur, denn nur die Muttersprache bietet die einzige natürliche Möglichkeit, die Einheit von Gedanke und Ausdruck, auf der allein auch die Größe der Alten beruhte, zu wahren.

Neben den sprachlichen Fragen hat Abbt sich in den Literaturbriefen noch mit der Auseinandersetzung über einige Dichtgattungen beschäftigt: Satire, Elegie, Drama, Roman.

Zu einer Besprechung über die Satire veranlaßte ihn Klotz durch seine die Gelehrtenwelt und das Universitätsleben verspottenden horazisch angehauchten Verse über die „Mores Eruditorum", die Abbt, soweit er nur den Stoff betrachtet, in Entzücken versetzten. Daß er sie in sprachlicher Hinsicht verwerfen muß, ist klar nach dem zuvor Gesagten.

Um sie ästhetisch beurteilen zu können, geht er historisch vor, vergleicht die verschiedenen älteren und neueren Satiriker miteinander, unter denen ihm der durch Naivität wirkende Horaz und die ihm ähnelnden modernen Dichter Lafontaine und Gellert besser gefallen als die zu Uebertreibungen neigenden Juvenal und Labruyère. Als Genius der Satire erscheint ihm Rabeuer, wodurch erhellt, wie sehr er noch im Bann der zahmen Zeitsatire steckt, die auch in dem von ihm besprochenen Klotzschen Erzeugnis vorwaltet. Er selbst hat in seinen Satiren allerdings mehr den derben Spott, die drastische Umkehrung ins Gegenteil angewandt als das leis ironisierende, urbane Lächeln Horazens, das er aus

des eleganten Römers Werken so fein herausspürt und das ihm das eigentliche Wesen dieser Dichtart auszumachen scheint. An diesen Gedanken anknüpfend, betont auch Herder stark das psychologische Moment, den Ton der Satire, bestimmt ihn aber deutlicher, indem er statt Urbanität den Oberbegriff „Laune" setzt, die sich eben in verschiedener Weise äußern kann, also auch in Urbanität, in der aber nur für Horaz „natürlichen, extrafeinen Artigkeit"[1]), die ein Klotz nicht nachahmen sollte. Den schon von Abbt gegebenen historischen Ueberblick erweitert Herder dahin, daß er die satirischen Dichter nicht nur, wie es Abbt getan, nach Materie und Einkleidungsart, sondern auch – und das hauptsächlich – nach ihrer satirischen Laune untersucht. Auch fügt er einen nicht von Abbt erwähnten Dichter, „den machtvollen Persius", dessen dunkle, oft überladene Sprache gerade ihn, den orakelhaft Sprechenden besonders anzog, ergänzend in das ihm vorliegende Bild der satirischen Literatur ein. Mehr als Abbt versucht er schließlich, auch das Wesen der Satire als poetische Gattung zum Ausdruck zu bringen, obwohl er als Historiker nicht verkennt, daß Laune und eigene Manier innerhalb dieser Grenzen nach Zeiten und Völkern ganz verschieden seien, weshalb er eine „Geschichte der satirischen Poesie aller Zeiten, Völker und Genies"[2]) fordert.

Eine andere Dichtgattung, die Abbt in den Literaturbriefen bespricht, die Elegie[3]), definiert er nach Sulzer und Mendelssohn als „die sinnlich vollkommene Beschreibung unserer gemischten Empfindungen"[4]), die er aber, über seine Vorgänger hinausgehend, aus Zeit, Ort und Umständen psychologisch abzuleiten sucht. In dem wie immer angefügten Vergleichsmaterial erwähnt er als vollkommenste elegische Dichtung die Klagelieder des Jeremias. Auch schildert er aus eigenster Erfindung elegische Szenen, wie sie im Alltagsleben sich abspielen, und zwar gelingt ihm das

1) S. W. S. II, S. 298. 2) ib. II, S. 298. 3) L. B. XIII, S. 69ff. 4) ib. XIII, S. 71.

mit einer so innigen Durchdringung der psychologischen Zustände, daß unverkennbar der Zusammenhang zwischen Abbts persönlicher Wesensanlage und der Natur der Elegie dadurch bloßgelegt wird. Neben die Elegie stellt er verwandte Gattungen, Ode und Schäfergedicht, die ihm weniger zusagen, namentlich die Idylle, deren Hohlheit und innere Unwahrheit — denn Voß und Goethe hatten damals ihre köstlichen Kleinweltbilder noch nicht gezeichnet — er unbarmherzig aufdeckt. Mit merkwürdigem Interesse für die ihm wesensfremde, häufig von ihm angegriffene katholische Ideenwelt fordert Abbt „für unsere Zeiten und für unsere Länder eine Art Klosteridyllen", da das Kloster „etwas Wirkliches und unter uns Gebräuchliches" sei und die Einrichtung „sehr viel Einfalt, Unschuld, Entfernung von der Welt, andere Ideen, andere Freuden, andere Verdrießlichkeiten aufweise"[1]). Daß das Klosterleben, in dieser Weise dargestellt, der ihm zugrunde liegenden sittlich-religiösen, auf praktisch-ethische Ziele hinarbeitenden Vollkommenheitstendenz gar nicht entspricht, ist ihm, der aus der Ferne, fast romantisch diese Situation erfaßt, nicht klar geworden. Zu dem, was er im eigentlichen Sinne von der Elegie gesagt, hat wiederum Herder Stellung genommen, den namentlich die psychologische Erörterung über Zeit und Ort der Elegie im tiefsten wahlverwandt berührt, denn nicht nur will er wissen, wo und wann die Dichtungen der Art entstanden sind, sondern wie e r sie schaffen, wo, wann, in welcher Stimmung, Umgebung e r sie lesen möchte. So versetzt er sich ganz in den Seelenzustand des elegischen Dichters, erklärt den Ursprung der Elegie „aus unserer Natur", wie schon Baumgarten der Poesie in der Seele ein Gebiet zuerkannt hatte. Durch diese tiefergehende Auffassung vom Wesen der Elegie, die mehr Seelenstimmung als poetische Ausdrucksform ist und in allen Gattungen der Dichtkunst, im Drama — als ein Beispiel wird Hamlet angeführt — im Epos, in der Ballade auftreten kann,

1) V. W. III, S. 59.

verliert sich die eigentlich ästhetische Abgrenzung des Begriffs der Elegie als Dichtgattung. Historisch behandelt Herder, Abbts Ueberblick vervollkommnend, die Entwicklung der Elegie in den verschiedenen Zeitaltern und ihr Verhältnis zu Art und Gemütsverfassung der Völker[1]).

Ueber den Roman äußert Abbt sich bei Besprechung[2]) der von Musäus unter dem Titel „Grandison der Zweite" verfaßten Parodie auf Richardsons Roman „Sir Charles Grandison", indem er, über den Parodisten hinwegschreitend, die künstlichen Situationen, die langweilige Breite, das verfehlte Hauptinteresse von Richardsons Roman selbst, der ihn ebenso ermüdete wie Gellerts Briefstil, tadelt, und damit zeigt, daß er, der schwärmerischen Empfindsamkeit des Engländers abhold, gegenüber einem schrankenlos ihn bewundernden Publikum fast gänzlich alleinstehend, die Schwächen des Romans voll aufzudecken wagt. Aus dieser Rezension greift Herder eine ästhetisch-kritische und eine literarische Frage heraus. Die erstere fließt ganz aus seiner psychologisch-individuellen Betrachtungsweise, die auch die Fehler Richardsons aus der eigenen Manier des Autors erklärt, der Konzeption des Werkes nachspürt und die Mängel des fertigen Romans daraus begründet und entschuldigt. Die von Abbt gerügten Nebensächlichkeiten erkennt er, sobald sie „zum Licht und Leben, zur Wahrnehmung und Bestimmtheit der Szene dienen"[3]) als notwendige Detailschilderung an. Absolut genommen, gibt es eben nichts Unwahres, Unbedeutendes in einer Dichtung. Es ist — das formuliert er stets mit größter Bestimmtheit Abbt gegenüber — vor allen Dingen die Eigenart des Künstlers, seine spe-

1) Nicht ganz glückt Herder diesmal die Verbindung von historischer und psychologischer Betrachtungsweise. Die Geschichte wird, anstatt ihn zu berichtigen, nur zur Erklärung des vorausgegangenen Begriffes angewendet, und „wir erhalten auf diese Weise weniger eine Geschichte von den Wandlungen der Elegie als von den Wandlungen einer Seelenstimmung". Haym I, S. 203. 2) L. B. XXI, S. 145—172. 3) S. W. S. II, S. 323.

zifische Absicht zu untersuchen. Die oben angedeutete, durch Abbt in ihm angeregte zweite Frage nach dem Wesen des Romans als literarische Gattung hat Herder erst in späterer Zeit, da Abbt ihm längst vergessen scheint, ausführlich beantwortet[1]) und den Roman als umfassendste Dichtart gekennzeichnet, in der — wie später erst in vollem Umfang die Romantik sah — in vielverschlungenem, unermeßlich reichem Gewebe Prosa und Poesie, Dramatik, Geschichte und Philosophie in eins zusammenfließen.

Als letzte der von Abbt besprochenen Dichtgattungen ist die sowohl ihm als auch Herder, dem menschlich und dichterisch ganz undramatischen Genie, am wenigsten gelungene Kritik der sogenannten Schulhandlungen des Königsberger Rektors Lindner[2]) zu erwähnen, die Abbt von vornherein, als dem Begriff des Dramas widersprechend, verwirft. Nachdem er mit raschem Blick die Gesamtleistung der dramatischen Dichter seit den griechischen Tragikern bis auf das bürgerliche Drama seiner Zeit überflogen hat und Deutschlands Rückständigkeit den andern Ländern gegenüber ihm deutlich zum Bewußtsein gekommen ist, hören wir seinen berechtigten Ausruf: „Was geht mich eine Bühne in den Schulen an? Hätten wir nur erst eine außerhalb derselben[3])! Und trotzdem setzt er sich auch mit der ersteren Frage eingehend auseinander, muß sich aber doch von Herder den Vorwurf machen lassen, sie nicht klar gelöst zu haben. Herder geht im Gegensatz zu Abbt erst logisch vor, indem er die Bezeichnung Kinderdrama vorschlägt statt des Ausdrucks Schuldramata, da „kein Schulinteresse, keine Schulsituation an sich ein Drama gibt und das Wesen einer dramatischen Gattung nicht durch Verfasser, Akteur, Bühne bestimmt sei"[4]). Mit Abbt ist Herder auch aus pädagogischen Gründen in der Verurteilung dieser ganzen jugendlichen Bühne einig. Doch fordert er statt dessen einen neuen Typus, den der Jünglingsdramen und sieht als Muster dieser Gattung

1) Vgl. die Humanitätsbriefe. 2) L. B. XIV, S. 249—266 und XVI, S. 87—116. 3) ib. XIV, S. 249. 4) S. W. S. II, S. 312.

die Stücke des Terenz und Lessings Philotas an, in denen Konflikte und Leidenschaften herrschen, die sich bei heranwachsenden jungen Menschen finden. Die ganze Idee Herders bietet keine eigentliche Erweiterung über Abbt hinaus[1]). Im Grunde haben beide den Kern des Problems nicht gefunden. Denn ebensowenig wie der Ausdruck Schuldrama ist die Bezeichnung Kinderdrama, Jünglingsdrama berechtigt. Nicht auf eine jugendliche Handlung als solche, ein jugendliches Interesse, Alter, auf jugendliche Mitspieler kommt es an, sondern — was weder Abbt noch Herder berücksichtigen, — auf Lebendigkeit und Frische der Handlung, auf eine wahrheitstreue, kraftvoll durchgeführte dramatische Lösung[2]).

Als besonderes Teilgebiet der dramatischen Kunst hat Abbt sich aber, angeregt durch Mösers Harlekin oder die Verteidigung des Grotesk-Komischen, für das von Möser selbst ihm häufig nahgebrachte Moment des Volkstümlichen, Derben, Urwüchsigen auf der Bühne, den damals viel geschmäht und viel gefeierten Hanswurst begeistert[3]).

1) Die Möglichkeit eines Jünglingsdramas war auch von Abbt angedeutet worden, so daß, wie Koschmieder (Herders theoretische Stellung zum Drama, S. 67) gezeigt, Herder zu Unrecht Abbt den Vorwurf macht, daß er gegen die ganze „Jugendliche Gattung des Theatralischen" zu weit gegangen sei. 2) Wenn Herder also (S. W. S. II, S. 315) von einer jugendlichen Bühne spricht, und im Weiteren Diderot als ihren Erwecker und Retter ansieht, so beachtet er nicht, daß Diderot an eine Verjüngung der Bühne in ästhetischer Hinsicht dachte, an eine Wiederbelebung der früheren Einfalt und Wahrheit des Theaters. So hatte auch Hamann schon „der armseligen Idee des Herrn Rektor die Wendung gegeben, daß es in der Tat die Aufgabe eines Genies sei, die dramatische Poesie in ihre Kindheit zurückzurufen, sie zu verjüngen und zu erneuern". Merkwürdig ist, daß Herder bei der Beurteilung Diderots, der die Stände statt Charaktere auf die Bühne bringen will, seinen eigenen Irrtum in anderer Form erkennt, indem er zeigt, daß nicht die Stände als solche dramatisch wirksam sind, sondern nur das Milieu für die Charaktere, wie auch der Jüngling als solcher, das Lebensalter an sich nicht das Wesentliche ist, sondern die Psyche des Menschen, an der es erscheint. 3) L. B. XII, S. 327—364.

Ohne eigentlich auf die Gedankengänge Mösers selbst zurückzugehen, begründet er die Existenzberechtigung des Harlekins nach Ansicht Lessings psychologisch, leitet sie aus der Verschiedenheit des menschlichen Herzens und seiner Bedürfnisse ab und findet es begreiflich, daß Possenspiele in der Literatur aller Völker und Zeiten sich finden. Doch kann er sie nicht in eine bestimmte dramatische Gattung einreihen und weist ihnen ein eigenes Reich in der Kunst an, da sie noch mehr als alle andren Dichtarten praktisch-moralische Zwecke zu erfüllen hätten, eine Bemerkung, die wieder neu den utilitaristisch-volkstümlich orientierten Geist Abbts erkennen läßt, der ganz besonders in der nun darzustellenden, aus seinen Rezensionen gleichfalls ersichtlichen Wertung der zeitgenössischen Schriftsteller zutage tritt.

Weit davon entfernt, ein künstlerisches Prinzip aufzustellen, fragt Abbt in erster Linie bei jedem literarischen Werk: Welche Wirkung übt es auf die Masse aus? Sind die in ihm enthaltenen Gedanken allgemeinverständlich? Kann jeder, der es liest, für sein eigenes Tun und Verhalten Anregung daraus schöpfen? In diesem Sinne hatte er ja selbst geschrieben, von diesen Gesichtspunkten aus war die geschichtliche Erzählung ihm wertvoll gewesen. Es lag ihm — wie aus allem, was er bisher erstrebte, deutlich genug erhellt, — das Erfassen der Volksseele als dringendste Aufgabe am Herzen. Die bürgerliche Welt, das Arbeitskleid des schlichten Mannes, sein rühriges Schaffen innerhalb des Hauses, das bescheidene Nachdenken der Leute von gesundem Menschenverstand beschäftigte ihn in immer neuem Sinnen über Zustand und Stellung dieser Ungelehrten, die mehr sein sollten als in toten Körpern aufgehäuftes Menschenmaterial, die frei sich regen, lernen, lesen, ihrem eigenen Geschmack gemäß sich bilden sollten. Da aber diese aus vielgestaltigen Elementen zusammengefügte Mittelklasse in ihrem ganzen Streben, wie die damalige tonangebende Gelehrtenwelt, von Nützlichkeitsgedanken getragen war, so wurde auch die Dichtung diesem Werk geweiht.

Während aber Gottsched mehr aus theoretischen Erwägungen heraus das utilitaristische Ideal in der Dichtung proklamierte, fand Abbt es aus rein praktischem Blickvermögen heraus. So setzte er die der gemeinen Erbauung dienenden Schriften, die Volksliteratur, über jede andere Art dichterischer Betätigung und begründete sein Vorgehen damit, daß auch die klassische Dichtung „eine Schule der Könige" gewesen sei, wobei er allerdings den tief sittlichen Gehalt der griechischen Tragödie von dem gewollt lehrhaften Zweck moralisierender Dichtung nicht zu trennen vermochte. Wirklich große, echte, leidenschaftlich elementare Poesie hat er niemals begriffen. Verse zu lesen bedeutete ihm geradezu eine Ueberwindung. „Prosa, schreie ich, gebt mir gesunde Prosa, und geht mit euren Versen, wenn nicht ebensoviel bon sens darin ist als in der Prosa . . . geht, wohin ihr wollt, mit eurem tändelnden Geleier[1])!"

Bon sens war in der nüchtern-derben Fabeldichtung Gellerts, den Abbt am meisten unter allen literarischen Zeitgenossen schätzte, der auf das von Gelehrsamkeit und Ausländerei noch unberührte Volk zu wirken wußte. Auch Gleim hätte in diesem Sinne Großes geleistet, wenn seine Kriegslieder „in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären"[2]), was ihm mit seinem eignen Werk, dem Tod fürs Vaterland, gelungen war. Ganz eingestellt auf Volksempfinden, Volksbelehrung und -beglückung ahnte Abbt noch nichts vom ersten Wehen wahrhaft dichterischen Geistes, das damals, wenn auch vereinzelt, so doch mit sicherm Flügelschlag durch Deutschland fuhr. Er steckt im Grunde noch im Banne Gottscheds, liebt das formal Glatte, Klare, Durchsichtige, das neben Gleim und Gellert, Hagedorn und Uz ihm bieten. Des letzteren „vortreffliche Ode, die Theodizee"[3]) empfindet er als herrliche Darstellung von der Zielstrebigkeit der Dinge, der Harmonie des All. Zur Anakreontik verhält er sich ganz indifferent. Da sie einmal „angebaut" wird, so läßt er sie, nament-

1) V. W. III, S. 266. 2) ib. I, S. 271. 3) ib. IV, S. 55.

lich als Gegengewicht gegen Frömmler und die ihm verhaßten trinkliedscheuen Theologen gelten. Ramlers Poesie dagegen zwingt ihn, der gefeilten Verse wegen, zur Bewunderung. Auch die Karschin hält er trotz ihrer um des Reimes willen oft erzwungenen Wortstellung für eine außerordentlich bedeutende Frau, deren große Belesenheit ihn fast mit Neid erfüllt. Doch spürt er, wie bei manchem Urteil über Dichtungen, auch vor ihren Werken sitzend: „Ich kann mich irren, wie ich überhaupt in meinem Glauben an die Dichtung nicht ganz lauter bin"[1]), ein Wort, mit dem er seine eigene Unfähigkeit unbarmherzig geißelt. Er ist nur handelnder, wirkender, nicht künstlerisch empfindender Geist. So ist ein Buch ihm einzig wertvoll, wenn es Gutes stiftet, den Leser zu Entschlüssen, und sei es nur der kleinste Willensakt, antreibt. Von diesem Standpunkt aus ging Abbt auch an die großen Dichter seiner Zeit heran, von denen Wieland ihm am nächsten zu sein scheint, Wieland, dessen Werke in ihrer weltlichen, epikureischen Sinnesart genau den Anforderungen der Popularphilosophen entsprechen. Beide, Abbt und Wieland, zeigen verwandte Bestrebungen: Abbt verlangte für die Philosophie eine schöne Form, Wieland gab die Poesie in philosophischer Aufmachung. Beide suchten Menschenkenntnis, Leichtigkeit im Menschenumgang. In Wieland sah Abbt den Dichter der Vernunft; mit Pope und Horaz verglich er ihn, weil auch er wie sie „einen gesunden vernünftigen Gedanken in einem so netten und gedrungenen Körper als der Reimen macht"[2]), unterzubringen wußte. In Wielands Erzählungen entdeckt er die von ihm so viel gepriesene volkstümliche Schreibart, wenn auch nicht alle Teile dieses Werkes vorbildlich sind, das allzu sehr die Neigung verrät, ein ausländisches Muster nachzuahmen, ein Hang übrigens, dem auch Abbt gegenüber Shaftesbury zum Opfer gefallen war. Ein anderes Werk Wielands, Don Sylvio von Rosalva, ein Ro-

1) V. W. V, S. 146. 2) A. D. B. I. 2, S. 218.

man ohne Originalmanier, zeigt ihm die gleiche Mischung deutschen und ausländischen Empfindens; doch sieht er, daß der Verfasser dem Stoff eine philosophische Wendung gegeben, ihn durch die Persiflierung der Schwärmerei pragmatisch ausgenutzt habe, wodurch das ganze Werk ihm wie eine in weiten Kreisen notwendig anzuhörende Predigt über die gesunde Vernunft erscheint. Das eben ist Kriterium der Poesie: Bon sens, Zweckhaftigkeit, Lebensnähe, Werktagsklugheit. Was immer Abbts Lektüre bildet, selbst Shakespeare, den er hauptsächlich aus sprachlichem Interesse liest, wird daraufhin studiert und muß Stoff zu einer Beispielsammlung für die Menschheitsphilosophie abgeben. Obwohl er Shakespeares volle Größe nicht begriffen, ist er doch nicht, wie andere von der bloßen Moralkunst Gottscheds überzeugte Zeitgenossen, an ihm vorübergegangen. Die unruhig flackernde Phantasie Miltons, dessen „ackerlange Engel" er bespöttelt, die für die „Geburt eines von Miltonschen Bildern der Hölle erhitzten Gehirns" von ihm gehaltene „Schöpfung der Hölle" von Zachariä dagegen stießen ihn ab[1]). Klopstocks Lyrik, die gleiche Mängel ihm enthüllen müßte, beurteilt er gar nicht; nur schüchtern wagt er sich mit flüchtigen, nicht einmal in die Literaturbriefe aufgenommenen Bemerkungen über die ungenügende Motivation des Salomo an den ihm wesensfremden Gestalter heran[2]). Den mit Klopstock in mancher Hinsicht verwandten Geist Hamanns hat auch Abbt wie aus der Ferne geschaut, ohne jedoch sein krauses und von ganz neuer Sehnsucht erfülltes Wesen fassen zu können. Nur formal begreift er ihn. Seinem seltsamen Stil, in dem schon Mendelssohn die Grenze der Manieriertheit erblickte, wollte er sogar Trotz bieten, um etwas Vollständiges in dieser Art zu machen[3]), denn seine eigene Schreibart stand der

1) V. W. VI, S. 54. 2) ib. V, S. 142. Eine beabsichtigte Rezension von Teilen des 20. Messiasgesanges unterblieb. Vgl. V. W. III, S. 249. 3) V. W. III, S. 114.

orakelhaften und dunklen Ausdrucksweise des Magus nicht allzu fern.

Mit Lessing hat sich Abbt kaum anders als dem Literaturbriefschreiber beschäftigt, von dessen Ausdrucks- und Betrachtungsweise er zu lernen wünscht, wenn auch die letztere ihm häufig gar zu streng und seinem Wesen unzuträglich vorkommt, so daß er oft die Arbeit an den Literaturbriefen, die ihn zu gleicher Urteilsschärfe zwingen, als Druck empfindet.

Daß er tatsächlich, auf Lessings Spur gehend, häufig rein negative Kritik übt, hat vor allem wieder Herder eingesehen, der, was Abbts Stellung zur zeitgenössischen Schriftstellerei betrifft, gerade in einem Punkte einhakt, an dem Abbt in voller Inkonsequenz zu seinen sonstigen Auffassungen über Zweck und Wert der Prosa eine spezifisch volkstümlich gefärbte Literaturgattung, die Wochenschriften, wegen ihres in Deutschland minderwertigen Zustandes für gänzlich unbrauchbar erklärte. Herder versucht dagegen, den vorhandenen Mängeln nachspürend, das Ideal einer neuen Wochenschrift zu geben, die nicht in gedankenloser Nachahmung der englischen Blätter die britische Physiognomie dem deutschen Leben sinnlos aufpräge, sondern die, Zeit und Verhältnisse, National- und Lokalseiten des Geschmacks berücksichtigend, die heimische Welt, die deutsche Seele darstelle. So beutet er die tiefe Verachtung Abbts gegen die „Schmierblätter" für eine neu zu schaffende, dem deutschen Bürgerstande angepaßte Wochenschrift aus, die gleichzeitig belehrende und erbauliche Lektüre sei, denn ihm, dem Rigaer Kanzelredner, wird der Wochenschriftsteller zur Ergänzung des Predigers. Wo dieser, „der Demogoge in schwarzen Kleidern aufhört und aufhören muß, um nicht sein Heiligtum aus dem Schatten der Altäre zu weit auf den Markt des gemeinen Volkes zu veräußern, da fange der Wochenschriftsteller an"[1]). Daß es damals nicht leicht war, den verständlichen, zu Herzen gehenden Ton zu treffen, die individuellen Bedürfnisse

1) S. W. S. II, S. 327.

eines Ortes, einer Stadt, einer Gemeinde zu erfassen, und nicht nur in die Sphäre des Mannes, sondern auch in die Eigenart der Frau, ihre Denkart, Sprechweise, Interessen sich hineinzuversenken, das leugnet Herder bei aller in ihm aufkeimenden Zukunftshoffnung nicht. Und wenn er, oft enttäuscht, die schlicht gedachten und doch künstlich aufgeputzten popularphilosophischen Schriften aus der Hand legt[1]), dann ruft er, — sein eigenes, starkes Talent zur Volksschriftstellerei unterschätzend, voll Sehnsucht aus: „Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menschen, den Bürger, seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und Bedürfnis geschrieben, die das sagt, was er immer gedacht und doch nicht gedacht, was er tun wollte und doch nicht getan, worüber er Rat und Unterricht will und wie er ihn will: die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde, die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt, die recht ein Buch für ihn ist"[2]). Das war es, Wort für Wort, was Abbt vom Volksschriftsteller forderte, was er selbst zu geben heiß sich mühte, wonach er rang in Stunden stiller Reflexion in Rinteln. Ein solches Buch zu schreiben, Menschenseelen darzustellen, zu entzünden, als Demagoge, nicht in schwarzes, sondern leuchtendes Gewand gehüllt, zu ernsthaft strebenden, nach Klarheit über sich und andre ringenden und mitten im Lebenden wirkenden Menschen zu sprechen: müßte das ihm nicht Erfüllung, letzte Ausstrahlung seines schriftstellerischen Könnens sein? Die Frage wird ihm zur Gewißheit. Der Philosoph, der Historiker, der Literat: sie hatten im Grunde alle stets dieselbe Aufgabe, das gleiche Ziel: in Wort und Taten sich der Menschheit hinzugeben.

---

1) So findet er „die Gedanken vom unschuldigen Gebrauch der Welt" von C. F. Meyer durchaus nicht ihrem Zweck entsprechend und stellt sich vor, wie ganz anders Abbt diese Materie behandelt hätte. Vgl. S. W. S. I, S. 109. 2) S. W. S. I, S. 392.

Drittes Kapitel

Die Erfüllung

1. Neue Menschen (Die Reise)

Bisher haben wir Abbts Leben in einem einzigen, gewaltigen Wellengang dahinströmen sehen. In langsamer Steigung hob sich seines Schicksals Woge, schwoll an zu einem breiten Wasserrücken, der kurze Zeit den glücklichen, in Armen der Freundschaft wohlig sich wiegenden Weltmenschen trug, doch nur, um tiefer ihn ins bange Tal der Wellenniederung hinabzuschleudern, in Dunkelheit, Verlassenheit, in ängstigende Nachtstimmung, die nimmer ihn verließ, solange er in Rinteln weilte. Wenn er ab und zu von anstrengendem Schaffen, dem einzig wirksamen Betäubungsmittel der Märtyrer des Lebens, sich einen Augenblick ausruhte und auf sich selbst besann, war ihm bewußt: Da drinnen flackern noch die schmerzenden Brände der Sehnsucht, die ihr Ziel nicht fand. Hier zwischen engen Wänden kann es nimmermehr erobert werden. Nur draußen liegt es, da, wo Menschen sind, wo Freiheit ist. Da werden die in demütigende Tiefenlage ihn niederzwingenden Wasser der Wellenschlucht zu neuem Aufschwung ausholen und hoch ihn emporwerfen ins Licht des freien Lebens, des ungelehrten, aus rein menschlichem Empfinden hervorquellenden schriftstellerischen Wirkens, der tätigen Hingabe im Dienst der Menschheit. Zunächst erhofft er von einer nur vorübergehenden Ausspannung, von kurzer Unterbrechung seiner Berufstätigkeit ein neues Aufkeimen der in ihm lahmgelegten Kräfte, die, sei er auch zum Führer und Berater einer Volksgemeinde nicht berufen, so doch wenigstens den Schriftsteller des Volkes in ihm zur Reife bringen sollen. Ein Aufenthalt in fremder Gegend, bei neuen Menschen, eine Reise wird ihm also erste herannahende Erfüllung seines Schicksals bedeuten.

Es lag in dem Streben der Jugend, daß man die festen Bande des Berufslebens von sich abschüttelte und in freier Tä-

tigkeit, mitten im praktischen Leben, seine Kräfte zu entfalten suchte. Dazu gesellte sich ein dunkler Drang ins Weite, zu Menschen mit anderem Geist und höherem Blick, die den eigenen, engbegrenzten Horizont auseinander zu reißen vermochten. So kochte in Lessings Adern das unruhige Blut des nie ermüdenden Wanderers, so hatte es Klopstock ins Land der Dänen getrieben, und vor ihm schon war Bodmer in Italien der Entdecker neuer Kunstwerte geworden. Zunächst sehnte man sich aber mehr nach Menschen als nach Natur oder Kunst. Auf die Bereicherung der Weltweisheit war der Sinn jener Zeitgenossen Abbts, der Rationalisten, gerichtet, und wie man zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Ideal der Gelehrsamkeit in Holland und später das der Antike in Rom zu erspähen hoffte, so wandte man sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Frankreich, dem Kulminationspunkt aller weltmännischen Geisteskultur, die damals in ganz Europa als erstrebenswertes Ziel der Bildung galt. Auch in deutschen Köpfen spukte ein von Frankreich erborgtes Pretiösentum, dem Abbt in gewisser Weise nicht weniger zum Opfer fiel als die meisten deutschen Literaten, denn niemals ist sein Wesen von einer absichtlich aufgetragenen Ueberverfeinerung freigeblieben, und so lockte es ihn denn auch in das Land des Belesprit und der Rokokoverschnörkelung, wenn auch nicht nach Frankreich, so doch in die französische Schweiz, das Abbild der größeren, nachbarlichen Schwester.

Der ehrsame, auf die wissenschaftliche Ausbildung Abbts bedachte Vater hätte den Sohn lieber in Holland, am Quell der Gelehrsamkeit, gesehen, und es bedurfte mancher brieflichen Anfrage, um den biederen Sinn des Perückenmachers umzustimmen, ohne dessen Einwilligung Abbt unter keinen Umständen einen so wichtigen Schritt unternommen hätte. Nachdem nun noch der auf neun Monate sich erstreckende Urlaub von der hohen Obrigkeit in Rinteln eingeholt war, ging es im Frühling des Jahres 1763 zu kurzem, aber glücklichem Fluge in die Welt hinaus. Den Auf-

takt der Reise bildete ein Besuch bei Möser, dem welterfahrenen, weitherumgekommenen Freunde, der dem ausziehenden, in Weg- und Gangart ungeübten Wanderer bedeutsame Winke zu erteilen hatte. Der Rest der Vorbereitungen wurde in einem letzten, flüchtigen Aufenthalt in Rinteln getroffen, wo ein Reisegefährte Abbts seiner harrte, der Sohn des Theologieprofessors Dr. Schwarz, der, auch für die Erfassung fremdländischen Lebens bestimmt, dennoch sein Ziel nicht erreichte, da er an einer der ersten Stationen der Fahrt, in Osnabrück, sich eine Krankheit zuzog, an deren Folgen er starb. Abbt sah sich genötigt, den schwer getroffenen Vater von diesem Ereignis zu benachrichtigen, und um das Herz des Verlassenen wieder aufzurichten, fügte er seiner Mitteilung ein „Trostschreiben"[1]) hinzu, wahrscheinlich eine auf Grundlage philosophischer Erwägungen beruhende Aufmunterung für den Leidtragenden.

Den unangenehmen Eindruck dieses so unerwarteten Vorfalls mit der Kraft seiner fünfundzwanzig Jahre überwindend, setzte Abbt allein die Reise fort, die zunächst durch die blühenden Landschaften Mitteldeutschlands ging. Täglich fast sandte er an die Freunde die genauesten Reiseberichte ab, aus denen zu erkennen ist, an welchen Punkten seine Aufmerksamkeit rege wird, die nicht an den Eindrücken der Natur oder an den Bildern mittelalterlicher Türme und Stadtmauern, sondern am freien Geist moderner Menschen haften bleibt. Der erste Bericht in dieser Hinsicht stammt aus Frankfurt a. M., wo Abbt dem liebenswürdigen, in allen Stürmen des Lebens durch beständige pietistisch-religiöse Hochspannung ein seelisches Gleichgewicht sich wahrenden Staatsmann und Schriftsteller Friedrich Karl von Moser einen Besuch abstattete und dabei konstatierte, daß in den zarten, leicht nervös bewegten Gesichtszügen dieses Mannes die

1) Genauer Titel: Trostschreiben an Herrn D. Schwarz, Superintendenten u. Professor der Theologie zu Rinteln. Es wird erwähnt V. W. VI, S. XVI.

ganze Feinheit seines Stiles widerschimmerte, jener fast schon ans Subtile grenzenden Schreibweise, die in ihm den Geschmack „einer seltenen, noch wenig bekannten Frucht"[1]) auslöste, die ihm von jeher zu diesem Autor hingezogen hatte, obwohl er ihn später wegen seiner allzu frömmelnden Neigungen in heftiger Abwehr von sich stieß.

Von Frankfurt aus ging Abbts Reise über Mannheim und Speyer nach Straßburg, wo die berühmte Bibliothek des Gelehrten Schöpflin ihn förmlich wie in Zauber bannte, war er doch von Rinteln her in dieser Hinsicht an erbärmliche Verhältnisse gewöhnt. Nun durfte er eine Fülle von Werken alter und neuer Zeit vereint sehen, in Folianten blättern, mit deren Inhalt er vielleicht vertraut war, ohne ihn je an der eigentlichen Quelle genießen zu können. Schöpflin selbst, der freie, beruflich unabhängige Gelehrte, der Forscher ohne Berufstätigkeit, ohne festen Aufenthaltsort, der Weltmann, Gast an Fürstenhöfen und Freund der Großen, Zuschauer zugleich und Darsteller ihrer Taten, der Mann der Wirklichkeit, rief Abbts Begeisterung in hohem Maße wach, befriedigte sein Verlangen nach echtem, natürlich gewachsenem Menschentum.

Nicht minder als dieser bewegliche, vom Leben geschulte Geist wirkte auf Abbt der Ratsschreiber und Pädagoge Iselin, den er, nachdem er über Straßburg von Bern und Solothurn zum näheren Ziel seiner Reise, der Schweiz, gekommen war, in Basel, der Heimatstadt des Gelehrten, kennenlernte. Durch Mendelssohn an ihn als einen Freund der Literaturbriefe empfohlen, wurde Abbt von dem in schweizerischen und deutschen Kreisen damals hochangesehenen Schriftsteller und Gründer der Helvetischen patriotischen Gesellschaft freundlichst aufgenommen und mit seinen freien und volkstümlichen politischen Theorien, die aus der Verachtung des eigensüchtigen Aristokratenregimentes seiner Heimat geboren waren, vertraut gemacht. Bei Iselin, dem Republi-

1) L. B., 18. Teil, S. 67.

kaner, lernte Abbt, daß auch die nicht monarchische Staatsform das gewissenloseste Despotentum erzeugen und daß allein durch gleichmäßige Teilung der Gewalten Volk und Führer zur Glückseligkeit geführt werden kann, eine Ansicht, die den im „Tod fürs Vaterland" entwickelten Gedanken der gerechten Regierung erneut in helles Licht stellte. So vermochte Abbt von Basel mit der glücklichen Vorstellung zu scheiden, daß er in seinem auf die Verwirklichung des höchsten Staatsgutes, der menschlichen Glückseligkeit, gerichteten Denken und Handeln auch von ferner Stätte aus dauernd unterstützt würde.

Ganz andere Anregungen nahm Abbt an dem nächsten Halteplatz der Reise, in Lausanne, in sich auf, dem Kurort des Prinzen Eugen von Württemberg, der sich in äußerst entgegenkommender Weise seiner annahm, ihm sogar auf eine andere, erfreulichere Beschäftigung Aussicht machte, denn immer noch wurde Abbt von dem Gedanken an die Rintelner Engigkeit gepeinigt, und wenn es nicht der Herzog sein sollte, der ihn aus den starren Gesetzen des Kleinstadtdaseins befreite, so hoffte er zum mindesten noch auf die Professur in Frankfurt, von der an anderer Stelle schon die Rede war. Zerstreuungen aller Art lenkten ihn bald von seinen quälenden Vorstellungen wieder ab.

In Genf, wo er sich auch einige Zeit aufhielt, kam er fast täglich mit neuen Persönlichkeiten zusammen: Mathematiker, Naturforscher, Aerzte, Philosophen, Menschen jeden Schlages und Berufes sahen den bescheidenen, wenn auch geistvollen preußischen Gelehrten in ihrem Hause, enthüllten ihm die neuesten Wissensprobleme und hielten seinen stets wachsamen Geist in Spannung. Leider vermißte Abbt in ihrer Mitte die schweizerischen Poeten Geßner und Haller, die er als Dichter deutscher Zunge und deutschen Naturbetrachtens unter den fremdländischen Gelehrten gern getroffen hätte, die ihm aber durch unglückliche Zufälle verschiedene Male entgingen.

Den Höhepunkt der ganzen Reise, der nach den erwähnten

Vorwanderungen und Zwischenstationen im August erklommen wurde, bildete aber erst Abbts Aufenthalt im Hause Voltaires, in Ferney. Da sah er den berüchtigten Freund des Preußenkönigs, den frivolen Spötter, den genialen Lebenskünstler, von dem man sich in Berlin die seltsamsten Mären zuraunte, leibhaftig vor Augen, mußte aber, in seinen Erwartungen getäuscht, sich zugestehen, daß er statt des „ton goguenard"[1]), den er an dem großen Schöngeist wahrnahm, doch lieber einen urechten, gesunden Witz gesehen hätte.

Der ganze preziös-phantastische Rahmen, der den neuzeitlichen französischen Satyr umgab, erstaunt, aber blendet Abbt nicht, ihn, der bei aller gallischen Maskierung seinen echt deutschen Kern nicht verleugnen kann. Dennoch beobachtet er, horcht auf wie ein Kind, das nach neuem Spielzeug greift. So wohnt er eines Tages einer Aufführung der Femmes savantes bei, die uns – gemäß seiner Schilderung an Segner – nicht nur in die tolle Komödiantensphäre nach Ferney versetzt, sondern uns das noch seltenere und in seinen Kontrastwirkungen bizarrere Schauspiel gibt, den ehrsamen Rintelner Professor, den Philosophiegelehrten und Mathematiker inmitten dieses verwirrenden Treibens, dieser tanzenden und sich komplimentierenden Welt zu erblicken. Abbt selbst mag das gespürt haben; er rettet sich aus dem Tohuwabohu auf die Berge und macht eine Alpenwanderung, über die er allerdings, abweichend von den eingehenderen Darstellungen der Geselligkeit, in der denkbar kürzesten und nüchternsten Weise berichtet. Die Unendlichkeit der Gebirgswelt läßt ihn kalt; ihre stumme Größe, ihre schauerlich-einsame Erhabenheit vermag nicht einen einzigen Widerhall in ihm klingen zu lassen.

Ende August des Jahres 1763 ging Abbts Urlaub zu Ende. Den Rest der Ferien benutzte er zu einem Besuch in Ulm. Zum erstenmal seit seiner Studienzeit betrat er wieder das elterliche Haus. Mehrere Wochen weilte er dort, ohne daß ihn etwas

1) V. W. VI, S. 75 ff.

Außergewöhnliches fesselte. Keine Briefstelle gibt einer Empfindung der Freude, des Heimatbewußtseins, der Erinnerung an ein Früher Ausdruck. Fremd war er seinem schwäbischen Geburtsort, fremd seinen Eltern, die keinen Einblick in das bewegte Auf- und Niederwogen seines Geistes tun konnten. Der Besuch in Ulm war ein konventionelles Sichvorstellen, ein flüchtiges Weilen, ein Gebot der Pflicht. Von der Vaterstadt aus wurde die Rückkehr nach Rinteln schweren Herzens angetreten. Am 7. Dezember 1763 befand er sich wieder als heimkehrender Flüchtling am Orte seiner Verbannung.

Die wohltuenden, wenn auch nicht dauernden Wirkungen der Reise zeigen sich bei Abbt zunächst weniger in seiner Stimmung, die kaum verändert scheint, als in der nun ganz anders gerichteten Tätigkeit. Daß durch den Kontrast zwischen Ferne und Nähe die Rintelner Mißstände um so greller beleuchtet werden, müssen bald die Berliner Freunde erfahren, die erneute Klagen hören. Obwohl er sich vorgenommen, stille zu sein, kann er doch das Gefühl nicht bändigen, „zuweilen fließt es unvermerkt in die Feder, und dann läßt man es laufen"[1]).

Schriftstellerisch aber hat er sich, wenigstens durch eine der beiden, auf der Reise verfaßten Schriften, dem von ihm angestrebten Lebensziel genähert. Wenn auch das erste dieser Werkchen, eine in Genf entstandene, unmittelbar aus dem französischen Umgang herrührende Uebersetzung von Mendelssohns Rhapsodie über die Empfindungen (Recherches sur les sentiments moraux) noch nicht in diese Richtung einschlägt, so doch das andere, in dem er, angeregt durch die patriotische Gesellschaft in Basel, deren Haupt und Stifter Iselin er ja persönlich kennengelernt hatte, die Preisfrage beantwortet: „Finden sich dergleichen Vorurteile, die Ehrerbietung verdienen und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen sich ein Bedenken machen soll?"[2])

1) V. W. III, S. 151. 2) ib. IV, S. 135—188.

Das Thema führte ihn mitten in seinen um das große Zentrum Volk sich bewegenden Lieblingsideenkreis. Auch auf diesen Blättern finden wir wieder, ähnlich wie beim Tode fürs Vaterland, den philosophischen Ausgangspunkt, die einleitende Zergliederung. Unter Vorurteilen versteht er die psychologischen, logischen und historischen Irrtümer des Menschen; Ehrerbietung bezeichnet nicht nur, wie nach gemeinem Sprachgebrauch, die Achtung vor der Größe, sondern auch die Duldung der Nichtgroßen, der Unaufgeklärten, der unwissentlich Irrenden, eben der aus dem Volke hervorgegangenen Ungebildeten, die über die Vorgänge des inneren und äußeren Lebens, über die Tatsachen der Geschichte, die Beschaffenheit der einzelnen Staatsformen nicht in derselben Weise unterrichtet sind wie die Gebildeten. Den relativen Nutzen dieser allgemein verbreiteten falschen Ansichten darzulegen, hatte Abbt sich zur Aufgabe gesetzt. Er löste sie vornehmlich im Hinblick auf die bürgerliche Stellung des einzelnen, die nicht jeden zur vollendeten politischen Kenntnis, wohl aber zur politischen Tätigkeit, zur Pflichterfüllung hinaufführe, was ihm, den Ansichten Friedrichs des Großen entsprechend, mehr dünkt als die dialektische Auseinandersetzung mit den Zuständen in einem Staate. Die ganze Schrift atmet ein warmes Interesse für Volkswohl und Volkswirken, für das Tun und Leiden des kleinen Mannes, dessen altehrwürdige Sitten der Weise wenigstens solange in ihrer Art zu erhalten hat, als er nicht etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß.

Von diesen Gedanken läßt sich eine Entwicklungslinie zu Abbts Hauptwerk: „Vom Verdienst" ziehen. Die kleine Preisschrift mit ihrem Verständnis für die Einfachen, Ungelehrten, mit ihrem Ruf nach dem Bürgerkatechismus[1]) kann als Präludium zu jener großartig gedachten Apotheose an das Volk angesehen werden, deren Voraussetzung die Hingabe an sinnlich Wahrnehmbares, an Leben, Gesellschaft, Individuum ist.

---

1) A. W. IV, S. 180.

Gerade das letztere gewinnt im achtzehnten Jahrhundert überhaupt mehr an Beachtung. Monographien wachsen förmlich aus dem Boden. Auch Abbt, der kürzlich noch durch lebendigen Umgang eine Reihe von Persönlichkeiten kennengelernt, ihre in Gestalt und Gesten sich ausprägende Eigentümlichkeit zu begreifen versucht hatte, spürte die Neigung, einmal ein Einzelschicksal darzustellen. Er wählte das Leben seines früheren Lehrers, des Aesthetikers Baumgarten, das allerdings schon von G. F. Meier behandelt worden war. Abbt hatte es — wie er an Möser schreibt[1]) — nicht auf einen besonderen Gesichtspunkt abgesehen, aus dem heraus er eine neuartige Biographie schaffen könnte, sondern rein auf die Persönlichkeit des Mannes; und das war immerhin eine neue Wendung, ein selbständiger Versuch, in die innere Entwicklung einzudringen, der doch nicht gelang, weil Abbt, von der Begeisterung für den verehrten Professor getragen, stark subjektiv beeinflußt, das eigentliche Wesen des Gelehrten nicht erfaßte und es bei schwärmerischen Lobpreisungen und trockenen Aufzählungen von Lebensdaten bewenden läßt.

Auch in der Wahl seiner im Winter 1763 angekündigten Vorlesung über Staatenhistorie verraten sich die in Abbt wirkenden Einflüsse der Reise; und nicht minder zeigt sich sein immer stärker anwachsendes Interesse an volkstümlichem Wirken, wenn er, zurückgreifend auf die Erörterung über Vorurteile und im Zusammenhang mit geschichtlichen Studien einen Versuch herausbringt über „Die Ursachen der abergläubischen Furcht bei Verfinsterungen der Sonne und des Mondes[2]), der altchinesische, ägyptische und griechische Kulturzustände und ihre Wirkungen bis in die Gegenwart hinein beleuchtete, indem die erwähnte Furcht auf Unwissenheit, mangelnde Kenntnis der Natur zurückgeführt wird, ein Mißstand, der wegen seiner unheilvollen Einwirkungen auf das öffentliche Leben als sogenanntes gefährliches Vorurteil zu bezeichnen ist und besei-

1) V. W. VI, S. 9. 2) ib. IV, S. 189—212.

tigt werden muß. Man sieht, wie Abbt auch diese fernliegenden geschichtlichen Untersuchungen für seine besonderen Zwecke ausbeutet und der Volksbildung dienstbar macht. Ehe er sich aber der entscheidenden Aufgabe seines Lebens in fruchtbarer Sammlung widmete, führte er in ganz anderer Richtung einen Stoß, der als die letzte und entscheidendste Abwendung von Katheder- und Dogmentum, namentlich dem theologischen, betrachtet werden kann. Es ist seine in vernichtendem Spotton gehaltene „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Autodafé[1]), ein Pasquill, das der Hamburgischen Orthodoxenklique eines Goeze, Ziegra, Teller die Schamröte ins Gesicht treiben sollte, damit ihr weiterhin die Lust vergehe, gegen alle freisinnigen Bestrebungen in Religion, Philosophie und Literatur die Waffen der Verdächtigung und der Lüge zu schleudern. Wie in seiner ersten satirischen Schrift benutzt Abbt auch hier wieder das Kunstmittel der Ironie, indem er ein regelrechtes Ketzergericht fingiert, zu dem die Dunkelmänner Hamburgs sich vereinigen, um denkende Prediger, Philologen und Schriftsteller, die Herausgeber der Literaturbriefe und schließlich Abbt selbst in Grund und Boden zu verdammen. Die Schrift machte damals großes Aufsehen, war sie doch eine, wenn auch blutige Ehrenrettung für Leute von gesund modernem Schlage (wie Ernesti und Michalis, die kritischen Bibelausleger des Rationalismus) für das neue Universalchristentum Basedows, für die Predigten der Sack und Spalding, für jede Art vernünftigen Denkens und Strebens.

Mit dieser gifthaltigen Satire hatte Abbt auch den letzten Rest von theologischer Schwarztinktur aus sich herausgespritzt und stand nun, wenn auch unerkannt zunächst, als erklärter Feind

1) V.-W. V, S. 1—24.

nicht nur der Theologie, sondern auch der Theologen in den Augen seiner Zeitgenossen da. —

Aus diesen Arbeiten heraus sucht Abbt nach einem Mittelpunkt des Schaffens, nach einem Hauptgeschäft, wie er Mendelssohn gegenüber sich äußert, der auf die Anfrage des Freundes ein fest umschriebenes Ziel und einheitliches Wollen angibt und der sieht: „Nunmehr steht Herkules auf dem Scheidewege und soll wählen ... durch die Klüfte der Metaphysik, auf den blumigten Wegen der Geschichte, Moral und Politik oder über die Anhöhen der Mathesis?

Wollen Sie die Stimme eines Freundes hören, ... so wählen Sie die Philosophie des Menschen. — Der Mensch, seine Kräfte und Fähigkeiten, Sitten, Rechte und Obliegenheiten bilden ein unermeßliches Meer von Erkenntnissen[1])."

Das war es, was ihm deutlicher als jedes Nachdenken die Reiseerlebnisse vor Augen geführt hatten, die ihren letzten Ausklang erst noch finden sollten.

2. Das Werk (Vom Verdienst)

a) Die Philosophie des gesunden Verstandes

Seit Abbt von der Reise zurück, in neuer Arbeit an seinen Schreibtisch gebannt ist, beginnen seine Gedanken intensiver um einen Gegenstand zu kreisen, der schon lange sein Inneres ausfüllte und in der Frage gipfelte: Wie werde ich ein wahrer Freund und Lehrer des Volkes? Was habe ich, der das Gelehrtenkleid nur noch äußerlich trägt, ihm zu sagen? Wie kann ich die das Volksempfinden betreffenden Gedanken zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen, eine Philosophie schreiben, die klar und schlicht, lebendig-wirksam, allgemein faßlich ist? Das, was er wiederholt an Einzelstellen seiner Schriften in dieser Hinsicht gesagt hatte, was bei all seinen philosophischen, historischen und literarischen Studien als dominierende Note die viel

1) V. W. III, S. 172, 173.

verschlungenen Harmonien seiner Seele getragen hatte, das wollte er jetzt, gesundheitlich gestärkt, bereichert an Erfahrungen in einer größeren Abhandlung an die Oeffentlichkeit bringen. So schrieb er sein Buch: Vom Verdienst.

Es ist ein Monument neben den Bausteinen Abbtscher Werke, ein festes Gefüge unter zahlreichen losen Fragmenten, ein Bekenntnis seines Gesamtwollens, nicht nur wie der Tod fürs Vaterland, eine Gelegenheitsschrift. – Die Voraussetzungen des ganzen Werkes liegen in den empiristisch-sozialen Strömungen der englischen Philosophie, den Volksschriften, Wochenblättern, die eine erste Verbindung zwischen Gelehrtentum und Leben herstellen und den Menschen selbst, nicht sein Gedachtes in den Vordergrund der Betrachtung rücken. Wie das rationalistische Jahrhundert überhaupt auf spiegelglatte Wahrheit sein Begehren richtet, so sollen auch die Kräfte im Menschen, Gefühle und Leidenschaften, die unerkannt, wenn auch wirksam, in dunklen Niederungen seelischen Geschehens schlafen, in die Helle des Bewußtseins gerückt werden. So kam man zur genauesten Sezierung von Innenvorgängen, bei der es sich, wenn auch von experimenteller Psychologie im heutigen Sinne nicht die Rede sein kann, dennoch um die Vorstufe dieser Wissenschaft, die Beschreibung seelischer Phänomene handelte.

Vielfach entstanden Untersuchungen über den menschlichen Geist, seine Beschaffenheit und Tätigkeit. Abbt, der sich schon früh bei Montesquieu und La Bruyère, bei Locke, Hume und Shaftesbury über diese Fragen orientiert hatte, verweilte mit besonderem Interesse bei Helvetius' „Buch vom Geist"[1]), zu dem ergänzend Gerards Werk vom Genie[2]) und eine über den gleichen Gegenstand handelnde deutsche Schrift traten[3]).

---

1) Helvetius: De l'esprit. Paris 1759. 2) Gerard: Versuch über das Genie. Aus dem Englischen v. Chr. Garve. Leipz. 1776. 3) „Versuch über das Genie" in Sammlg. vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Berl. 1759 ff.

Im Februar 1762 taucht zum erstenmal, angeregt durch Helvetius, der Gedanke in ihm auf, ein Buch vom Herzen zu schreiben, „welche Materie", wie er an Mendelssohn schreibt, „ohnehin noch so dunkel an manchen Stellen ist"[1]).

Mendelssohn setzt dem Plan des Freundes keinen Widerstand entgegen, doch erst im Winter 1763, nach Rückkehr von der Reise, erhält Nicolai den definitiven Bescheid, daß eine Schrift über das angegebene Thema im Entstehen sei. Die ersten Bogen der Arbeit sind Ende März 1764 beendet; am 21. Mai desselben Jahres wird „mit Ernst"[2]) gearbeitet, um Pfingsten verhandelt Abbt mit Nicolai über die Drucklegung. Am 8. August 1764 erfolgt die Absendung des Manuskripts. Mendelssohn wird feierlich gebeten, es im Schweiße seines Angesichtes durchzusehen[3]). Da die sprachliche Form der Abhandlung den Beifall der Freunde nicht findet, wird sie, über und über mit Randbemerkungen versehen, an Abbt zurückgeschickt, der unverzüglich, dem Urteil der Berliner blind sich unterwerfend, ohne Erbarmen mit sich selbst, das stilistische Unkraut ausrodet und im Verlauf des genannten Jahres das teilweise völlig umgeschmolzene Werk absatzweise dem Verleger zukommen läßt. Am 10. Februar 1765 wird der Rest des Buches zur Post gegeben. Wie ein Aufatmen nach langem Gebundensein klingt es aus den beigefügten Zeilen heraus: „Und nun bin ich freilich froh, daß ich eine Arbeit vom Halse habe, die mich seit einiger Zeit wieder ganz manzipiert hatte. Das Publikum mag nun urteilen, wie es will. Ich habe das Bewußtsein, daß ich mein Möglichstes getan habe"[4]). Abweichend von seinem ersten Entschluß, ein Buch vom Herzen zu schreiben, hat er in der näheren Konzeption des Werkes sein Thema dahin eingeengt, daß er nicht den ganzen Menschen, sondern nur d i e Eigenschaften und Fähigkeiten schil-

1) V. W. III, S. 47. 2) ib. III, S. 232. 3) ib. III, S. 260. 4) ib. III, S. 318.

derte, die Verdienst, Anerkennung, Existenzberechtigung verschaffen.

Den Philosophen beiseite lassend, möchte er sich einzig und allein vom Genius des gesunden Verstandes, von ungekünstelter Weltklugheit leiten lassen und nicht anders zu seinem Resultat kommen als durch Nachdenken, Belehrung und Geschichte. Trotzdem stellt er aber echt Wolffisch an die Spitze seines Werkes eine Definition, die Frage nach dem Wesen des Verdienstes, das aus freien, zu einem nützlichen Zweck verrichteten Handlungen, also aus rein utilitaristischer Grundstimmung und Denkrichtung heraus erwächst. Von dieser Begriffsbestimmung leitet Abbt allmählich zu den einzelnen, im Alltag des Lebens konkret auftretenden Verdiensten hinüber.

Ehe er aber auf das Tun und Lassen des Menschen einen Blick wirft, biegt er in breiten, psychologischen Kurven scheinbar vom Thema ab. Es gilt zur näheren Erläuterung des Verdienstbegriffes diejenige geistige Disposition zu erklären, aus der heraus ein verdienstliches Handeln erst möglich ist.

Indem er die Größe des Geistes, die Stärke der Seele, die Güte des Herzens untersucht, macht er eine Einteilung aller Individuen in denkende, wollende, fühlende. Den Unterschied dieser Veranlagungen erklärt er aus der Verschiedenartigkeit der ihnen zugrunde liegenden Seelenkräfte, diesen letzten Prinzipien seelischen Geschehens, die auch von Wolff statt jeder anderen Erklärung angenommen wurden.

Der große Geist ist für Abbt der Verstandesmensch, das Genie[1]), „dem es gegeben ist, gewaltige Dinge zu durchdenken". Er

1) In eigenartigem Zusammenhang taucht dieser Begriff, der seit der Aufklärung über Lessing, Herder und Goethe hinweg bis zur Romantik in mannigfachen Variationen immer wieder neu formuliert wurde, bei Abbt auf. Er orientierte sich darüber in den genannten Werken Gerards und Helvetius', die, in den Anschauungen der Zeit befangen, Genie gleich Verstand setzten. Auch Abbt ist ihrer Meinung, doch sucht er schon das Entstehen genialer Verstandesäußerungen zu ergründen und läßt sie von

rechnet zu ihnen an erster Stelle das Nachsinnen über die Angelegenheiten der Allgemeinheit, über Politik und Staatswesen, über alles, was die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt anbetrifft. Bezeichnend für Abbt ist es, daß er der sozial gerichteten Geistesarbeit den Vorrang vor der Spekulation einräumt, deren Ideen zwar groß sind, aber nur wenigen zugute kommen, weshalb ihm Gesetzgeber verehrungswürdiger sind als Philosophen und Dichter. Höher als die nur denkenden Geister aber schätzt Abbt die „starken Seelen", jene aktiven Naturen, die ihre Ideen unmittelbar in Taten umsetzen oder wenigstens, wenn sie nicht selbst handeln, andere zu Entschlüssen hinreißen.

Diesen letzteren Typ der starken Seele stellt Abbt selbst vor; er verkörpert ihn in seinem Schriftstellertum, das sich mit der Praxis des Lebens beschäftigt und Denken in Wollen zu verwandeln bestrebt ist. Abbt kennt aber, die Vielseitigkeit der empirischen Menschennatur berücksichtigend, noch weitere Variationen der Seelenstärke. Bald erscheint sie ihm als Mut oder Herzhaftigkeit, bald als Heiterkeit der Weisen, die unerschütterliche Gemütsruhe des Stoikers, bald — und das ist ihm das Wichtigste — als Festigkeit und Stetigkeit im Kampf des Menschen mit sich selbst, mit Ueberzeugungen, Traditionen, ein Widerstreit,

---

gewissen äußeren Gegenständen herrühren, „welche mit einem unwiderstehlichen Reiz auf die dunklen Vorstellungen eines Genies wirken, auf Vorstellungen, die es unbewußterweise in sich verschlossen gehabt." V. W. I, 37. Damit ist wie im ersten Ahnen die Kantische Auffassung von der unbewußten, gleichsam naturhaften Wirksamkeit des Genies schon angedeutet, die mit Erkenntnis zunächst nichts zu tun hat. Und ebenso lassen sich an diese Aeußerung Abbts die Genievorstellungen der Sturm- und Drangzeit anreihen, die wie auch Herders Geniebegriff auf das plötzlich aufglimmende, schöpferische Licht im Menschen hinauslaufen. Es sei mir gestattet, in diesem Zusammenhang auch noch auf Goethes Vergleich der genialischen Tätigkeit mit der in der Natur herrschenden hinzuweisen, während der Intellektualismus des Romantikers, der den Begriff von neuem rationalisiert, unter Genie ein mit Bewußtsein sich Hineindenken ins Ueberſinnliche versteht.

den er selbst als Theologe in hartem Ringen bewältigt hat, der ihm noch einmal im Erinnern lebendig wird, ihm Worte der Kraft eingibt, die auch in andern die Furchtsamkeit, die Angst vor der freien Forschung besiegen sollen, jener Gemütsverfassung übertriebenen Zagens, die selbst einem so hartnäckig angegriffenen Freigeist wie Basedow in so hohem Maße eigen war, daß er zu einer konsequenten Durchführung seines Systems nicht gelangen konnte. –

Neben der männlichen, sich meist in aktivem Verhalten äußernden Seelenstärke erwähnt Abbt auch die weibliche, die Tugenden der Frau, die groß ist durch Dulden und Gehorchen, durch Fürsorge und Hingabe, Eigenschaften, die ihr den Wert des Mannes, wenn auch in anderer Art, verschaffen, eine Aeußerung, die uns in Abbt den gerechten Beurteiler weiblicher Eigenart, den feinen Kenner geschlechtlicher Differenzierungen ahnen läßt, was um so mehr erstaunt, als er selbst nicht durch Bande der Freundschaft oder Liebe näher an eine Frau geknüpft war. Nicht als Mann, sondern als Schriftsteller, als Volksaufklärer beschäftigt er sich mit diesem Problem, denn allen, auch den Frauen, soll seine Untersuchung Klarheit über sich selbst, ihre Stellung im Weltganzen, ihr Verdienst verschaffen[1]).

Mehr noch gilt Abbts Wort der Allgemeinheit, wenn er neben dem großen Geist und der starken Seele von jener dritten Kategorie von Menschen redet, der die Güte des Herzens als erster Wesensbestandteil zukommt. Es sind die Wohlwollenden, Fühlenden, Hilfsbereiten, die in der Einfachheit ihres Gemütes, ihrer

1) Die eigentümliche Trennung von „großem Geist" und „starker Seele", die Abbt seinen Ausführungen zugrunde legt, und die ohne gewaltsame Auseinanderreißung verwandter Seelenvorgänge nicht durchführbar ist, beanstandete später auch Abbts Freund, der Graf von Bückeburg, wenn er sagte, daß seiner Meinung nach „die Stärke ohne Größe nicht sein könne, und daß die große Seele nur ein starker Geist wäre, durch den Enthusiasmus in Bewegung gesetzt". V. W. III, S. 364.

Treue und Aufopferungsfähigkeit hundertmal entschädigt sind für die etwaige Unfähigkeit, große Gedanken zu äußern, kühne Unternehmungen zu wagen. Ein Heer von Altruisten ruft er gleichsam auf gegen die Willensmenschen, die der Gefahr der Selbstvergötterung nur allzu leicht erliegen. Doch muß auch der fühlende Geist verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen, um wahrhaft groß zu werden. Das gute Herz allein macht nicht das Wohlwollen, diese edelste aller Gesinnungen aus; jenes ist nur die Disposition zu diesem; erst durch Erziehung wird aus der bloßen Veranlagung die tätige, wirksame Kraft, deren jeder, auch der Kleinste und Unbedeutendste, teilhaftig werden kann.

Psychologisch definiert Abbt dieses Wohlwollen als eine Empfindung, und so kommt es, daß er im Anschluß an die Menschengattung der Gutherzigen die schon bekannte Untersuchung über die Wörter Empfindung und Empfindnis, d. h. die durch Erinnerung und Phantasie hervorgerufene, zu aktivem Eingriff in das Schicksal anderer befähigende Mitempfindung ihrer Leiden und Nöte, ihrer Wünsche und Bedürfnisse einschaltet, an die sich dann noch andere schon früher erwähnte, den Empirismus Lockes verwandte psychologische Erörterungen anschließen[1]).

Ehe Abbt den ganzen ersten Teil des Werkes, die Frage nach der geistigen Veranlagung des Menschen abschließt, versucht er diese Verschiedenheit, jetzt nicht mehr nach den Seelenkräften Wolffs, sondern im Anschluß an Helvetius empirisch aus Herkunft, Erziehung, Staatsgesetzen und Religion der Menschen zu erklären, wodurch er aber nur die erworbenen Fähigkeiten zu begründen vermag, nicht die angeborenen, die er, wie nach ihm Herder, auf den Einfluß des Klimas, der Bodenbeschaffenheit eines Landes zurückführt. Durch all diese Erwägungen hat Abbt sich für den konkreten Gehalt des Buches den psychologischen Unterbau geschaffen, auf dem er die einzelnen, der Wirklichkeit entlehnten Bilder des Lebens aufzustellen gedenkt. Noch aber muß

1) Vgl. S. 106 dieser Arbeit.

er, anstatt die Typen der Verdienstmenschen unmittelbar zu geben, eine Einteilung der Verdienste in Klassen vornehmen, die im allgemeinen den schon angegebenen psychologischen Verschiedenheiten entsprechen. So rühren vom großen Geiste die großen, von der starken Seele die hohen, vom guten Herzen die allgemeinen Verdienste der Häuslichkeit und des Familienlebens her, während eine vierte Gruppe von Verdiensten, die schönen, deren Erwerber im Gebiet der Kunst, namentlich dem der Schriftstellerei tätig sind, teils aus Geistesgröße, teils aus Wohlwollen entspringen, sofern sie eine rege Einbildungskraft als Grund, die Erheiterung und Erbauung anderer zum Zwecke haben.

Nach all diesen vorbereitenden, aus Philosophie und Psychologie gereiften Gedanken, die uns ungeduldig auf plastische Anschauung warten lassen, entschließt sich Abbt, die Vertreter der einzelnen Berufsarten uns vorzuführen.

Erst jetzt geht seine Feder aus der stillen Gelassenheit rein sachlicher Darstellung heraus; kühner wird der Schritt, feuriger das Tempo, wenn es heißt, die verdienstvollen Charaktere leibhaftig zu ergreifen, in markigen Linien ihre Züge zu meißeln. Da steht vor seinen Augen der kühne Triumphator, der siegreiche Eroberer und neben ihm in stolzer Gleichberechtigung sein Werkzeug, der Soldat, der einfache Kriegsmann, dem Abbt in Dankbarkeit den Hymnus der Verehrung singt, um die zu überzeugen, die noch nicht glauben, daß jeder von ihnen ein Held sei. Wieder glüht in Abbt der Geist des Preußenkönigs, Töne schlägt er an, die einst aus seiner Seele klangen, als er den Tod fürs Vaterland verherrlichte. Prachtvoll malt er das Bild des sterbenden Kriegers, der „Wunden und Tod nicht scheuet um der Brüder willen und sein Leben nicht teuer achtet um des Vaterlandes willen, das ihn sendet, der seine Tage, wenn sie ihm wirklich abgefordert werden, freudig dahingibt"[1]).

Wie ein jäh aufspringender Quell sprudelt dieser Satz aus

1) V. W. I, S. 235.

dem trockenen Boden der in strenge Systematik eingeschnürten Schrift heraus; es wird uns zumut wie einem Wanderer, der, zwischen Felswänden einherschreitend, plötzlich einen Ausblick gewinnt in sonniges Freiland, das Augen und Seele mit Licht füllt. Unwillkürlich erinnere ich mich an dieser Stelle eines Gegenwartsdichters, dem es gegeben ward, die feurig brausende Kriegsmelodie der jüngsten Vergangenheit zu spielen, der über den Abbtschen Gedanken die rhythmisch wundervoll bewegten Worte jubelte:

„Ein Held schon warst du, eh' die Schlacht dir sang
Das grause Lied vom Tod und rotem Blute,
Du zwangst den Tod, noch eh' er dich bezwang,
Du stürmtest ihn mit deinem Heldenblute,
Komm nur, was kommt!
Nichts ist dein Untergang,
Tod ist dir Sieg und nicht des Schicksals Rute"[1]).

Vom Heroismus des Soldaten aus kommt Abbt zu den Verdiensten des Heiligen, der, wie er selbst als Apostat der Theologie, die morschgewordenen Gebäude des dogmatischen Kirchentums zertrümmert, um fern vom Streit der Meinungen Altäre der Liebe zu errichten. Auch der Heilige ist ein Soldat, ein Kämpfer auf unblutiger Walstatt, ein Verfechter seiner eigenen Seele, ein Lehrer der Jugend wie Sokrates, ein Künder neuen Lebenswandels, ein werktätiger Arbeiter, der fern davon ist, wie auch Abbt, in passiver, pietistischer Frömmigkeit zu zerfließen. Der Soldat und der Heilige, die den Vortrupp bilden im Gesamtgefecht eines Staates, sehen erst hinter sich den Politiker, Schriftsteller, Künstler und Prediger. Doch auch sie haben hohe, der Allgemeinheit dienende Aufgaben. Was Abbt darüber sagt, ist ihm aus tiefster Seele emporgewachsen[2]). Noch aber steigert sich das Mitschwingen seines persönlichsten Fühlens, wenn er zuletzt in die verborgene

1) H. Lersch: Herz, aufglühe dein Blut, S. 20. Volksverlag M. Gladbach. 1917. 2) Vgl. S. 152ff. dieser Arbeit.

Kleinwelt des Volkes hinuntersteigt und auch dem schlichtesten Dasein einen Schein des Lichtes, des Verdienstes abzugewinnen vermag. Nicht dünkt er sich zu klug, um in den Seelen all der in den stillen Winkeln des Lebens, in niedrigen Kammern Schaffenden zu lesen. In demütiger Neigung seines Wesens horcht er auf das Schlagen ihrer Herzen, lauscht ihnen ihre innersten Gedanken ab. Und damit hebt er den Außenstehenden, den hochmütig sich vor dieser Welt Verschließenden, den Aristokraten und Gelehrten einen Vorhang hoch, den sie zu lüften nie vermocht hatten, zwingt sie zu sehen, was aus dunklem Grunde leuchtend aus dem nach und nach sich weitenden Spalt heraustritt: Mosaikbilder, in köstlich reinem Farbton gehalten, schlichten Glanz ausstrahlend, den scheu sich nahenden Beschauer mit seltenem Zauber umspinnend. Da sieht man den eifrig hantierenden Kaufmann, den rührigen Handwerker, den munter schwatzenden Gesellen, den breitgebauten, sonngebräunten, in harte Scholle schwer hineinpflügenden Landmann, die um den Herd sich sammelnde, bald in Arbeit, bald in Gebet und gemeinsamer Lesung vereinte Familie, den unbeugsamen, ehrlich Hab und Gut verwaltenden und vermehrenden Vater, die selbstlos sich hinopfernde, ruhelos schaffende Mutter, das an frisches Zugreifen gewöhnte Kind, dem schon der Tatendrang durch alle Adern rinnt, — und endlich, — mehr im Hintergrund und doch noch weithin sichtbar, das Wirken aller förmlich in sich einfangend, ohne aufdringlich zu sein, erscheint der Prediger, ihr Führer, der für jeden einzelnen ein Wort des Rates, der Ermunterung, einen tröstenden Zuspruch, einen mahnenden Blick, ein beruhigendes Lächeln findet, der ihnen Sinn und Zweck des Lebens, ihres unbedeutend anmutenden und doch im Rahmen der Gesamtheit so unentbehrlichen Tuns in schlichter Ausdrucksweise klar macht. In diesen, bald kräftig, bald zart getönten Miniaturen gab Abbt sein Eigenstes und Bestes, wirkte er wie Offenbarung auf die in ihrem eigenen Kreis in immer gleichen Windungen sich drehenden gelehrten Zeitgenossen.

Der ersten einer stand er, das doktrinäre Kleid in kühnem Ruck hinweggerissen, unbedeckt als Mensch und nur als solcher unter seinesgleichen. Politisch wurde er aber vom Gewande der Zeit nicht frei. Fritzisch denkt er noch am Schluß der Abhandlung, wenn er große und hohe Verdienste nur einer auserwählten Kaste, den Monarchen und Adeligen, zuteil werden läßt. Er schließt mit dem Wunsche, daß jeder den Beruf ergreifen möge, für den er tauglich ist.

Abbts Worte waren nicht umsonst gesprochen. Wie Ströme warmen Lebens fluteten sie durch die deutsche Schriftstellerwelt. Wege, die bisher verödet dagelegen hatten, konnten neu begangen werden. Sie führten zum Herzen des Volkes, zum Born des heimischen Lebens, sie schlossen auf die Hütten der Ungenannten, der Demütigen und doch so kraftvoll Wirkenden. Sie alle konnten, wenigstens in den letzten Teilen des Werkes, Abbts Sprache verstehen. Kernige Gedanken bot er ihnen, einfache, gesunde Alltagskost, gewürzt von philosophischem Gefühl und einer Fähigkeit, die, wie ein Rezensent seiner Zeit sagt, „bereit ist", den Empfindungen des Menschen nachzugehen, gerade das auszudrücken, was jeder, der Mensch ist, fühlt, aber nicht denkt[1]). Aehnlich äußerte sich auch Zimmermann, der Freund Nicolais: dunkle Begriffe sind in ihm geklärt, neue entstanden. Entzückt ist er von den persönlichsten Aeußerungen Abbts: „Wo sein Herz redet, da redet es ganz nach meinem Herzen"[2]). Auch Gellert erfaßt das tiefste Wollen des Autors, die Entschälung der Volksseele, wenn er es auch bedauert, „daß die Wirkungen der Religion nicht klar genug zutage treten"[3]). Selbst die Schweiz, die beim Erscheinen des Buches „Vom Tode fürs Vaterland" ihr Gesicht in noch strengere republikanische Falten gelegt hatte, wird jetzt zu einem bewundernden Augenaufschlag gezwungen. Wie

1) Deutsche Bibl., Halle 1768, 3. Stück, S. 107—116. Herausg. v. Klotz. 2) Bodemann, S. 292. 3) Gellert: Moral. Vorlesungen Leipz. 1839, VI, S. 177.

zeitgemäß Abbts Ausführungen waren, zeigen auch die unmittelbar nach seinem Werke erscheinenden Nachbildungen[1]), die im weitesten Maße den Bedürfnissen des Volkes Rechnung trugen. In voller Hingabe aber ist in das Wesen dieses von Abbt so kraftvoll beförderten Schriftstellertums erst Herder, der Erneuerer des Volksliedes, der Dolmetsch des Volksfühlens, eingedrungen.

Er ist es, der dem neuen literarischen Beginnen Abbts den rechten Stempel aufdrückt, der, abhold jeder Metaphysik, und sei selbst Kant der Vermittler, entzückt sich aus dem eben besprochenen Buch die Stelle herausschreibt, in der es heißt, daß nicht Spekulation die erste Größe des Geistes sei, sondern die menschliche Weltweisheit, das Studium humanitatis, die menschliche Philosophie, ein Ausdruck, mit dem er am liebsten diese ganze volkstümliche Richtung bezeichnet, die er wie Abbt bei Shaftesbury bewundert und die er in anderer Form in den Werken Rousseaus[2]) wieder ausgeprägt findet.

An Abbt erinnert Herder sich, wenn er darüber nachdenkt, „daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei“[3]), ein Aufsatz, in dem er die philosophische Wissenschaft im Sinne der scholastischen Wortkrämerei aufs tiefste verachtend, nur die Philosophie gelten läßt, „die den Menschen zu ihrem Mittelpunkte macht“, die auch in die „Frauenzimmerkabinette“

---

1) Alber: Von der Klugheit des Bürgers. Helmstädt 1765. Hirschfeld: Versuch über den großen Mann. Leipzig 1768/9. 2) Rousseau gegenüber wahrt Abbt eine vorsichtig bedächtige Haltung, sieht in ihm einen, der „alles nur anfaßt, um es umzukehren, wodurch er selbst genötigt wird, das Umgeworfene wieder aufzurichten“. V. W. I, S. 288. Im Vergleich zu Herder, der als jugendlicher Stürmer und Dränger in Königsberg die ganze Fülle Rousseauscher Ideen urteilslos in sich hineingeschlungen hat, wehrt Abbt, mit nüchternem Blick die gegenwärtige Menschheit prüfend, die ungestümen Forderungen und Uebertreibungen des Franzosen von sich ab, den Herder später erst in seinem Reisejournal gleichfalls als kulturfeindlich erkennt. 3) S. W. S. XXXII, S. 31 ff.

eindringt, die „von den Sternen zu den Menschen sich herabläßt". Auch Abbt hatte den Philosophen gebrandmarkt, „der auf der Höhe eines Turmes steht" und ausgerufen: „Mensch, denke immer an den Erdhaufen, worauf dir deine Stelle angewiesen ist"[1]). Wohl kaum einer aus der damaligen Schriftstellerwelt hat dieses Wort so zu befolgen wenigstens versucht wie Herder, der lehrend, schreibend, predigend, sich als lebendige Kraft empfand, die lebenweckend wirken sollte, der kaum ein Jahr nach Abbts Tode, auf hoher See Gedanken spinnend, vom Sturmwind des Meeres umbraust, den Blick in unendliche Weite verloren, Zukunftspläne schmiedet, neue Lebensformen ausdenkt, Bücher konzipiert, in denen sie gezeichnet werden sollen, in denen er, als habe die Schrift „Vom Verdienst" vor ihm gelegen, die menschliche Seele, die Gesellschaft, Charaktere und Stände aller Art, den Soldaten und Prediger, den Kaufmann und Weisen, den Handwerker und Gelehrten, den Künstler und Bauer gegeneinander hält und ihre Tätigkeiten, Pflichten, ihr Leben, ihre Religion, ihre Freuden und Leiden, ihre Feste und Trauertage an sich vorüberziehen läßt. Da wird er recht ein Schriftsteller der Menschheit. Da macht er vollends wahr, was er, von seiner Rigaer Gemeinde sich verabschiedend, gesagt hatte: „Ich redete ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen"[2]). Das war es, was auch Abbt gewollt, was seltsamerweise seine nächsten Kritiker, die Berliner Freunde, die ihn doch zur Erkenntnis des Lebens geführt hatten, nicht begriffen. Unfähig waren sie, die Neuleistung in ihrem wahren Wert zu würdigen. Sie hafteten an ihrer äußeren Erscheinung, der Sprache: an Einzelheiten, an Wendungen, Worten und Bildern krittelten sie herum. Abbt selbst war sich gewisser stilistischer Schwächen des Buches bewußt: „Ich fürchte, zu weitläufig zu sein . . . Auf der anderen Seite schreien mir die Leute in die Ohren, ich sei dunkel . . . Mein Gang scheint mir zu schulmäßig zu sein und in meinem

1) V. W. I, S. 19. 2) S. W. S. XXXI, S. 131.

Stil verzweifle ich nach und nach gänzlich, eine gewisse freie Leichtigkeit zu bringen[1])."

b) Die Form des Volksschriftstellers

Es mutet eigentümlich an zu lesen, daß Abbt und die Berliner Freunde seinen Stil, der doch dem Volk verständlich sein sollte, nicht zweckentsprechend, teils zu schematisch, teils zu verworren finden, hatte er doch selbst in seinen Literaturbriefbesprechungen wiederholt die Notwendigkeit schlichten, natürlichen Ausdrucks gepredigt, die Form bestimmt, in die der neue Inhalt deutschen Schrifttums gegossen werden sollte. Nach seinem eigenen Urteil scheinen Theorie und Praxis bei ihm auseinanderzufallen, der Volksfreund zu denken, zu empfinden, der Gelehrte zu schreiben. Tatsächlich hat er auch durch allzu ängstliches Suchen nach dem rechten Wort, durch das oft ungestüme Tempo seiner Seele nicht immer seinen eigenen stilistischen Anforderungen entsprochen. Vergleicht man seine Schreibart aber mit den steifen Kathederdeklamationen seiner Zeit, so hat sie doch ein auffallend sinnliches, volkstümliches Gepräge.

Das Ziel, das Abbt in seiner Darstellung erstrebt, ist äußerste Klarheit: streng systematisch soll der Gedankengang sich aufbauen. So legt er — wie jedem seiner Werke — auch dem zuletzt besprochenen ein logisches Schema zugrunde, wovon er allerdings in der Ausführung häufiger abweicht, denn die Vorstellungen in ihm scheinen fortwährend in lebendigstem Fluß zu sein. Sie beherrschen, überwältigen ihn, lassen sich nicht von ihm in die vorher konstruierte Ideenordnung einpressen.

Trotzdem durchzieht das Bestreben nach sorgfältiger Begriffsbildung die ganze Schrift. Nicht immer aber geht er vom Begriffe selbst aus, sondern weiß durch allgemeine Betrachtungen, Andeutungen und Einzelbeobachtungen seine Leser selbsttätig dahin zu führen, die einzelnen, zu einem Begriffe gehörigen Stücke

1) V. W. VI, S. 7.

zu einem Ganzen zusammenzusetzen. So gelangt er auf induktivem Wege an gewissen Punkten der Abhandlung zu genauer Formulierung und straffer Zusammenfassung des Gesagten. Zur Entwicklung der Begriffe, zur Veranschaulichung und Vertiefung der Gedanken bedient er sich erläuternder Beispiele. Aus der Geschichte aller Zeiten und Zonen, aus der Literatur der Antike, der Franzosen und Engländer, aus der religiösen Ideenwelt, aus dem Bereich seiner eigenen Erfahrung läßt er seine Helden vor seinen Lesern aufmarschieren, läßt er sie gerade in dem Augenblick auftreten, wo ihr Erscheinen wie ein blitzartiges Licht das Dunkel des Verstandes durchstrahlt, wie ein feuriger Genius[1]), der Wärme und Leben in die kühle Sternennacht des begrifflich forschenden Geistes bringt. Mitten in tiefsinniger Betrachtung vermag er ein unerwartetes Bild, eine dramatische Situation uns vorzuzaubern: Es ist die Rede vom Soldaten, seinen Verdiensten, Ehren. Plötzlich ersteht seinem inneren Schauen die Gestalt des gefallenen Helden: „Ja, da liegt er auf dem Bette der Ehren, des bleibenden Nachruhmes, des Verdienstes! Tretet näher, Jünglinge! Ihr habt nicht immer einen solchen Anblick. Prägt euch die Bildung des wackeren Mannes tief ein[2])." An anderer Stelle spricht er von den Verdiensten des Heiligen, des duldsamen, liebevollen Förderers einer freisinnigen Religionsauffassung. Tiefen Einblick gibt er in das Wesen eines solchen Mannes, versenkt uns in ernste Betrachtungen, in ruhiges Nachdenken. Doch werden wir mit eins herausgerissen, wenn als Kontrastbeispiel der falsche Heilige, der Fanatiker, Schwärmer und Volksaufwiegler hinter einem jäh aufgerissenen Vorhang sichtbar wird: „Siehe, er ziehet daher, das Schwert in der Hand; sein Auge funkelt; seine Stirn glühet. Mit der Fackel zündet er die Götzentempel an; und mit dem Opfermesser tötet er die Götzenpriester[3])."

1) V. W. I, S. 4. Er ruft den „Genius der Beispiele" an, ehe er sein Werk beginnt. 2) V. W. I, S. 235. 3) ib. I, S. 238.

Abbt hat eine umfangreiche, in Fächern und Laden wohlgeordnete Beispielsammlung beständig zur Verfügung. Es ist, als brauche er nur auf einen Knopf zu drücken, um das entsprechende Bild herausspringen zu lassen. Es handelt sich dabei um einen wahren Raritätenkasten; das allgemein Bekannte verschmäht er. Die auf der Bühne des Lebens fungierenden Nebenrollen, deren Zweck es ist, die Hauptcharaktere zu unterstreichen, schiebt er aus dem Halbdunkel ihres oft geheimnisvollen Wirkens ins breite Licht des Vordergrundes. Leider hat er in dieser Hinsicht versäumt, die deutschen Schriftsteller energischer auszubeuten[1]). Er hält sich, wie schon gesagt, vornehmlich an die Antike und das Ausland.

Wie er sein Gedankengebäude durch sprechende Gemälde eindrucksvoller zu gestalten versuchte, so sollte das eigentliche Gerüst, die Sprache, ein abgerundetes, klargegliedertes Ganze vorstellen. An fremder Schreibart suchte er seinen Stil zu bilden. Die deutsche Sprache schien ihm zu weitschweifig. Nach Kürze und Schärfe des Ausdrucks, nach jener lebendigen, dem Unterhaltungston sich nähernden, natürlichen Schreibart strebte er, die Lessing an den Franzosen erkannt und außer etwa Liscow als erster in Deutschland eingeführt hatte. Auch Abbt gehört, wie sie, in die Reihe deutscher Schriftsteller, die den Kampf um eine kernige, gesunde Prosa geführt haben, ein Gefecht, das schon Gottsched, den Barockschwulst der Lohenstein und Hoffmannswaldau verwerfend, im schüchtern aufflammenden Vorpostenfeuer eröffnet hatte. Und doch blieben nicht nur Gottsched, sondern auch Haller, Bodmer und Breitinger, die poetisch Schwungvollen, als Prosaiker schleppend und altertümlich; nicht weniger Gellert, dessen ermüdende, pedantisch weitschweifige Schreibart von Abbt mit Recht getadelt wurde. Erst Lessing, die Tradition der klar dahinfließenden Sprache Liscows wieder aufnehmend, schuf in der Frische und

1) Dies macht ihm auch die Klotzische Bibliothek, Halle 1768, 3. Stück, S. 107 ff., zum Vorwurf.

Präzision seines dramatischen Prosadialogs die ersehnte Feinheit, Schlichtheit und Natürlichkeit der Sprache.

Abbt aber geht weiter; die rationalistische Tendenz des Einfach-durchsichtigen genügt ihm nicht mehr; zwar hascht er nach der Kürze des Tacitus, nach französischer Munterkeit, nach knappster Formulierung; seine Einbildungskraft aber verführt ihn zu phantastischem Farbenglanz, zu metaphorischer Umkleidung, wodurch er, wie Herder sagt[1]), die Begriffe, ohne sie klar auseinanderzulegen, „divinatorisch ahnen läßt".

So beansprucht er außer dem Denken die lebhafteste Mitempfindung, das innerliche Sichanschmiegen seiner Leser, eine Forderung, die die „entseelten Kunstrichter"[2]) der damaligen Zeit mißbilligten. Den Freunden Mendelssohn und Nicolai, die ganz auf Lessing fußten, schien sein Stil gezwungen, dunkel, affektiert[3]).

Der eigene Vater rügt die undeutliche, nur den Gelehrten zugängliche Ausdrucksweise des Sohnes[4]), und Möser steht nicht an, ein gewisses Pretiösentum auch in der mündlichen Formulierung von Abbts Gedanken zu erblicken. Es ist daher, wenn die von Dämmerung magisch umschatteten Ideen Abbts oft unbegrenzt, gestaltlos vor uns aufragen, hie und da ein mühsames Tasten und Suchen erforderlich, um klar zu wissen, was gedacht oder gefühlt wurde[5]). Abbt ist trotz seiner Empfänglichkeit für reales Leben dennoch hie und da auch wieder spekulativer Geist. Das zeigt sich wenigstens in seiner Schreibart. Nicht wie Lessing geht er vor, der die Wahrheit von vornherein klar vor

1) S. W S. II, S. 291. 2) ib. II, S. 291. 3) V. W. III, S. 170. 4) Vgl. Brief von Abbts Vater an Nicolai vom 18. Dez. 1767 (Ungedruckter Briefwechsel Nicolais). 5) Der Ansicht Philippis (Die Kunst der Rede, Leipz. 1896) kann ich daher nicht zustimmen. Es heißt darin: „Ueberflüssigen oder gar die Deutlichkeit verdunkelnden Schmuck treffen wir nicht bei ihm . . ." S. 124. „Durch den einfachen Bau der Sätze sieht man die Gedanken klar auf dem Grund liegen. Einzelne gram. Inkorrektheiten hängen mit der Zeit zusammen." S. 125.

Augen sieht und nur den kürzesten Weg zu ihr hin sucht, sondern induktiv baut er Schluß auf Schluß, spürt wie im geistigen Schauen nach einem Resultat, das er wie eine Helle im Finstern plötzlich ertappt, die man mit ihm ahnen, mit ihm entdecken muß. Zu einem einheitlichen Stil ist er niemals gelangt. Zu sehr band er sich an fremde Muster, in die er sich intensiv, mit solcher Erfassung ihrer Eigenart hineinlas, daß unwillkürlich neue Ausdrücke, Bilder, Wendungen in seine Rede hineinströmten, aus denen er aber bei der Fülle des täglich Neuaufgenommenen Unbrauchbares, Unkünstlerisches und ihm Wesensfremdes nicht schnell genug scheiden konnte. Teils arbeitete er schwunghaft, wie ein Rad, das sich treiben läßt, teils auch wie in gewisser Hemmung, ständig bedroht von der schulmeisterlichen Zuchtrute seiner Freunde. Verstand und Herz ringen miteinander in unausgesetztem Kampfe. Der rationalistische Zeitgeschmack verlangt kälteste Logik, unverblümteste Klarheit; sein eigenes, oft leidenschaftlich erregtes Innere sucht Farben und Töne, die begeistern, entzünden, hinreißen. Um das zu erreichen, greift er zu Metaphern[1]), die er der ganzen, ihm zugänglichen Erscheinungswelt, wie sie in Blumen und Bäumen, in Licht und Sonne, in allen Formen des menschlichen und tierischen Lebens ihn umflutet, entnimmt. Doch sind die Naturbilder Abbts nicht aus unmittelbarer Anschauung herausgeboren. Als feststehende Typen übernimmt er sie vielfach von der literarischen Vergangenheit. Neben den Metaphern charakterisiert sich seine Sprache durch Antithesen, durch malende Epitheta, durch eigenartige Wort- und Satzverknüpfung, durch plötzlichen Abbruch innerhalb der Rede, durch Ausrufe und Fragen, die ein beständig in Bewegung befindliches, hochtemperiertes Innenleben verraten.

Nicht nur die Wortverknüpfung, auch der Sprachschatz Abbts

1) Herder sagt von ihm, daß er nach Art der Griechen „Bilder gibt statt in Bildern zu reden", d. h. nicht alles selbst ausdrückt, sondern voraussetzen und hinzudenken läßt. Vgl. S. W. S. II, S. 278.

als solcher ist eigenartig, setzt schöpferische Tätigkeit voraus. So gräbt er längst verschüttete Archaismen aus den Trümmern früherer Sprachdenkmäler auf und leistet, über die vorsichtigen Aufklärer hinwegschreitend, eine Vorarbeit für die Romantiker. Unerschrocken geht er aber auch zur Bildung neuer Wörter über, die bei den Freunden Anstoß erregten, wie der dem französischen Sentiment entsprechende Ausdruck Empfund[1]). Mendelssohn und Nicolai sind unbarmherzig mit der kritischen Axt in seinen sprachlichen Neubau hineingefahren, um fremd aussehende, seltsam geformte Steine abzuhauen[2]). Viele dieser selbstgeschaffenen, markigen, mit Blut und Leben getränkten Wortgebilde aber sind erhalten geblieben und in den stets bewegten, unaufhaltsam anschwillenden Strom der deutschen Sprache eingelaufen[3]).

Dadurch, daß Abbt die Sprache bildlich, plastisch, anschaulich gestaltete, daß er zum Born des Sprachlebens, der volkstümlichen Ausdrucksweise sich niederbeugte, war sein Schrifttum fähig, auf breitere Massen zu wirken. Es zieht eine Entwicklungslinie von der nüchternen Verstandesprosa Lessings zu den in Tropen des Seelenlebens gereiften Feuerblumen der Schreibart Herders.

Abbt hat es nicht gewagt, die neue Bahn im freien Schwunge zu durcheilen. Aengstlich horcht er auf die Stimmen der Kritik, sieht seitwärts und rückwärts, verstrickt sich schließlich in ein buntes Gewebe sprachlicher Figuren, das seinen Zeitgenossen rätselhaft blieb. Erst Herder hat die geniale Vorempfindung neuer

1) Vgl. V. W. III, S. 269, 273 ff., 284. 2) Mendelssohn strich im 1. Manuskript des Werkes vom Verdienst unter anderen die Wörter „ankindern, ausgebohren, Vernämlichung". 3) Bemerkenswerte, durch Abbt in die Sprache hineingekommene Ausdrücke sind: Wohlhabenheit, das Wohlhergebrachte, Leitstimme, Streiftruppen, Taubeneinfalt, vor allem der aus der Zeit literarischer Plänkeleien unmittelbar erwachsende Ausdruck: Kunstrichterseele. Vgl. Geißler: Ueber die Schriftstellertätigkeit Th. Abbts. Breslau 1852. Beck: Der Stil Th. Abbts, Greifsw. 1914, S. 55 ff. Das von Pentzhorn als Neubildung angegebene Wort Handelseingeborener findet sich schon in den Gesetzen Fr. Wilhelms I. Beck, S. 55.

Rede bei ihm wahrgenommen und sein Verdienst ins rechte Licht gerückt[1]).

3. Die Tat

Das Werk vom Verdienst war beendet. Es trug Abbts Namen in weite Gaue seines Vaterlandes.

Kaum freute ihn der über sein Erwarten weit gesteigerte Erfolg, die Wirkung, die das Buch auf arm und reich, Volk und Gelehrte ausübte. Was half ihm seine ganze Schriftstellerei, wenn er sie nicht in Leben umsetzen, vom Wort zur Tat übergehen konnte? Solang er schreibend sitzt vor dem mit Buch und Tintenfaß beschwerten Pult, ist er, wie warm sein Herz auch schlägt für alles Menschliche, der eingeschlossene, an sich allein verwiesene, bald fühlende, bald denkende Gestalter. Das kann ihn aber nicht dauernd befriedigen. Nach draußen drängt es ihn; im Sonnenbrand des freien Feldes will er, ein Arbeiter im Dienst der Menschheit, vor harten Pflug gespannt sein. Die Tat nur wird sein ganzes literarisches Schaffen krönen, das seine letzte Wahrheit erst durch sie beweisen kann, durch endgültige Abkehr von dem bisherigen, zum größten Teil in Studierzimmern und Hörsälen zugebrachten Leben. Noch aber ist er in der drückenden Schulluft der Universität, die ihm sein Leben unerträglich macht. Sein ganzes Schaffen droht ins Stocken zu geraten. Er hat in Rinteln keine Ruhe mehr. Es treibt ihn in die nächste Umgebung. Bald ist es Osnabrück[2]), wo er sich in dem gastfreundlichen Hause Mösers aufhält, bald zieht es ihn nach Pyrmont, zu Gleim, der sich zu einer Kur dorthin begeben hatte. Bei Gleim, dem väterlich sorgenden Vormund werdender Poeten, wird Abbt ein wenig aufgefrischt; da atmet er Berliner Geist, da sind Persönlichkeiten, die ihm die früheren Beziehungen zur Hauptstadt von neuem in lebendige und doch nur wehmütige Erinnerung

1) Vgl. den Schluß: „Der Torso von einem Denkmal". 2) V. W. III, S. 289.

bringen[1]). Gern wäre er persönlich nach Berlin geeilt, um mit den Freunden über seine Zukunft zu beraten, denn es bieten sich ihm Aussichten, von Rinteln fortzukommen[2]). Doch wird der Reiseplan wieder zunichte; die Kosten scheut er und die Bitte um Urlaub; und schließlich schreckt ihn auch im voraus der Gedanke an die bittere Rückkehr zu seinem Verbannungsort. Da bleiben will er aber unter keinen Umständen, ebensowenig zieht es ihn zu anderen Universitäten, nach denen er nicht „die Hand umwenden"[3]) möchte. Immer stärker sehnt er sich nach freier, praktischer Wirksamkeit, nach einem unabhängigen Beruf. Intensiv wirft er sich auf das juristische Studium, die Kameralwissenschaften, um einmal einen sozialen Posten bekleiden zu können. Rinteln wird ihm von Tag zu Tag unerträglicher. Ein Höchstmaß langsamen Hinopferns an eine Tätigkeit, die nicht zusagt, scheint erreicht. Die beengende Hülle, in die sein Dasein eingespannt ist, muß gesprengt werden, wenn sein Lebensmut nicht ganz und gar ersticken soll. Immer ungeduldiger wartet Abbt auf Erlösung.

Da wird eines Tages ganz Rinteln durch ein unerwartetes Ereignis in Aufregung versetzt. An einem Junimorgen des Jahres 1765 zeigt sich in den Straßen der Stadt eine hochherrschaftliche sechsspännige Kutsche, die, von den neugierigen Blicken der Bewohner verfolgt, zu ihrem größten Erstaunen vorm Hause des siebenundzwanzigjährigen Mathematikprofessors Thomas Abbt anhält. Heraus tritt ein Mann von langer Gestalt, abgehärtet, wie von Gram verzehrt und doch menschenfreundlich, sanftmütig, eine Erscheinung, die einen mehr nachlässigen als gepflegten, in ihrem seltsamen Anzug fast lächerlichen Eindruck macht, und unter der doch kein geringerer als ein regierender

1) V. W. V, S. 120. 2) Der württembergische zukünftige Regent gedachte ihn an seinen Hof zu ziehen. Vgl. V. W. III, S. 237. Auch Iselin bot ihm eine Stelle als Archivar in Basel an. 3) V. W. III, S. 239.

Fürst, der Graf Wilhelm zu Lippe, seßhaft in Bückeburg, zu suchen war. Der begab sich in die Wohnung Abbts, um den jungen Gelehrten zu einer Unterredung nach Bückeburg zu bitten; und so verschwand schon bald das prächtige Gefährt wieder aus Rinteln, ohne daß ein Mensch sich denken konnte, was zwischen den beiden Insassen desselben weiter vor sich gehen würde. Dieser Graf, übrigens einer der ersten Dichtermäzenaten in Deutschland, der sich herabgelassen hatte, einen einfachen Kleinstadtprofessor an seinen Hof zu laden, war in seinem ganzen inneren und äußeren Wesen ein Sonderling. Von Jugend auf begeistert für die Wissenschaft, hatte er eine gelehrte Ausbildung erhalten und sich mit den Philosophen der Zeit, namentlich den neueren Engländern, vertraut gemacht. Da er den größten Teil seiner Erziehung in Genf genossen hatte, war er der französischen Sprache mächtig, in der er sich auch fernerhin am liebsten unterhielt, obwohl er auch im Deutschen einen festen und männlichen Stil in der Gewalt hatte. Unter dem eingehenden Studium seiner Regierungsgeschäfte, der Geschichte und Literatur hatte er aber das Eindringen in die Verhältnisse des Alltags nicht außer acht gelassen. Er liebte es, Menschen zu beobachten, Charaktere zu ergründen und zu bilden; sein eigenes Selbst aber war ihm das heiligste Erziehungsobjekt. Nicht nur innerlich straffte er seinen Geist zu energischem, tatkräftigem Wollen, auch seinen Körper trainierte er in fast asketischer Selbstzucht, indem er harte, oftmals mit Gefahr verbundene Leibesübungen vornahm. Durch solche, gegen sich selbst geführte Gewalt erhielt er ein knöchernes, fast spitziges Aussehen, das an die Hohlheit mittelalterlicher Mönchsgesichter mahnte, die dennoch aus tiefliegenden, schwermütigen Blicken eine eigene, überirdische Schönheit ausstrahlen, wie auch dem Grafen, so scheu sie sich immer verbergen mochte, „die feinste griechische Seele in einem westfälischen Körper“[1]) schlummerte. Längst hatte dieser geistvolle, hochkultivierte

1) V. W. VI; Mendelssohn, Anmerkungen, S. 8;.

Fürst sich nach einem Menschen umgesehen, der, mit der Bildung eines Gelehrten und dem praktischen Sinn des Bürgers ausgerüstet, seine eigenen wissenschaftlichen Interessen mit ihm teilen und gleichzeitig ihn in der Verwaltung des Landes unterstützen könnte. Da las er Abbts Buch „Vom Verdienst", und sofort wurde ihm klar, daß diese doppelte Begabung, die er suchte, in dem Verfasser stecken müsse, und so war sein Besuch in Rinteln und das plötzliche Fortführen Abbts, das die braven Bürger der Stadt sich nicht erklären konnten, zustande gekommen.

Aus der dreistündigen Unterhaltung, die an dem genannten Tage zwischen den beiden neu befreundeten Menschen gepflogen wurde, kehrt Abbt mit großer Befriedigung in sein Heim zurück, empfand er doch mit starkem Glücksgefühl, daß jener Graf, der ihn zum Berater seiner Regierung und zum Freund seines Hauses ernennen wollte, durch alles, was er tat und redete, verwandte Saiten in ihm anklingen ließ. Seine Menschenkenntnis erstaunte ihn; die großen Ideen und die Belesenheit des Grafen nötigten ihm gleich bei diesem ersten Zusammentreffen Bewunderung ab. Das waren andere Gespräche, als er sie bisher in Rinteln geführt hatte! Da war Witz und Tiefsinn, reales und philosophisches Wissen miteinander vereint. Vorbei war plötzlich alle Zukunftsangst, das Heimweh Abbts nach neuem Tun und neuen Menschen.

Von dem Augenblick an, da er mit dem Grafen ein erstes Wort des Verständnisses gewechselt hatte, werden alle anderen, von Rinteln aus angeknüpften Beziehungen zwecks Stellungsänderung mit einem Schlage abgebrochen. Die an ihn ergangenen Rufe nach Halle und Marburg vermögen ihn auch nicht eine Minute zum Schwanken zu bringen. Den Freunden in Berlin wird kurz und bündig mitgeteilt, daß er, der lange genug als Sklave bei einem armen Schneider gedient habe, künftig an der Tafel des Janitscharen-Aga speisen werde[1]). Sie, die wenig er-

1) Vgl. V. W. III, S. 380.

baut von der hofmännischen Miene Abbts sind, warnen ihn, wie auch Möser, vor dem Umgang mit hohen Herrn, deren Liebe gefährlich sei. Abbt aber ließ sich, im Widerspruch zu seiner sonst so zagenden Natur, durch nichts beirren, ein Beweis, daß sein wahrhaft eingeborener Beruf war, unter Menschen zu sein und für Menschen zu wirken.

So sicher war mit einemmal sein Zielbewußtsein, die Ueberzeugung vom rechten Wege, daß alle früheren Zweifel, alle Mahnungen der Freunde in den Wind geschlagen wurden und selbst dem Gedanken einer fortan dauernden Trennung von ihnen kein Spielraum blieb. Jeder Unmut, jedes Mißtrauen gegen sich selbst verflog wie fortgescheucht von einem Zauberstabe.

So schlossen sich die Tore des Rintelner Gefängnisses hinter Abbt, der, von neuer Lebenskraft beseelt, von Zukunftshoffnung geschwellt, am 3. Dezember 1765 auszog, um zu glückbringendem Schaffen sich in Bückeburg an der Seite des Grafen niederzulassen. Bald schon ist er, der den bombastischen Titel eines „Gräflich-Schaumburg-Lippischen Hof-, Regierungs- und Konsistorialrat und Patronus Scholarum" führt, in die engeren Aufgaben seines Amtes, die umsichtigen Verstand, klare Einsicht in die Verhältnisse und nicht geringe Lebensklugheit erfordern, eingeweiht. Der Graf stellte ihn mit einer Fülle von Geschäften mitten drin ins Leben. Da kann er endlich alles, was bisher in seinen Büchern stand, verwirklichen, die toten Buchstaben gleichsam loslösen vom Papier und sie als samentragende, lebendige Kräfte ins All schleudern. Der schwer an ihm herunterhängende, grau in grau getönte Scholarenmantel ist vertauscht mit dem anmutig ihn umhüllenden, leicht verzierten und doch nicht überladenen Hofkleid, das vornehm genug ist, seinen Träger würdig einem Fürsten an die Seite zu stellen und nicht die gediegene Schlichtheit vermissen läßt, die ihn harmonisch in die Tafelrunde einer Volksgemeinschaft einreiht. Hoch und niedrig, beiden Menschenklassen muß er gerecht werden. Der letzteren besonders widmet er als Schul-

mann teilnehmendste Aufmerksamkeit. Jetzt braucht er nicht mehr bloße Schemen aufzustellen, nur Pläne zu machen, er kann hineingehen, sehen, wie gelernt, gearbeitet wird, kann tausend Kleinigkeiten, die dem Gelehrten entgingen, mit einem Blick überschauen, hie und da in kurzer Weisung Mißstände beseitigen und nach und nach die längst von ihm entworfenen Reformen durchführen. Das ganze bürgerliche Leben wird deutlicher als je an seinem Geist vorüberziehen. Er kann es wie mit Händen greifen, sich in den einzelnen, konkreten Fall hineinversetzen, dem Bedürftigen helfen, dem Irrenden raten, die unbotmäßige Gewalt zurückdrängen, verletztes Recht heilen. Daneben wird er sorgen für die Wohlfahrt ganzer Ortschaften, für Wahrung alter Sitten und gleichzeitige Uebernahme moderner, Verkehr und Geistesaustausch erleichternder Einrichtungen. Und wie er einst geschildert, daß über allem Wirken ein Hauch der Gottesnähe schweben, der Prediger seine Hand darüber ausbreiten muß, so wird er auch in seiner Eigenschaft als Konsistorialrat den religiösen Sinn der Bürger ausbilden, das Wort des Predigers belauschen, der, lebendig wirkend, all sein Schaffen letzten Endes tragen muß. Daneben wird er es nicht vermeiden können, auch noch schriftstellerisch tätig zu sein, doch nur in Mußestunden, wodurch sein Schrifttum einerseits durch die Freiheit ungebundenen Schöpfertums geadelt, andrerseits aber auch beschnitten und dem bitteren Zwang der mühsam nur sich abgekauften Zeitspanne unterworfen wird.

Doch trägt er die als Hemmnis ihm erscheinenden Pflichten seiner neuen Stellung ebenso freudig wie die glückbringenden, weil alles, was er tut, ein Werk der Liebe ist, aus wunderbarer Sympathie geboren für den Fürsten, dessen Angelegenheiten, geistige und materielle — denn er muß „um die Rezesse des Hauses" sich kümmern —, ihm wie Sorge für ein Kind am Herzen liegen. So befriedigt ihn im tiefsten Grunde mehr fast als die Tätigkeit nach außen der vertrauliche Umgang mit dem Grafen,

die tiefe Berührung der Seelen, die zarte Freundesliebe, die sich auf inniges geistiges Einssein gründete. Stundenlang sind die beiden Männer gemeinsam in tiefes Nachdenken versunken, beschäftigt mit den Lieblingsphilosophen Abbts, den Locke und Shaftesbury, zu denen, vom Grafen selbst in lautem Pathos rezitiert, sich ein noch Größerer, Sinn und Seele Zwingender gesellt: Shakespeare, der den beiden da, die Welt und Menschheit lieben, zeigt, wie Vernunft und Leidenschaft, Verachtung, Haß und Liebe ewig wechselnd sich erzeugen, wie Menschenwollen, Menschenschicksal vom Rad des Weltgetriebes jäh ergriffen wird. Und nachts, wenn aller Lärm des Tages ruht, und nichts als schweigende Unendlichkeit aus klaren, kalten Sternenaugen spricht, schwingt sich ihr Geist in ferne Höhen auf, wo wie von leisen Schleiern auch der wie Feuer glänzende Meteor umhüllt scheint. Da fragen sie, wie fest sie auch im Diesseits Wurzel faßten, voll Sehnsucht nach den letzten Rätseln alles Seins, nach Tod und Jenseits, Freiheit, Auferstehung, und Abbt, der so das Innerste des Grafen aufgeschlossen sieht, der sich am feinsten Tauglanz seiner Seele labt, muß staunend feststellen, daß dieser Mann, der in dem wetterfesten knorrigen Gehäuse seines Leibes ein feinempfindendes Herz birgt, dennoch sein „eigentliches Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studiert hat"[1]). Um so mehr, um so bewundernder liebt er diesen seltsamen Mann, wünscht er, wie er sich in einem Brief an Blum äußert, sein Leben für ihn hinzugeben[2]). Leicht war es trotz allem nicht, sich in die Eigenschaften dieses Mannes einzuleben, in Launen, Wunderlichkeiten, von denen er bei aller Güte, bei aller inneren Kultur nicht frei war. Abbt verstand es, sich den gezierten Manieren des Grafen, der starren Etikette des Hoflebens still und selbstlos anzuschmiegen, band er selbst doch bei aller Innerlichkeit sich streng an die äußere Form, wiederholte sich doch in ihm selbst jene eigentümliche Kombination von keu-

1) V. W. III, S. 376. 2) ib. V, S. 124.

scher Verschwiegenheit und plötzlicher Gemütsaufwallung, die einen Menschen, wenn er nicht auf seinesgleichen stößt, in ständige Gefahr des Mißverstandenwerdens stürzt. Auch mit der Gemahlin des Grafen, einer feinsinnigen, klugen, anmutig-hingebenden Frau, kam Abbt nicht selten in Berührung, und auch sie wußte ihn als „braven und würdigen Mann von außerordentlichen und seltenen Gaben zu schätzen"[1]).

Kein größeres Glück, kein liebevolleres Verständnis, kein geeigneterer Wirkungskreis hätte Abbt also zuteil werden können. So jung er war, er fühlte sich damals mit knappen siebenundzwanzig Jahren auf einem Gipfel, über den es kein Hinaus zu geben schien. Endlich war ihm die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allgemein erstrebte Hofstellung mit praktischer Tätigkeit geworden, die, wenn auch in anderer Form, zehn Jahre später, nach sturmbewegten Zeiten des Suchens, sich Goethe errang. Bei beiden haben wir denselben Drang nach Fürstengunst, nach der Mitte des Lebens, nach Umsetzung des Denkens in Handeln.

Und doch — welch ein Unterschied zwischen Weimar und Bückeburg! Dort herrscht Geselligkeit, Uebermut, unbezwingbarer Frohsinn. Hier fordert man den ganzen Ernst einer Weltanschauung, die volle Reife sittlich praktischen Tuns.

Trotz der Amtspflichten und der freundschaftlichen Dienstleistungen dem Grafen gegenüber fand Abbt noch Muße, seinen Schriftstellerarbeiten sich zu widmen. In der ersten Bückeburger Zeit standen sie noch ganz unter dem Einfluß früherer Eindrücke und Persönlichkeiten, wurden aber mehr und mehr von den besonderen Wünschen des Grafen abhängig. Fast alles, was Abbt in diesen letzten Jahren seines Lebens, in denen er mit beiden Füßen in der Welt der Wirklichkeit stand, geschrieben hat, dreht sich um die Wissenschaft des Menschen, die Geschichte. Schon

1) Acta Vol. II (die Bezeichnung nach Claus) aus dem Nachlaß Abbts in Bückeburg.

zu Ende seines Rintelner Aufenthaltes hatte er sich, wie schon gezeigt, angeregt durch Möser, eingehender mit den kulturellen Verhältnissen der verschiedenen Zeiten befaßt, die lebendige Wechselwirkung von Politik, Gesellschaft, Sitte und Bildung zu ergründen gesucht. Außerdem war ihm durch Vertiefung in Hume und Voltaire, die ihn die innere Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Werdens lehrten, der Begriff des historischen Pragmatismus aufgegangen. Was er aber von deutschen Geschichtsdarstellungen vorfand, war nichts als weitschichtigste Aneinanderreihung von Tatsachen, trockene Polyhistorie. Hie und da nur wurde der Versuch gemacht, die wissenschaftlichen und gewerblichen Zustände, die Geschichte des Glaubens und der Sitte mit in die Betrachtung einzubeziehen. In dieser Richtung war der Göttinger Geschichtsprofessor Joh. Christ. Gatterer vorgegangen, der als einer der ersten in Deutschland das Studium geschichtlicher Quellen betrieb, der in völlig neuer Weise die geschichtlichen Hilfswissenschaften, Geographie, Statistik, Diplomatik berücksichtigte, neue Staaten in den Vordergrund des Interesses stellte und, da er aufs Große und Ganze der Menschheit seinen Blick richtete, die gesamten Ergebnisse dieser Forschungen in einem umfangreichen, von seinen Schülern fortgesetzten Werk: „Der allgemeinen Welthistorie" herausgab.

Durch seinen Vetter Dr. Miller war Abbt auf die gewaltige Geschichtskompilation Gatterers aufmerksam gemacht und von ihm aufgefordert worden, einen Auszug aus diesem Werke zu liefern. Mochte Abbt auch noch so dringend wünschen, seine Studien über Geschichtsschreibung zu einer eigenen Geschichtsdarstellung zu verwerten, so ging er doch an die von dem früheren Lehrer gestellte Aufgabe mit wenig Freude heran, denn ihm, dem Schüler Montesquieus, Voltaires und Robertsons, konnte es nicht verborgen bleiben, daß Gatterer trotz besten Wollens über die äußerliche Nebeneinanderstellung von Ereignissen nicht hin-

ausgekommen war. Er selbst suchte deshalb zu einer inneren Gliederung der Geschehnisse dadurch zu gelangen, daß er die ganze Geschichte von einem gewissen Projektionspunkt aus betrachtete, nämlich, wie sie sich in ihrem Verhältnis zu Europa entwickelt habe. Diesen Grundgedanken seiner Darstellung führte er in einem besonderen, die Vorrede des Werkes bildenden Plan aus, der mit dem ersten Band des Auszuges aus Gatterer, dem einzigen, der überhaupt vollendet wurde, im Jahre 1766 in Bückeburg in Druck erschien[1]). So hat Abbt in seiner Arbeit nichts weiter ausgeführt als die ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte aller Völker, die er nicht als Historiker, sondern auch als Psychologe und Theologe behandelt. Psychologische Einstellung zeigen die Aeußerungen über die Anfänge der Sprache[2]). Die schon aus früheren Schriften bekannte theologische Streitfahne pflanzt er wieder auf bei einem Feldzug gegen die heiligen Väter des alten Testamentes, die Patriarchen, die er in ihrer nackten historischen Bedingtheit, in ihrem arabischen Beduinendasein uns vor Augen stellt, um der über diese Zeit sich verbreitenden poetischen Phantasie und Schwärmerei die Zügel der gesunden Vernunft anzulegen. Wenn Abbt schon in Rinteln an dieser mühsamen, aus einem fremden Werke zusammengetragenen Stoffsammlung nur ungern gearbeitet hatte, so verlor er die Lust dazu erst recht in Bückeburg, wo er geschichtliches Geschehen, und sei es in einem nur winzigen Ausschnitt aus dem Ganzen, unmittelbar erlebte, wo ihm zu eigenen Beobachtungen der Wirklichkeit Gelegenheit in weit größerem Maße als in Rinteln gewährt wurde. So nahm er auch von einer andern, in Rinteln begonnenen historischen Arbeit, den „Vorbereitungen

---

1) Der vollständige Titel lautet: Th. Abbt: Geschichte des menschlichen Geschlechtes, soweit selbige in Europa bekannt worden. Vom Anfange der Welt bis auf unsere Zeiten. Alte Historie 1. Bd., Halle 1766. Gebauer. Im folgenden Jahre 1767 erschien das Werk noch einmal mit einer Vorrede Millers. 2) Näheres im 2. Kapitel, S. 107.

zur Geschichte", worunter er methodische Vorstudien versteht, wieder Abstand[1]).

Fruchtbarer als die unbeholfenen Versuche der Deutschen dünkte ihn von jeher für den Ausbau der ganzen Geschichtswissenschaft die gründliche Kenntnis guter Historiker, aus denen man erst Material und Werkzeug für die eigene Arbeit borgen müsse. Wie er schon früher versucht hatte, den Tacitus durch eine Uebersetzung erneut auszugraben, so ging er jetzt an den Sallust, und verdolmetschte seinen Zeitgenossen die Verschwörung des Catilina, ein Unternehmen, bei dem er allerdings außer dem historischen Interesse auch ein spezifisch sprachliches verfolgte, indem er durch die Anlehnung an den gedrungenen, festen Satzbau der Lateiner auch in die deutsche Sprache eine zähere Kohäsion der einzelnen Elemente zu bringen gedachte. Schon in Rinteln hatte er die genannte Catilinaübersetzung begonnen, begab sich aber erst mit rechtem Eifer an die Arbeit, als sein Gönner, der Graf, davon Kenntnis genommen und sich zufriedenstellend über die Idee und den Anfang der Schrift geäußert hatte. Um so mehr fühlte sich Abbt durch dieses Lob geschmeichelt, da es aus dem Munde eines Mannes kam, der mit den alten Klassikern vorzüglich vertraut war, und er beschloß, trotz Nicolais und Men-

---

1) In seinen Briefen an Scheffner beschäftigt Herder sich mit diesem Werke Abbts, in dem er nur hinsichtlich der Verknüpfung der Perioden etwas von seinem Geist sieht, im übrigen aber findet, daß er die Geschichte zu persönlich behandle und damit Scheffners Urteil unterzeichnet: „Ich denke, daß er (Abbt) zum Historiograph zu viel Feuer und ein zu empfindliches Herz hat", vgl. Lb. I, S. 200, was vor allem wohl in den persönlichen Angriffen auf ihm verhaßte, religiöse Vorstellungen zum Ausdruck kommt. Dagegen hebt Herder anerkennend hervor, daß Abbt der Geschichte schon ein umfangreicheres Gebiet anweist und erinnert sich an Abbts Werk im Reisejournal, wenn er den Begriff der Historie auf die Gesamtentfaltung des menschlichen Geistes ausdehnt und eine Geschichte fordert, die alles nur aufs Ganze der Menschheit betrachtet, eine Geschichte des menschlichen Geschlechtes, die „Abbt unternahm, aber nicht ausführte". S. W. S. IV, S. 379.

delssohns wiederholtes Abmahnen[1]), dem Grafen dieses Büchlein zuzueignen. Wenige Wochen nur hat Abbt auf diese Arbeit, die zu Ostern 1766 herauskam[2]), verwandt, und so bezweifeln denn auch die Berliner Freunde, ob etwas Rechtes daraus werden könne. Nicolai meint sogar, daß dieses ganze Unterfangen, dem er Abbt nicht gewachsen glaubte, von der literarischen Welt als ein Trotzbieten an alle andern Uebersetzer aufgefaßt werden würde[3]), und sicher hat er mit seinen Bremsungsversuchen nicht unrecht gehabt, denn Abbt war tatsächlich nicht fähig, die kurzpointierte, prägnante Sprache Sallusts in ein geeignetes Deutsch zu übertragen. Sklavisch hielt er sich an die einzelnen Wendungen des Originals, so daß die von ihm komponierten deutschen Satzgebilde einen oft verstümmelten Eindruck machen.

Neben den schon in Rinteln begonnenen Werken vollendete Abbt in Bückeburg noch einige andere Schriften, die einer Aufforderung von seiten des Grafen ihr Entstehen verdanken und im engsten Zusammenhang mit der Geschichte und Verwaltung des von ihm regierten Ländchens standen. Der Graf, der nicht umsonst einen tüchtigen Gelehrten und zünftigen Geschichtsschreiber an seinen Hof gezogen hatte, wollte sich durch besagten Historiker auch eine Genealogie seines Hauses verschaffen. So brachte Abbt „die Nachrichten vom Schaumburg-Lippischen Edlen Stamme" heraus[4]), eine vom Mittelalter bis zum Westfälischen Frieden sich erstreckende Geschichte der Vorfahren des Fürsten, die aber über den Rahmen einer bloßen Chronologie nicht wesentlich hinausging.

Unmittelbar aus der amtlichen Tätigkeit Abbts entsprang die andere, schon angedeutete Arbeit zur Verwaltung des Landes, „die Verordnung für Schulen zur Erziehung

1) V. W. III, S. 380 ff. 2) Nicht in die V. W. aufgenommen; genauer Titel: Salustius, Von der Zusammenrottung des Catilina. Stadthagen 1766. Mit 2 Kupferbildnissen u. 1 Monument. 3) V. W. III, S. 383. 4) ib. V, S. 25—42.

des Bürgers"[1]), eigentlich nichts weiter als der Erlaß eines in der Person Abbts vereinigten schaumburg-lippischen Kultusministeriums, eine Schrift, in der im großen und ganzen die Gedanken wiederholt werden, die Abbt schon in seiner ersten pädagogischen Abhandlung in Halle formuliert hatte.

Trotz dieser mehr pflichtmäßigen Schriftstellerei und der ausgedehnten Berufstätigkeit, wodurch Abbts Zeit beträchtlich in Anspruch genommen wurde, reiften in ihm noch neue, seinen persönlichen Ideen entsprechende schriftstellerische Pläne, sämtlich historischen Charakters. Auffallend und doch verständlich ist es, daß er in dieser Zeit die schöngeistige Literatur vernachlässigte; man muß sich aber vergegenwärtigen, daß die Verbindung zu ihr sich notwendig in dem Maße lockerte, wie er den Berliner Freunden aus dem Gesichtskreis rückte. Wohl werden auch jetzt noch Briefe von und nach Berlin geschickt, Mitteilungen, aus denen erhellt, daß die zuletzt noch von Rinteln aus mit dem kritischen Richteramt der Hauptstadt geführte Debatte um das Buch „Vom Verdienst" insofern nicht zu Ende ist, als Abbt mit nochmaligen stilistischen Veränderungen[2]), aus denen die Freunde am liebsten eine völlige Umschmelzung gemacht hätten, sich abquält, doch ist sein tiefstes Interesse jetzt anderweitig verankert. Wiederum scheint die Geschichte ihn in ihren Bann zu ziehen. Von Justus Möser, dem eifrigen Bewunderer altheimischen deutschen Lebens, hat er in einer Zeit, der der Gedanke einer Reichseinheit im Sinne des mittelalterlichen Kaisertums ferner lag als irgendeine sonstige politische Vorstellung, die ihr ganzes Augenmerk auf den jung aufblühenden preußischen Staat richtete und die Trennung von Nord und Süd mit jedem politischen Federzug noch unterstrich, in einer solchen Zeit hat er von dem die früheren deutschen Zustände wieder herbeisehnenden Möser die Idee erhalten, einmal tiefer in die deutsche Reichsgeschichte einzudringen, Forschungen anzustellen, von denen er selbst

1) V. W. VI, S. 167—173. 2) Vergl. V. W. III, S. 399, 387.

sagt, daß ihr Ergebnis „die erste deutsche Schrift in dieser Art" sein müßte.

Und ebenso wird ihm durch Möser klargemacht, daß auch die braunschweigische Geschichte einer Untersuchung bedürfe, die auseinandersetzen müsse, was die Braunschweigischen für das Reich und was sie für das Land und die Landstädte getan hätten. Abbt sah ein, daß die Arbeit gründliches Vorstudium, vor allem genaueste Kenntnis des deutschen Rechtes erfordere, doch schreckte er vor Schwierigkeiten nicht zurück, da er sich die Hoffnung vorschmeichelte, auf diesem Wege mit dem Könige von England, der auf die Abfassung des Werkes gedrungen hatte, in Verbindung zu kommen. Man sieht, welch stolze Pläne sich der einstmals kleine Rintelner Professor, nachdem er einmal Fürstengunst genossen, in den Kopf setzte. Weder diese, noch die vorher besprochene historische Konzeption Abbts ist ausgeführt worden. Das Bückeburger Hofleben war nicht geeignet, große einheitliche Produktionen zu erzeugen. Nicht mehr wie früher bewegte sich Abbts Dasein im unveränderlichen, monotonen Rhythmus des Universitätsdienstes: unruhig wogte es bald hierhin, bald dorthin. Die Regierungsangelegenheiten nötigten ihn zu kleinen Reisen, zu Besprechungen, Zusammenkünften aller Art. Heute war es die Pflicht des Amtes, morgen die der Freundschaft, die ihn in die Umgebung Bückeburgs lockte. Und doch ist ihm damals trotz aller Zwanglosigkeit seiner Stellung, trotz des regen Verkehrs von und nach Bückeburg, der größte literarische Zeitgenosse, der ihm auch in Berlin nicht unter die Augen gekommen war, Lessing, obwohl er sich im Sommer 1766 einige Wochen in Pyrmont aufhielt, entgangen. Täglich hoffte Abbt auf sein Erscheinen in Bückeburg, plante schon mit ihm eine Aussprache über die ihn damals recht beängstigende Catilinaübersetzung, wartete mit „Tantalusqualen" auf die Ankunft des Ersehnten[1])

1) Ob Abbt ihn wirklich gesprochen hat, kann ich nicht wie Claus (Historisch-Politische Anschauungen Thomas Abbts; Leipzig, Diss. 1905, S. 10)

und wurde dennoch durch eine gemeinsame, mit dem Grafen unternommene Reise, von all diesen Gedanken und Wünschen wieder abgelenkt. Er war sich mehr und mehr bewußt, wie sehr sein hoher Freund, mit dem er während zweier Monate in ländlicher Gegend ein beschauliches Dasein in harmonischem Einverständnis führte, sein tiefstes Denken und Empfinden auszufüllen wußte, und darum widmete er sich ausschließlich dem fürstlichen Gönner und schenkte ganz ihm seine Seele. Nur die Mußestunden galten seiner eigensten Schriftstellertätigkeit, die trotz mannigfacher Beschränkung niemals völlig lahmgelegt wurde. Auch sie sollte nach Rückkehr von der erwähnten, der Ausspannung und Erholung dienenden Reise, namentlich auf dem Felde der Geschichte, weitere Triebe ansetzen; und sicherlich wären die zuletzt besprochenen Werke, außerdem eine noch mit Mendelssohn geplante Shaftesburyübersetzung zur Reife gekommen, wenn nicht der Tod den Achtundzwanzigjährigen, noch ehe im Hochsommer des Lebens die volle Frucht seines Schaffens sich rundete, mitten aus seinem um Fürsten- und Volkswohl freudig sich bewegenden Wirkungskreis plötzlich hinweggerissen hätte. Schon seit längerer Zeit hatte sich bei Abbt ein Hämorrhoidalleiden gezeigt, dessen Anfälle gegen Herbst des Jahres 1766 immer häufiger auftraten, und eines Sonntags, da er morgens noch dem Gottesdienst beigewohnt und die üblichen Besuche in der Stadt und auf dem Schloß gemacht hatte, überfiel ihn bei der Mittagstafel eine solche Schwäche, daß der Graf, von aller Form ihn entbindend, seinen plötzlichen Aufbruch gestattete. Doch tags

aus der von ihm schon angeführten Briefstelle Mendelssohns entnehmen, in der es heißt: „Warum schreiben Sie uns nicht, ob Sie ihn (Lessing) gesprochen, daß Ihnen sein offenes, feuriges Wesen gefallen? V. W. III, S. 396. Ich lege die Betonung auf das ob, nicht auf daß. Wäre die Zusammenkunft tatsächlich erfolgt, so hätte Abbt den Freunden sicher umgehend davon Mitteilung gemacht. — Oder sollte er enttäuscht gewesen sein? — Sollte der Graf ihn derartig in Anspruch nehmen, daß selbst eines Lessing nicht gedacht wird?

darauf erst, am 3. November, legte Abbt, von übergroßer Mattigkeit gezwungen, sich nieder und gegen Abend, nachdem er die furchtbarsten Zuckungen und Konvulsionen erduldet und trotz der verabreichten Arzneien, trotz der Hinzunahme verschiedener Aerzte keine Besserung gespürt hatte, löste noch vor Mitternacht sich seine Seele vom Leib. Als ersten erreichte die Trauernachricht den Grafen, der tiefbetrübt war und seinem jungen, so schnell dahingewelkten treuen Ratgeber die letzten Ehren mit dem Glanz des Fürsten und mit der Hingebung des Freundes zu erweisen sich mühte.

Ein pomphafter Begräbniszug, an dem der Adel des Landes, die Geistlichkeit und hohe Offiziere teilnahmen, bewegte sich am Abend des 9. November zur Schloßkirche, wo eine, dem Verstorbenen würdige, durch die Rede des Hofpredigers J. H. Cramer besonders eindrucksvoll sich gestaltende Gedächtnisfeier abgehalten wurde, nach deren Ablauf man den Leichnam Abbts, des schlichten Gelehrten, des einfachen Bürgers, in der fürstlichen Gruft beisetzte. Der Graf aber, der dem toten Freunde weit über das Grab hinaus sich verpflichtet fühlte, wollte die Liebe und Verehrung seines Herzens auch nach außen hin an den Tag legen, und heute noch fällt dem Fremdling, der sich in die Bückeburgische Schloßkirche hineinverirrt, eine marmorleuchtende Gedenktafel auf, deren Inschrift[1]) von der Dankbarkeit eines Fürsten und von der Weisheit, Tugend und Freundschaft eines ihm ergebenen jungen Mannes in beredter Weise Zeugnis ablegt[2]).

Der frühe Tod stellt Abbt in die Reihe derer, die wie die Fleming und Günther, die Chronegh und Schlegel, die Hölty und Novalis, gleich zarten, von plötzlichem Sturm geknickten Frühlingsblüten ins Grab sanken. Sicherlich drängten die in

---

1) Abgedruckt: Pentzhorn, S. 90. 2) Die Schilderung des Todes und Begräbnisses Abbts entnahm ich den Halleschen Anzeigen: 17. Stück 1766. Ihre Mitteilungen sind wieder abgedruckt in dem Vorwort zu Abbts „Gedanken v. d. Erz. eines jg. Herrn von Stande". Leipzig und Berlin 1767.

Abbt ruhenden schriftstellerischen Keime zu großen Entfaltungen, die auf den voraufgegangenen Blättern aufzudecken versucht wurden. Das Werk und Leben Abbts aber wäre nicht vollständig dargestellt, wenn nicht noch ein Blick auf seine tiefste seelische Eigenart, auf letzte Besonderheiten seines Charakters geworfen würde. Einer häßlichen Vermutung zum Trotz[1]), die vollständig unbegründet dasteht, war doch das ganze Wesen Abbts auf tiefe Wahrhaftigkeit, auf innerste Ueberzeugung dessen, was er tat und sagte, aufgebaut. Seinen Mitmenschen, soweit sie dieselbe Ehrlichkeit und Meinungstreue an den Tag legten, begegnete er mit herzlichem Wohlwollen, mit zuvorkommendster Güte und Liebenswürdigkeit. Aus innerstem Herzensgrund verhaßt war ihm jede theologische Anmaßung, das geringste religiöse Scheinheiligtum, die ganze Masse des literarischen Proletariats in Deutschland, Gefühle und Menschen, gegen die er mit schärfsten Waffen in voller Kriegsrüstung zu Felde zog. Mit um so größerer, man möchte fast sagen kindlicher Anhänglichkeit gab er sich denen hin, die er Freunde nannte, deren Rat ihm heilig war. Das Urteil anderer erst entband ihn von den Zweifeln seines Könnens. Trotzdem ist er sich seiner eigenen Veranlagung in klaren Zügen bewußt, seiner Urteilskraft, seiner lebhaften, mit mangelnder Gedächtnisausbildung

1) Sie ist enthalten in Supplément aux lettres de correspondance du feu Mrs. Abbt, conseiller de cour et de régence du Comte de Schaumburg Lippe. Lemgo 1772. Allg. D. Bibl., XVIII. Teil, I, S 303 ff. Dies Werk läßt Abbt in möglichst schlechtem Licht erscheinen, die Bemerkungen über Rinteln erklärt es als égarements de son esprit et de son cœur. In seinen Briefen habe Abbt sich nur von seiner guten Seite gezeigt, ebenso geht der „mit kleineren Akademien sympathisierende Raisonneur" Frankfurt und Leipzig 1772, gegen Abbt vor, erfuhr aber eine Widerlegung durch den Frankfurter Gelehrten Anzeiger 1772, XII, S. 9—12. Selbst Herder hat später, vielleicht durch seine eigene Mißstimmung in Bückeburg veranlaßt, den Charakter Abbts herabzusetzen versucht, ihm sogar liederliches Leben und Verachtung der heiligsten Dinge vorgeworfen. Vgl. Bächthold: Aus dem Herderschen Hause, Berlin 1881, S. 57.

verbundenen Phantasie, die ihn vom schnurgeraden Weg der Logik abzieht; und ebenso spricht er sich über eine andere, mehr den Willen als den Verstand betreffende Eigenart seines Geistes aus, jene Energielosigkeit, wenn es gilt, einen Entschluß zu fassen, die hie und da bei ihm in untätiges, fast stumpfsinniges Hinbrüten ausartet und in Zusammenhang zu bringen ist mit einer religiösen Vorstellung, dem Gedanken an eine bis ins kleinste geordnete und von unendlicher Liebe getragene, göttliche Weltregierung, die auch die wichtigsten Fäden unseres Schicksalgewebes bewußt und harmonisch in das Ganze eingliedert.

Wie sehr er aber auch bestrebt war, die Entscheidung in Fragen der Lebensänderung jener überirdischen Macht anheimzugeben, so trieb ihn doch in solchen Tagen des Wartens eine beständige, qualvolle, aufreibende Unruhe von einer Arbeit zur anderen, vom Lesen zum Schreiben, vom systematischen Denken zum träumenden Insichgekehrtsein.

Woher dieses Mißverhältnis zwischen gläubigem Vertrauen und ungeduldiger, peinigender Hoffnung? Ist dennoch der Vorsehungsgedanke nicht recht begriffen? Wirft doch vielleicht ein Rest von Skepsis den melancholischen Geist in die Abgründe des Zweifels, in die Nacht der Negation? Unwillkürlich drängen diese Fragen sich uns auf, wenn wir die pessimistische Grundstimmung Abbts aus jeder Zeile, die er in Rinteln an seine Freunde schrieb, herausspringen sehen.

Da hätte nur ein starkes, großes, restlos ihn erfüllendes Gottbewußtsein über die Kleinigkeiten des Lebens ihn hinwegtragen können, und doch verkümmerte er darin, weil er eben, ein Kind seiner Zeit, auf diese letzten, schwersten unermüdlich an die Türen der Menschheit pochenden Fragen das sieghaft-selige Jawort der untrüglichen inneren Ueberzeugung nicht geben konnte. Versagte ihm auch die Philosophie diesen letzten inneren Ausgleich, so fand er doch den Weg zum Glück durch rastloses Schaffen,

durch tatkräftige Arbeit im Dienst der deutschen Wissenschaft und deutscher Menschen.

Die Nachricht von Abbts Tode verbreitete sich schnell in weiten Teilen Deutschlands. Ueberall rief sie lebhafte Klagen wach, die in Briefen und Beileidsbezeugungen an Abbts Vater kund wurden. Der Graf selbst wie auch der Prinz von Württemberg beehrten den Ulmer Perückenmacher mit Aeußerungen der innigsten Teilnahme an seinem harten Verlust, denn wenn auch die Wege von Vater und Sohn in weiten Kurven auseinandergebogen waren, so hatte dennoch Abbt in edler Kindespflicht an seinen Eltern gehangen, die stets bewundernd zu ihm aufblickten. So nahmen sie mit Rührung all die Ehren an, die ihnen nach dem Tode ihres plötzlich so berühmt gewordenen einzigen Kindes zuteil wurden. Voll Staunen versenkten sie sich in das von Nicolai ihnen zugesandte „Ehrengedächtnis", das mehr die Leistungen als die Persönlichkeit Abbts würdigte, ein Umstand, den der auf strikteste Wahrheit und Sachlichkeit drängende Vater mitveranlaßt hatte. Ganz anders als aus dieser ersten schlichten Biographie Abbts klang die unbedingte Begeisterung für ihn aus zwei in gebundener Rede verfaßten Huldigungen, deren erste, ein im schwulstigen Rokokoton gehaltenes Gedicht, von seinem Freunde Blum[1]) herrührte, während das zweite, eine in den verwegensten Ausdrücken der Sturm- und Drangsprache sich bewegende Ode, der stürmisch dahinfliegenden Feder Schubarts[2]) entstammte. Nicht in künstlerischer Form, wenn auch ebenso ergriffen, äußerten sich die übrigen Freunde Abbts nach seinem Tode. Möser[3]), Gleim und Zimmermann[4]), sie alle wollten es nicht fassen, daß der einstige Weggenosse so früh, mitten aus der schönsten Laufbahn von ihnen genommen sei. Das tiefst empfun-

---

1) Abgedruckt bei Pentzhorn, S. 93. 2) Abgedruckt bei Pentzhorn, S. 94—97. 3) Mösers Werke, Abeken X, S. 141. 4) Bodemann, S. 229.

dene und schönste Denkmal aber setzte auf Abbts Grab ein aus weiter Ferne ihn umwerbender Verehrer, Herder, der, wenn auch nur ein Torso aus der großangelegten Schrift auf Abbt wurde, dennoch in das verborgenste Walten dieses Geistes einzudringen suchte.

Schlußwort

Der Torso von einem Denkmal

Niemand hat Abbt geistig nähergestanden als Herder, niemand mit betäubenderem Weihrauch ihn umduftet. Ob es so geworden wäre, wenn sie sich gekannt, wenn das gesprochene Wort, die Geste, jede feinste Nüanzierung der Stimme deutlicher ihre Seelen enthüllt hätte? Unwillkürlich stellt sich diese Frage ein, gerade in bezug auf Herder, für den der persönliche Verkehr etwas ganz anderes war, als der nur geistige, der sich an hundert Kanten im Wesen eines Menschen stieß, die im reinen Gedankenaustausch wegfallen. Von Abbt aus, dem Feinfühligen, Bescheidenen, dessen „Augen", wie der dem Ehrengedächtnis Nicolais vorangestellte Kupferstich erkennen läßt, „soviel Geist als Freundlichkeit"[1]) verraten, wäre in dieser Hinsicht nichts zu fürchten gewesen. Wenn wir daneben aber aus dem Graffschen Gemälde die unruhig allen Erscheinungen nachforschenden, weitgeöffneten Augen Herders uns dunkel entgegenflammen sehen, so zweifeln wir, ob der stille Glanz des Ulmers mit dem flackernden Feuer des Mohrunger eine dauernde Harmonie hätte bilden können. Zu verschieden ist der Seelenrhythmus beider: Dort mehr ruhige Einfalt, vorsichtiges Abwägen, gedämpfte Leidenschaftlichkeit; hier das beständige Zittern und Schwingen aller geistigen Kräfte. Und doch ist ihr äußeres Leben fast in gleiche Form gegossen worden. Beide, Herder von Geburt, Abbt aus Neigung, Norddeutsche, Gelehrte und doch — der eine als Berliner Literat, der andere als freier Prediger und Bürger der Kaufmannstadt Riga — Weltmenschen, hungrig nach Verkehr, nach lebendiger Aussprache, nach Reisen, sei es in die Wunderwelt der Berge, sei es die des Meeres, von beiden nicht als reinen Natureindruck aufgenommen, indem der eine nur nach Menschen Ausschau hält, der andere in zahllos variier-

1) Nicolai: Ehrengedächtnis, S. 30.

ten Bildern die äußeren Erscheinungen in seiner Seele sich widerspiegeln, Wind und Wogen zum Gleichnis vom Auf- und Niedersteigen aller Dinge, zum rastlosen Wechsel in der Menschheitsentwicklung werden läßt: finden schließlich, beide siebenundzwanzig Jahre alt, den gleichen Wirkungskreis in Bückeburg, der jüngere, den früh verstorbenen älteren ablösend, belastet mit der schon von Goethe ihm aufgebürdeten Verantwortung, „alle diejenigen Hoffnungen zu erfüllen, welche sein Vorgänger so würdig erregt hatte"[1]).

Daß er es nicht vermochte, wie jener dienend nachzugeben, in liebenswürdiger Einordnung sich dem Zwang zu unterwerfen, den Schwächen des Fürsten entgegenzukommen, enthüllt den Unterschied der beiden Temperamente, ja Lebensanschauungen, die ganz besonders ein Moment auseinanderreißt: das Religiöse. Denn trotz der zeitweise rationalistischen Klangfärbung war Herders Seelenton auf mystische Begeisterung gestimmt, die ihn allmählich zu positiver Gläubigkeit führte. Gerade das geschah in Bückeburg. Das war der tiefste Grund, warum er auf den liberal gesinnten, vom englischen Freidenkertum erleuchteten Grafen von Schaumburg nicht reagierte, warum er um so zartere Beziehungen zu seiner Gattin, der Gräfin Maria anknüpfte, die er mit seiner weichen, fein organisierten, zu zartester Erfassung weiblichen Innenlebens prädestinierten Gemütsart in ihren verborgensten psychischen Regungen mit so wunderbarem Verständnis umfing, wie nur religiös empfindende, von gleichem Glauben und von Gottliebe durchglühte Seelen ineinanderzuklingen vermögen.

Man muß diese Unterschiede festhalten, um nicht zu übersehen, wie uneins Abbt und Herder sich bei längerem Zusammensein gegenübergestanden hätten. Nur aus der Ferne, nur in einer ganz bestimmten Periode seiner Entwicklung haben Abbts Gedanken anregend auf Herder gewirkt. Es ist die Zeit von etwa

1) Cottasche Jubiläumsausgabe, 25. Band, S. 83.

1764—70, in der er die Fragmente und kritischen Wälder schrieb, die ihren Abschluß findet mit der Reise nach Frankreich, auf der er in dem seltsamen, untagebuchmäßigen Journal noch einmal alle Rigaer Eindrücke, sie umschmelzend und erweiternd, an sich vorüberziehen läßt, die hie und da wie einen Schatten auch Abbt aus der Vergangenheit hervorrufen. In Riga war es, wo Herder sich hauptsächlich mit dem Literaturbriefschreiber befaßt hatte, wo er ihm und noch zwei andern „Schriftstellern seiner schönsten Stunden"[1]) ein Denkmal setzen wollte, Menschen, die, wenn sie auch „keine schreiende Revolution erregt, keine Bibliothek von Folianten geschrieben"[2]), doch Deutschland viel zu früh entrissen wurden, von denen aber nach vielem Hin und Her des Konzipierens und Schreibens Abbt allein zurückblieb, der ungestüm eine Dankesschuld von ihm fordert, ein Monument, das doch nur Stückwerk wurde, ein „Torso von dem Torso eines Denkmals"[3]), wie Haym das Totenopfer Herders nennt.

Herders Denkmal muß als Werk der Liebe verstanden werden, nicht als Kritik, als bloße Untersuchung Abbtscher Schriften, die wohl ihm „schätzbarste Reliquie"[4]), und eine „Quelle sind, aus der er Stärke in die Nerven und Heiterkeit ins Auge trinkt"[5]), die aber nicht getrennt von der Persönlichkeit des Autors ohne psychologische Grundlage behandelt werden sollen, jenes einzig berechtigte, kritische Verfahren, das unbedingt geistige Verwandtschaft, „einen kleinen Grad von verliebter Schwärmerei"[6]) voraussetzt, die allerdings zur Folge hat, daß leicht des andern Bild mehr aus dem Herzen als aus dem Verstand entworfen wird, daß nicht die zu entdeckende Seele des Schriftstellers wie „eine

---

1) Der Theologe Joh. Dav. Heilmann, 1727—1764. Der Aesthetiker A. G. Baumgarten, 1714—1762. 2) S. W. S. XXXII, S. 175. 3) Haym I, S. 177. 4) S. W. S. II, S. 262. 5) ib. II, S. 255. 6) ib. II, S. 260.

Schöne in bezaubernder Nacktheit vor ihm steht"[1]), sondern mit seinen eigenen Gewändern verhüllt sein wird. Zunächst zwar hält Herder sich an eine streng objektive, individuell-psychologische Betrachtungsweise, sucht nach dem „Originalstrich", dem Grundzug der Abbtschen Natur, und findet ihn in dem zum Volksschriftsteller ihn befähigenden urwüchsigen Menschenverstand, der sich aus seiner bürgerlichen Herkunft ableiten läßt. Doch die gibt nur den rohen Seelenstoff, der erst durch Bildung, Unterricht, Erziehung zu fester Form geprägt wird und der menschlichen und schriftstellerischen Persönlichkeit ihren besonderen Stempel aufdrückt. Gerade die letztere beschäftigt Herder eingehender als der nie von ihm in Fleisch und Blut gesehene Mensch Abbt, der sich — die Briefe ausgenommen — aus seinen Werken nur schwer herausschälen läßt. So haftet Herder fast ausschließlich an Abbts Schreibart, sucht aber bis zu den letzten, sie erklärenden Ursachen vorzudringen und läßt an uns wie im Fluge vorübergleiten, was auf den vorliegenden Blättern dieser Arbeit in wechselndem Zusammenhang gestreift wurde: die frühgeschichtliche, historisches Interesse in ihm wachrufende Sallust- und Tacituslektüre, die Bildung seines Stils durch die genannten Schriftsteller, durch Engländer und Franzosen, durch Lessings Literaturbriefe, die trotz der fremden Einflüsse siegreich gerettete Eigenart dieser Sprache, ihren Bilderreichtum — dem anfänglichen Theologie- und Bibelstudium Abbts entquollen —, ihre Kraft und Jugendstärke, ihren „Eigensinn"[2]), ihr volkstümliches Element, ihren seltsamen Satzbau „voll Wendungen und Krümmungen"[3]), ihr Unakademisches, Unpedantisches, lauter Züge, die dem Abbtschen Stil auch wirklich anhaften. Doch wenn er in dem Buch „Vom Verdienst" ein Werk erblicken will, das nach „Hogarthschen Schönheitslinien, mit sanften Wellen, reizenden Schlängelungen, abwechselnden Farben"[4]) entworfen ist,

1) S. W. S. II, S. 262. 2) ib. II, S. 281. 3) ib. II, S. 277. 4) ib. II, S. 289.

so kann sein Urteil nicht mehr unterschrieben und auf die fast ans Eckigt-knorrige grenzende Schreibweise Abbts bezogen werden. Mehr noch weicht Herder von der klaren Beobachtung fremden Seelenlebens ab, wenn er, nachdem er seinen Autor sozusagen von außen betrachtet hat, nun ins innere Triebwerk greift, um anzugeben, wie die Seele arbeitet, Stoffe gestaltet, Urteile fällt. Da bleibt er nur bei seinem eigenen Ich, entwickelt seinen eigenen Schaffensprozeß. Durch jedes seiner Worte, das er äußerlich auf Abbt bezieht, scheint seine eigene Seele durch, seine wunderbare Divinationsgabe, die erstaunliche Fähigkeit, sich fremdem Leben, fremder Denkweise anzuschmiegen, um wie durch einen „Kuß Weisheit zu lernen"[1]). Spricht er von Abbts „rhapsodischer, unbändiger Einbildungskraft"[2]), so ist es nur die eigne, so sehen wir, wie er selbst damit arbeitet, wie er bald hier, bald dorthin ihren Samen ausstreut, der fremdgeformte, großblütige Pflanzen emportreibt, köstlich und duftbeschwert, die plötzlich zusammensinken, weil sie von neu aufschießenden, üppigeren Gewächsen erstickt werden. Und wenn er schließlich, aus all den Metaphern und Gleichnissen Abbts Urteil herauslesend, es findet: „feurig, scharf und richtig, vollständig"[3]), so sind allein die mittleren Attribute auf Abbt anzuwenden, während Herder selbst der f e u r i g e, glutgebende Geist ist, der v o l l s t ä n d i g e, alle Erscheinungen, Zeiten und Zonen verknüpfende. So ist der Torso schließlich weiter nichts als ein aus schimmernden Blüten lose zusammengeraffter Kranz, den Herder sich selbst ins Haar drückt, um langsam über sein Vorbild hinauszuwachsen, das nur solange spornend vor ihm steht, als er in Riga lebt, im Verkehr mit Bürgern, mit Menschen von gesundem Verstand, mit praktisch veranlagten Naturen, zu denen Abbt sich gesellt, die e r aufgesucht, für die e r geschrieben hätte.

Als Herder aber weggeht von Riga und alle Brücken abbricht, die in die rege Kaufmannstadt, zu Menschen von schlicht

---

1) S. W. S. II, S. 263. 2) ib. II, S. 291. 3) ib. II, S. 292.

gesunder Denkungsart ihn führen, da verliert er auch Abbt aus den Augen, den er nicht nur nach und nach vergißt, sondern auch entwertet, der bloß als vorübergehende Erscheinung in sein Leben hineinleuchtet, den er wie manchen andern, ihm auffallenden Menschen freundlich zu sich ruft, ihn zu brauchen, ihn anzuregen und den das wechselnde Getriebe seines Lebens, die vielfach ihn bestürmenden Eindrücke aus seiner Nähe reißen. Und doch ist Herder damals der einzige gewesen, der das neuartige Wollen Abbts verstand und seine tiefste seelische Kraftquelle aufzuspüren vermochte, der, wenn sich auch die Pfade, auf denen er ihm nachgeht, beständig in das Dickicht seines eignen, schlingartig sich verrankenden Strauchwerks verlieren, dennoch gerade das an ihm entdeckte, was auch mir aus allen Seiten seiner Werke heraussprang: die Begierde nach Leben, Menschheit, Wirklichkeit, der nimmermüde Ruf nach voller, warmer Daseinsfülle, das erste, scheue Forschen in den Tiefen der Innerlichkeit, den Wundern der Menschenseele, ein Suchen, das ihn als Mittler Herders, des großen romantischen Sehers auf einen Weg stellt, der selbst wieder in eine breitere Straße einmündet. Auch Herder hat nur eine dienende Rolle im bunten Spiel literarischer Kräfte, sprach nie das letzte Wort, leistete nie die allumfassende, abschließende Tat. Die Riesenschöpfung seines prophetischen Geistes blieb ein Fragment, ein ungeheurer Torso, ein gewaltiges, unvollendetes Kunstwerk, das die Romantik erst zum bleibenden Eigentum uns schenkte, wodurch auch Thomas Abbt, sein Vorläufer und Bahnbrecher, in langsam wachsendem Verständnis von der wissenschaftlichen Forschung ergriffen und vor Vergessenheit bewahrt wurde.

Literaturverzeichnis

Abkürzungen

V. W. = Abbt, Th., Vermischte Werke, herausgegeben von Nicolai. Berlin-Stettin 1772—81.
L. B. = Nicolai, Fr., Briefe, die neueste Literatur betreffend. Berlin 1759 ff.
A. D. B. = Nicolai, Fr., Allgemeine deutsche Bibliothek. Berlin/Stettin 1765 ff.
S. W. S. = Suphan, B., Herders sämtliche Werke. Berlin 1877 ff.
Er. = Herder, Caroline, Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. Herders. Tübingen 1880.
Lb. = Herder, E. G. v., J. G. v. Herders Lebensbild. Erlangen 1846.

Sonstige Werke

Abeken, B. R., Mösers Werke mit Briefwechsel. Berlin 1842—43.
Bartels Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1909.
Becker, E., Der Stil Thomas Abbts in seiner Abhandlung „Vom Verdienste". Diss. Greifswald 1914.
Bender, A., Basedows Verhältnis zur englischen Philosophie in: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Berlin, 7. Jahrg., 1. Heft, 1917.
Berger, A. E., Der junge Herder und Winckelmann. Halle 1905.
Biographie, Allgemeine deutsche.
Bodemann, Ed., Joh. Georg Zimmermann. Hannover 1878.
Bürkner, Herder, sein Leben und Wirken. Berlin 1904.
Breitmair, Fr., Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing. Frauenfeld 1888.
Claus, Th. Abbts historisch-politische Anschauungen. Gotha 1906.
Dessoir, M., Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 1. Bd. Breslau 1894.
Düntzer, H., Aus Herders Nachlaß. Frankf. 1856/7.
Düntzer, H., Herders Reise nach Italien. Gießen 1859.
Düntzer, H., Von und an Herder. Leipzig 1861/2.
Friedrich, P., Vom Tod fürs Vaterland, von Th. Abbt. Leipzig 1915.
Geisler, Ueber die schriftstellerische Tätigkeit Thomas Abbts. Breslau 1851.
Gerhard, A., Versuch über das Genie. Aus dem Engl. übers. von Christ. Garve. Leipzig 1776.
Gervinus, Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl.

Gödecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. IV. Band, § 222, 229.
Gottsched, Das Neuste aus der anmutigen Gelehrsamkeit. Leipzig, Breitkopf 1751. Herausg. von Beck.
Haid, J. H., Ulm mit seinem Gebiete. Ulm, 1786.
Hallesche Neue Gelehrte Zeitungen. 17. Stück. Mont., 2. März 1767. Nachrichten vom Tode Abbts.
Hartung, W., Die deutschen moralischen Wochenschriften als Vorbild G. W. Rabeners. Halle, Niemeyer 1911. Hermaea IX.
Haym, R., Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Berlin 1880.
Haym, Herder und die Königsberger Zeitung. Im neuen Reich 1874 I, S. 409ff., 500ff., 611ff.
Helvetius, De l'esprit. Paris 1759.
Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrh.
Hoffmann, O., Herders Briefwechsel mit Nicolai. Berl. 1887.
Hoffmann, Herder als Mitarbeiter an der Allg. Deutschen Bibliothek. Archiv für Lit.-Gesch. 1887, XV, S. 283ff.
Ischer, R., Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke. Berlin 1893.
Jahresberichte für neuere deutsche Literatur.
Jonetz, Ueber Herders nationale Gesinnung. Bericht über das Schuljahr 1894/5. Gymnas. zu Brieg.
Jördens, K. H., Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1806—11.
Joret, Herder et la littérature en Allemagne au XVIIIième siècle. Paris 1875.
Koberstein, Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl., 3. Teil. Leipzig 1872.
Koschmieder, Herders theoretische Stellung zum Drama. Stuttg. 1913.
Krauß, R., Schwäbische Literaturgeschichte. Freiburg Br. 1897.
Krüger, H. A., Deutsches Literaturlexikon. München 1914.
Kühnemann, E., Herders Leben. München 1912.
Kürschner, Deutsche Nationalliteratur. Bd. 43, 49, 74—77.
Lachmann-Muncker, Lessings Werke. Leipzig 1886—1904.
Lange, S. G., Leben Georg Friedrich Meiers. Halle 1778.
Lauchert, Fr., Die Anschauungen Herders über den Ursprung der Sprache, ihre Voraussetzung in der Philosophie s. Zeit und ihr Fortwirken. Euphorion I, S. 747ff.
Litzmann, B., Liscow in seiner literarischen Laufbahn. Hambg. 1883.
Lotze, H., Geschichte der Aesthetik in Deutschland. München 1868.
Lüttge, A., Herders Auffassung der Weltgeschichte. Programm des Gymnasiums Seehausen 1868.

Mendelssohn, G. B., M. Mendelssohns Schriften, 7 Bde. Leipzig 1843—45.
Mendelssohn, M., Ueber die Empfindungen. Berlin 1755.
Meusel, Lexikon deutscher Dichter und Schriftsteller.
Millberg, E., Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Meißen 1880.
Muncker, F., Mendelssohn und die deutsche Literatur. Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. 1. Bd.
Naumann, E., Ueber Herders Stil. Jahresbericht über das Königl. Friedr. Wilh. Gymnasium. Berlin 1884.
Nicolai, Fr., Ehrengedächtnis Herrn Th. Abbt. Berlin/Stettin 1767.
Nicolai, Fr., Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker. 1. Bd. Berlin/Stettin 1799 b. Friedr. Nikolai.
Nicolai, Fr., Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Berlin 1759 ff.
Pentzhorn, E., Th. Abbt, ein Beitrag zu seiner Biographie. Diss. Gießen 1884.
Philippi, A., Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik. Leipzig 1896.
Prutz, Th. Abbt; literarhistorisches Taschenbuch. 4. Jahrgang 1846.
Redlich, C., Lessings Werke, 20. Teil. Berlin.
Reich der Natur und der Sitten, eine moralische Wochenschrift. 9 Teile. Halle, Just. Gebauer 1757 ff.
Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 12. Aufl.
Schubart, Chr. D., Ode auf den Tod des Herrn Hof- und Regierungsrat Abbt in Bückeburg. An Seinen Herrn Vater in Ulm. Ulm 1766.
Schuller, Thomas Abbt. Neue Jahrbücher für Philol. und Pädagogik. Fleckeisen und Masius. 136. Bd. 1887.
Schwinger, Die literarischen Elemente in Friedrich Nicolais Roman Sebaldus Nothanker. Diss. Heidelberg 1897 u. Weimar 1897.
Suphan, B., Die Rigischen Gelehrten Beiträge und Herders Anteil an denselben. Z. f. d. Ph. VI, S. 45—83.
Stockhausen, Kritischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für die Liebhaber der Kunst und Wissenschaft. Berlin 1771.
Thiele, Th. Abbts Anteil an den Briefen, die neuste Literatur betreffend. Beitr. z. d. Ph. Halle 1880. Festgabe für Zacher S. 149 ff.
Unger, Rud., Hamann u. die Aufklärung. Jena 1911.
Weyermann, Albr., Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.
Zimmermann, Vom Nationalstolz. 1. Aufl. Zürich 1758.
Zimmermann, J. G., Vom Nationalstolze. Vierte, um die Hälfte vermehrte und durchaus verbesserte Auflage. Zürich 1768.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Thomas Abbt